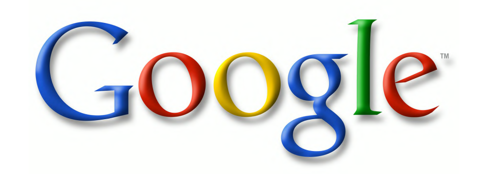


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

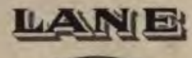
We also ask that you:

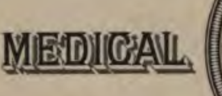
+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/


LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0413 8808







LIBRARY

Seidel Collection

HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

AMERICAN BANK NOTE CO. LITHO.





Ethnographische Rösselsprünge.



Ethnographische

Rösselsprünge.

Kultur-
und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen

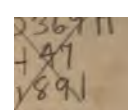
von

Friedrich von Hellwald.



Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1891.

60192





Vom Gruß und seinen Formen.

I.

Allgemeines.

Es ist ein gemeiner Irrthum, daß mit dem Sinken der Gesittung auch die Formlosigkeit im Umgange und Verkehr der Menschen unter einander zunehme. Vielmehr ist ganz das Gegentheil wahr. Auf niedrigen Culturstufen lebt der Mensch weit mehr denn wir eingeschränkt durch Vorschriften des Herkommens und der Sitte, schwingt ein sehr ausgebildetes, wenn auch barbarisches Ceremoniell sein gebieterisches Scepter. Der Wilde, um diesen unpassenden Ausdruck zu gebrauchen, beobachtet es mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, mißt ihm auch einen ganz anderen, unendlich höheren Werth bei als wir, und von seinem Standpunkt mit vollem Recht, denn für ihn hat dieses Ceremoniell noch wahren Inhalt, während es auf höheren Gesittungssprossen nur mehr Symbol ist, dessen Urgrund meist kaum mehr bekannt, dem Gedächtnisse der Menge wenigstens entschwunden ist. Ueberall nun sind die Formen, unter denen die Menschen sich untereinander beim Be-

gegnen, Besuchen und Abschiednehmen Freundschaft und Achtung zu erkennen geben, kurz gesagt, sich begrüßen, ein wichtiger Bestandtheil des Ceremoniells, das zwar mitunter unser Befremden, unsere Lachlust, selbst unseren Abscheu erregen mag, von den Ausübenden aber unter allen Umständen sehr ernst genommen und gemeint wird. Es ist das Verdienst des britischen Forschers Herbert Spencer, aufgezeigt zu haben, wie jede Art von Ceremonie, folglich auch der Gruß, die Neigung in sich trage, sich immer mehr und mehr abzukürzen und durch solche Abkürzung natürlich zugleich ihr ursprüngliches Wesen zu verdunkeln. Wenn wir heute beim Begegnen eines Bekannten den Hut lüften und selbst auch dies schon lästig zu finden beginnen, so sind wir uns selten bewußt, daß das Hutabziehen nichts als das letzte Ueberbleibsel jener Form von Ehrenbezeugung ist, welche vormals die Entblößung des ganzen oder des größten Theils des Körpers verlangte, ein ganz ebenbürtiges Seitenstück zu der anderen Sitte, daß unsere Damen, um salon- oder ballfähig zu erscheinen, Arme und Büste entblößt tragen müssen.

Von diesem Gesichtspunkte ist es wohl nicht ohne Interesse, sich mit den Grußformen niedrigerer Völkerschaften vertraut zu machen, denn sie sind geeignet, auf das eben Bemerkte manches Licht zu werfen. Von einem völligen Erschöpfen dieses sehr mannigfach äußernden Ceremoniells kann hier freilich nicht die Rede sein.

So weit die Menschheit sich überblicken läßt, kennt man kein Volk, noch so roh, ohne irgend eine wie einfach immer geartete gesellschaftliche Gliederung. In

einer solchen stellen sich aber alsbald ganz von selbst bestimmte Formen im Volksleben ein, welche diese Gliederung eben zum Ausdruck bringen. Zu diesen Formen, welche freilich von Volk zu Volk, wie selbst innerhalb der nämlichen Volksgruppe von Zeitalter zu Zeitalter wechseln, zählen die noch lange nicht genügend beachteten Zeichen, womit die Menschen sich untereinander beim Begegnen, Besuchen und Abschiednehmen Freundschaft und Achtung zu erkennen geben. Man faßt diese sehr mannigfachen Zeichen als „Gruß“ oder „Begrüßung“ zusammen, und sie zerfallen insgesammt in solche der Geberde und solche des Wortes. Natürlich hat, wie Alles auf Erden, auch der Gruß mit seinen nationalen Eigenthümlichkeiten seine Geschichte, welcher nachzuspüren nicht ohne Reiz ist.

Ob das gesprochene Wort oder die Geberde den Altersvorrang behauptet, ist schwer zu entscheiden. Mit dem britischen Sociologen Herbert Spencer wird man indeß für die ältesten Begrüßungsformen jene ansehen dürfen, welche die völlige Unterwürfigkeit und Ergebung in die Macht des Begrüßten ausdrücken sollten. Jeder Gruß war seinem ursprünglichen Wesen nach eine Ehrenbezeigung, wie der Niedrigere dem Höheren sie schuldet. Unbewußt wohnt dieser Sinn ja auch heute noch dem Gruße unter den Culturnationen inne. Indem wir grüßen und zumal indem wir uns bemühen, zuerst zu grüßen, wollen wir dem Begrüßten gewissermaßen nahelegen, das wir ihn als den Höheren betrachten, selbst wenn er es thatsächlich nicht ist. Einem wirklich Höheren gebührt aber auch bei uns der Gruß als

Schuldigkeit, ein deutliches Merkmal seiner Herkunft aus einem einstigen effectiven Unterwürfigkeitsverhältnisse. Die ursprünglichsten Grußformen müssen sich daher dort noch finden, wo stetige Furcht und grausame Härte den Menschen zu häufigem und möglichst vielsagendem Ausdruck der vollkommenen Unterordnung zwingen. Furcht mit dem daraus entspringenden Wunsche den Mächtigen zur Güte zu stimmen, zu versöhnen, ist jedenfalls eine Hauptquelle für eine ganze Reihe von Grußformen, deren letzte Ausläufer sich bis in die gesittete Gesellschaft der Gegenwart erstrecken.

In despotisch regierten Staaten ist nun die gewöhnliche Ehrenbezeigung für den Höhergestellten das Niederwerfen zur Erde. Der Unterthan macht sich durch diese Körperstellung wehrlos und deutet damit an, daß er sich der Macht des also Verehrten vollkommen hingebe. Es ist dies thatsächlich die Stellung des Besiegten vor dem Sieger, eine Form, sich als Sclave darzustellen, und man darf annehmen, daß diese, sowie alle daraus später hervorgegangenen Arten des Grußes hauptsächlich im kriegerischen Wesen wurzeln und sich in gleichem Maße entwickeln, als der kriegerische Typus einer Gesellschaft ausgeprägt ist. Bei führerlosen Stämmen, bei solchen mit noch unbestimmter Häuptlingsmacht vermißt man auch Unterwerfung bezeigende Haltungen oder Bewegungen, Handlungen, welche Knechtschaft oder Unterordnung andeuten sollen.

Das vollständige Aufgeben jeglicher Vertheidigung spricht sich durch das Niederwerfen auf den Rücken aus, welche Grußform heute noch bei den Batoka in Südafrika

üblich ist. Eine leise Milderung liegt in dem Niederwerfen auf das Gesicht, eine Bewegung immerhin noch ausdrucksvoll genug, um als Zeichen tiefster Unterwürfigkeit zu gelten. Der orientalische Despotismus kennt keine andere Ehrenbezeigung für den König, und die vollständige Niederwerfung war im Morgenlande gebräuchlich, mochte das zu versöhnende Wesen nun sichtbar oder wie die Gottheit unsichtbar sein.

Es ist nun Spencer's Verdienst, gezeigt zu haben, wie jede Art von Ceremonie die Neigung verrathe, durch Abkürzung ihr ursprüngliches Wesen verdunkeln zu lassen und durch solche Abkürzung ist auch die tiefste aller Ehrenbezeigungen zu einer minder tiefen geworden. Immerhin zeigen die nächsten Erleichterungen stets noch die Absicht, sich dem Höheren wehrlos zu überliefern. Da ist zunächst eine Stellung, in welcher der Körper auf den Knien ruht, während das Gesicht schon den Boden berührt. Diese unvollständig ausgeführte Niederwerfung ist sehr allgemein verbreitet, ganz besonders bei den Völkern der Negerküste; sie wird noch dadurch verstärkt, daß man auf die Berührung des Bodens mit der Stirn besonderen Nachdruck legt. In früheren Zeiten z. B. huldigten die russischen Adeligen dem Zaren bei der Krönung damit, daß sie das Haupt niederbeugten und dasselbe vor seinen Füßen auf die bloße Erde schlugen. Häufig verbindet sich diese Grußform auch mit dem Küssen, sei es des Bodens, sei es der Füße des zu Ehrenden, wovon später die Rede sein wird. Alle diese bei orientalischen und barbarischen Völkern noch heute gebräuchlichen Begrüßungen erfuhren

dann weitere Milderungen, deren nächste Stufe das Stehen auf allen Vieren bilden mag. So thun die Leute in Dahomeh bei der Begrüßung ihres Königs, und ihre Knie sind in Folge dieser Sitte so hart wie ihre Fersen. Eine kleine Abänderung ist das Kriechen auf den Knien und Ellenbogen in Kambodscha. Die nächste Abkürzung ist das einfache Niederknien. Daß diese Ceremonie in der That eine Abkürzung ist, zeigen uns die Japaner und Chinesen. Bei einer Begegnung bezeigen erstere ihre Ehrfurcht durch Beugen des Knies, und wenn sie Jemandem eine außergewöhnliche Ehre erweisen wollen, so stützen sie sich auf das Knie und verbeugen sich bis auf die Erde hinab. Die Chinesen unterscheiden acht Stufen von Ehrenbezeigungen. Die unterste Stufe, welche nur dem Himmel oder dem Kaiser gebührt, besteht darin, daß der Grüßende sich auf die Knie wirft und neunmal das Haupt auf den Boden schlägt. Die folgenden Stufen erweisen sich unmittelbar als Abkürzungen, indem die siebente Stufe nur ein sechsmaliges, die sechste ein dreimaliges, die fünfte ein einmaliges Aufschlagen des Kopfes erfordert. Die vierte Stufe besteht nur mehr im einfachen Niederknien, die dritte im bloßen Beugen der Knie. Diese letztere hat sich unter uns beim weiblichen Geschlechte in Gestalt des „Knixes“, beim männlichen bis vor Kurzem in der Modification desselben, dem „Kratzfuß“, einem Rückwärtsschleifen des rechten Fußes, erhalten. Die zweite Stufe bildet bei den Chinesen die einfache Verbeugung des Körpers. Ist diese einerseits die erste Bewegung, welche durchlaufen werden muß, wenn eine

vollständige Niederwerfung ausgeführt werden soll, so ist sie andererseits auch die letzte Bewegung, welche noch fortbesteht, wenn die Niederwerfung Stück um Stück beschnitten wird. Im Kreise der Culturvölker erleidet aber selbst die einfache Verbeugung noch weitere Vereinfachungen.

Während der Dienende seinen Herrn oder Gebieter begrüßt, indem er seine Gestalt so weit verkrümmt, als eine Verrückung des Schwerpunktes ohne Gefahr für das Gleichgewicht des Körpers möglich ist, fällt der Bückling weniger tief Gestellter auch weniger tief aus; der nächste in der Reihe wird bei ernster Senkung des Kopfes den Rücken etwas krümmen, der „gute" Freund begnügt sich, den Kopf langsam zu senken, der vertraute Freund aber nickt gar blos mit dem Kopfe. Und doch ist auch dieses freundschaftliche Kopfnicken nichts Anderes, als einestheils die erste Vorstufe für das vollständige Niederwerfen wie andererseits ein Ueberbleibsel der barbarischen Proskynesis, welche schon die alten Griechen dem Alexander in Babylon nur widerstrebend erwiesen. Die angedeuteten verschiedenen Abkürzungen des Grußes kommen natürlich ebenso bei den religiösen Ehrenbezeigungen der meisten Völker vor, und ähnliche Vergleiche ließen sich den europäischen Religionsgebräuchen entnehmen. Sie alle gehen von der nämlichen Urform, der die Unterwürfigkeit darstellenden Niederwerfung aus. Letztere ist auch der Schlüssel zu einer ferneren Reihe von Bewegungen und Handlungen, welche als Grußformen auftreten, wie z. B. das Bestreuen irgend eines Körpertheiles mit Staub oder Asche, wie es namentlich

bei vielen afrikanischen Stämmen üblich ist, dann das Falten der Hände, welches vormals in ganz Europa vom gemeinen Manne verlangt wurde, wenn er einen Vornehmen seines Gehorsams versichern wollte, und das jetzt noch als Haltung beim Gebete gelehrt wird. Wenn die Siamesen einander begrüßen, so falten sie die Hände und erheben sie vor das Gesicht oder über den Kopf, und die erste der erwähnten acht chinesischen Stufen der Ehrenbezeigung besteht darin, die Hände zusammenzulegen und vor die Brust zu erheben.

Auf den nämlichen Ursprung der Selbstdemüthigung, wie sie in der Niederwerfung sich ausspricht, ist auch eine andere Grußsitte zurückzuführen. Die Kriegsgefangenen barbarischer Zeiten wurden ihrer Waffen und Gewänder beraubt und mußten entblößt umhergehen. Dieses Entblößen wurde ein Zeichen der Sclaverei und gab ungesitteten Völkern Anstoß zu der Sitte, sich zum Zeichen der Unterordnung der Kleider zu entledigen, sei es ganz oder doch theilweise. In Abessinien müssen sich Alle vor einem Höheren bis zum Gürtel entblößen, vor Gleichgestellten lüften sie nur den Zipfel des Gewandes. Hier ist wieder die Neigung zur Abkürzung erkennbar. Auf dieser beruht auch das im Morgenlande, in Birma, wie in Persien, aber auch bei den Eingeborenen der Goldküste übliche Entblößen der Füße bei Begrüßung eines Vornehmen, in unseren Kreisen aber die allgemeine Form der Begrüßung: das Entblößen des Hauptes. Wie auch dieses immer mehr zu einer einfachen Berührung des Hutes oder zu einer entsprechenden Handbewegung zusammenschrumpft, ist

sehr leicht zu beobachten. Nicht, wie mitunter vorgebracht wird, weil beim Niederwerfen die Kopfbedeckung von selbst abfiel, wird dieselbe abgenommen, sondern es erscheint vielmehr das Hutabziehen ein Ueberbleibsel jener Formalität der Selbstentkleidung, wodurch der Gefangene dereinst die Hingabe alles dessen, was er hatte, ausdrücken wollte. Ein Ueberbleibsel der Anschauung, welche Entkleidung als Ehrenbezeigung auffaßt — am Hofe des Negerkönigs Mtesa von Uganda mußten noch zur Zeit Capitän Spekes völlig nackte Frauen Kammerdienste verrichten — ist auch die Sitte, welche im Kreise der schamhaften Culturnationen widerspruchsvoll verlangt, daß eine Dame, um salonfähig zu erscheinen, Arme und Büste entblößt tragen müsse.

Spricht nun im Gruße ursprünglich sich zunächst Unterwürfigkeit aus, so gesellt sich darin doch noch ein Weiteres hinzu. Neben dem Streben, einen Höhergestellten zu versöhnen, indem man seine Unterwerfung unter ihn ausdrückt, findet sich nämlich allgemein das fernere Streben, ihn günstig zu stimmen, indem man in seiner Gegenwart Freude an den Tag legt. Um den Höheren auf möglichst wirksame Weise zu versöhnen, muß zu gleicher Zeit ausgedrückt werden: „ich bin Dein Sclave" — und — „ich liebe Dich". Nun können verschiedene Anzeichen der Freude, welche in Gegenwart derjenigen zum Ausdrucke gelangen, für die eine Zuneigung besteht, in Höflichkeitsbezeigungen übergehen, weil es eben den Menschen angenehm ist, sich geliebt zu glauben, ihnen demnach solche Zeichen der Zuneigung Vergnügen bereiten. Von diesen Zeichen freudiger Er-

regung, welche gewöhnlich einen Bestandtheil der Ehrenbezeigung und somit des Grußes bilden, ist das Küssen das verbreitetste. Zwar ist Küssen nicht allen Menschen bekannt und wird bei einigen durch Beschnüffeln ersetzt, doch ist es sehr verschieden und weit zerstreuten Rassen als natürliches Zeichen der Zuneigung gemeinsam. Darin, daß es ein Mittel ist, um Zuneigung vorzutäuschen, also diejenigen erfreuen soll, die geküßt werden, liegt offenbar der Beweggrund zum Küssen in den verschiedenen Grußarten. Dasselbe muß natürlich Formen annehmen, die sich mit der demüthigen Niederwerfung oder ähnlichen Stellungen vertragen. Daher das Küssen der bloßen Erde dort, wo man nicht nahe genug an den Höheren herankommen kann oder darf, um seine Füße oder den Saum seiner Kleider zu küssen. Unser Handkuß ist nur eine leichtere Form der alten Sitte, die Füße des Höheren zu küssen, die sich unter uns in dem Pantoffelkusse beim Papste erhalten hat. Diese Ehrenbezeigung erfordert eine vollkommene Niederwerfung des Körpers. Als diese tiefste Demüthigung außer Gebrauch kam, wurden blos mehr Kleider und Hände geküßt, wozu eine bloße Beugung des Körpers genügt. Daß der Handkuß in der That eine Erleichterung, eine Abkürzung der alten Sitte des Fußküsses ist, beweist der Umstand, das die Tonganer höher stehenden Verwandten nur die Hände, sehr hoch stehenden Personen aber die Füße küssen. Schwieriger ist es, die Anfänge unseres Händeschüttelns zu finden. Herbert Spencer sucht sich diese vertrauliche Begrüßungsform folgendermaßen zu erklären: Wenn im arabischen Yemen

zwei Gleichgestellte einander begegnen, sucht jeder die Hand des Anderen zuerst zu küssen, während er die eigene zurückzieht. Dieser Wetteifer endet gewöhnlich damit, daß der Aeltere nachgibt und sich diese Ehrenbezeigung zuerst erweisen läßt. Dieses Hin- und Herziehen der Hände könnte, so meint Spencer, der Ursprung des Händeschüttelns sein. Aehnliches läßt sich auch bei uns beobachten. Auch das Händeschütteln erleidet seine Abkürzungen, indem es nach und nach zu einem einfachen Händedruck geworden ist.

Im Lichte der vorstehenden allgemeinen Bemerkungen mag es nun von Interesse sein, über die wichtigsten Grußformen der Völker Rundschau zu halten, wobei sich ergeben wird, daß der Wortgruß mit dem Geberdengruß und seinen Abkürzungen stets gleichen Schritt hält.

II.

Ostasien.

Die Wiege der Mehrzahl unserer Gebräuche stand im Morgenlande, und die orientalischen Völker sind auch die ersten, deren Grußformen uns bekannt geworden sind. An mimischen Begrüßungen sind sie ungemein reich. In unzähligen Varianten ergehen sie sich von einer leichten Neigung des Oberkörpers bis zu dem sich in voller Länge zu Boden Werfen, und sie stufen dies ab je nach der Würde der zu begrüßenden Person. Die rechte Hand wird an die Stirn

oder an das Herz gedrückt, um die volle Unterwerfung des Intellects und Gemüthes zu bezeugen, oder auch wird die Hand des Begrüßten erst auf dem Rücken, dann in der Innenfläche geküßt, worauf die eigene Hand an die Stirne geführt wird. So grüßt der Diener den Herrn, die Frau den Gatten, das Kind den Vater. Häufig wird auch der Bart des Begrüßten an die Lippen geführt. Im steinigen Arabien ist es Sitte, die Wangen an einander zu streifen. Küsse gelten als Zeichen der höchsten Achtung, und die Anbeter des Baal warfen ihrem Götzen Küsse zu. Die Hindu legen die rechte Hand oder auch beide Hände an die Stirn und neigen zugleich den Kopf oder auch den Körper. Sie unterscheiden fünf Arten des Grußes: 1. **Ashlanga**, wobei man sich verneigt und mit acht Theilen seines Körpers, Knien, Händen, Schläfen, Nase und Kinn den Boden berührt. 2. **Panchanga**, wobei man den Boden nur mit Stirn, Schläfen und Händen berührt. 3. **Dandavata**, wobei nur die Stirn auf den Boden gelegt wird. 4. **Namaksara**, wo man die Stirn verschiedene Male mit offenen und gefalteten Händen und mit den beiden Daumen berührt. 5. **Abhivadana**, der gebräuchlichste Gruß, bei dem man den Körper beugt und die rechte Hand an die Stirn legt. In Bengalen grüßen sich die Frauen gleichen Ranges, indem sie die gefalteten Hände an den Kopf legen; gehören sie verschiedenen Classen an, so beugt sich die Untergeordnete und reibt mit ihrer Stirn den Staub von den Füßen der anderen. Die höhere erwidert den Gruß nicht.

Seltsamere Grußformen bietet der ostasiatische Orient. Sehr eigenthümlich ist der Gruß der bezopften Bürger des himmlischen Reiches in Sikkim. Fast zu gleicher Zeit heben sie den Hut auf, dann entfernen sie ihn vom Kopfe, und je weiter, desto besser, kratzen sich das rechte Ohr und stecken die Zunge heraus. Die Operation ist etwas complicirt und schwierig, aber die Wirkung sehr malerisch. Die feststehenden Begrüßungsbewegungen und Phrasen der Chinesen sind überhaupt höchst gekünstelt. Die Pantomime allein schon ist sehr verwickelt und muß für jeden Fall genau nach besonderer Vorschrift eingehalten werden; so z. B. erhebt man zum Gruße die beiden aneinander gepreßten Fäuste wiederholt bis zur Höhe der Stirn, oder der Grüßende legt die Hände ineinander, breitet sie dann weit aus, schüttelt sie in der Luft und murmelt sanft dabei: Tschin, Tschin, was so viel wie „bitte, bitte“ bedeutet und ebensogut als Dank wie als Abschiedsgruß dient. Sehen sie sich nach langer Trennung wieder, so fallen beide auf ein Knie, beugen sich vornüber und berühren mit dem Gesichte mehrmals die Erde. Die Japaner, deren Grüße große Aehnlichkeit mit jenen der Chinesen haben, ziehen, wenn sie einander begegnen, die Pantoffel ab, offenbar ein Rückstand des Brauches, an geheiligter Stätte die Schuhe abzulegen. Auf den Philippinen nehmen die Bewohner einiger Inseln den Fuß desjenigen, den sie willkommen heißen wollen, und reiben sich sanft das Gesicht damit. Andere, wie Gemelli Caneri erzählt, begrüßen sich, indem sie sich mit den Händen gegenseitig an den Backen fassen und sich, auf einem Bein stehend

vorbeugen. Vom malayischen Archipel bemerkt Crawfurd, daß dort für unseren Kuß bei allen Stämmen das Riechen eintrete; überall seien die Wörter „riechen“ und „grüßen“ gleichbedeutend. Kopf und Nacken sind die gewöhnlichen Objecte der Umarmung, wobei ein Schnüffeln hörbar wird. Wir sind hier eben im Gebiete des sogenannten „Nasengrußes“, der als eine charakteristische Sitte einzelner Racen und Völkerfamilien aufgefaßt werden kann. Dabei ist nicht das Reiben, die mechanische Berührung, die Hauptsache, sondern eben das Riechen. Wie nämlich die Völker ihren besonderen Geruch haben, so besitzt auch jedes Individuum seine Ausdünstung, und diese ist es, die der Freund vom Freunde durch den Nasengruß einzieht, gleichsam um einen Theil des befreundeten oder geliebten Wesens in sich aufzunehmen. Der Nasengruß, der nun auf dieser Einschlürfung beruht, hat seine ganz bestimmten Verbreitungsbezirke, deren einer im Hinterindien liegt und sich von da östlich durch Polynesien bis zur Osterinsel fortsetzt. Von den Bergvölkern Tschittagongs erzählt Lewin: „Ihre Art zu küssen ist sonderbar, statt Lippe an Lippe zu pressen, legen sie Mund und Nase auf die Wange und ziehen den Athem stark ein. In ihrer Sprache heißt es nicht: gib mir einen Kuß, sondern: rieche mich.“ Genau so ist es auch bei den Birmanen der Fall. Die Alfuren auf Ceram streichen und reiben sich dabei mit dem ganzen Oberkörper an einander, was stark an die Katzen erinnert; sie krümmen sogar den Rücken, um ihr wohliges Gefühl zu äußern. Von Mangkassar auf Celebes besitzen wir das Zeugniß von A. R. Wallace, dessen

Leute bei der Abfahrt mit ihren Verwandten ein allgemeines Nasenreiben veranstalteten — der „malayische Kuß", fügt Wallace hinzu.

Den Malayen sind die Polynesier ethnisch anzugliedern, auch bei ihnen herrscht die Sitte des Nasengrußes. Er wird bestätigt von den Markesas- und Penrhyninseln; die Missionäre sahen ihn neuerdings auf der Ellice-Gruppe, er ist beobachtet auf den Marianen- und Kingsmillinseln, herrscht also überall in der Südsee, mit Ausnahme von Melanesien, wenigstens liegen von dort keine Beobachtungen vor. Neuseeland wird von den Maori bewohnt, welche den Polynesiern stammverwandt sind. Darwin beschreibt das dort übliche „Nasendrücken". Er sagt: „Die Weiber kauerten nieder und hielten ihr Gesicht aufwärts; meine Begleiter standen über ihnen, legten die Rücken ihrer Nasen in einem rechten Winkel über die ihrigen und fingen das Drücken an. Das dauerte etwas länger als ein herzlicher Händedruck bei uns. Während des Vorganges ließen sie ein behagliches Grunzen hören." Und Max Buchner, welcher die Bezeichnung „Nasenreiben" ganz unpassend findet, beobachtete den Vorgang dahin, daß die befreundeten Nasen aneinandergedrückt werden und in dieser intimen Berührung regungslos etliche Augenblicke verharren, allerdings viel länger, als bei uns für eine bloße Begrüßung üblich wäre. Am meisten fiel ihm die ernsthafte traurige Miene auf, welche die Maori dabei machten. Die Sitte wird heute fast nur mehr von alten Männern und Weibern geübt. Die jüngere Generation hat sich das europäische Küssen angewöhnt,

und moderne Männer schütteln sich einfach die Hände nach englischem Vorbilde. Es kann nicht befremden, den Nasengruß nach neuseeländischer Art auf den Chathaminseln zu finden, deren Bewohner auch Maori sind; er ist ehemals aber auch auf Hawaii (Sandwichsinseln) in Geltung gewesen und soll hie und da von alten Personen noch geübt werden. Sehr interessant ist, daß diese eigenthümliche Sitte auf der großen ostafrikanischen Insel Madagaskar wiederkehrt, deren Bewohner großentheils malayisch-polynesischen Ursprungs sind. Auch diesen ist bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit der Gebrauch des Küssens in seiner europäischen oder orientalischen Bedeutung fast unbekannt gewesen. Ein Kuß, oder was demselben am nächsten kommt, besteht bei ihnen, wie dies der dafür gebräuchliche Ausdruck schon andeutet, in einem Drücken oder Reiben der Nasen: **manóraka**, von **órana**, Nase. „Die Eingebornen", bemerkt James Sibree, dem wir diese Einzelheiten entnehmen, „fangen indessen jetzt schon an, sich an unseren Kuß mit den Lippen zu gewöhnen, und küssen uns gar oft die Hände; aber ein mit den Lippen gegebener und genommener Kuß kommt heute noch sowohl zwischen alten als auch jungen Malagassy nur höchst selten einmal vor. Von den Europäern haben sie aber den Gebrauch des Händedrückens gelernt." Die alte Sitte, den Fuß eines Höhergestellten zu küssen oder zu lecken, ist jetzt vollständig abgekommen, doch hat sich die Redensart, **miléla-pâladía**, d. i. „die Fußsohle lecken", noch erhalten; sie wird häufig als ein Ausdruck tiefster Demuth angewendet, und oft genug vernimmt man sie

bei öffentlichen Gebetsversammlungen, vorzugsweise von Greisen, denen die alterthümliche Ausdrucksweise noch geläufig ist.

Ein wesentlicher Bestandtheil des Grußes ist die dabei gebräuchliche Anrede, und diese drückt durch Worte dasselbe aus, was die Verbeugung mimisch darstellt: die Niederwerfung, die natürliche Folge der Besiegung. Daneben gibt es begütigende Redeweisen, um den mit der Niederwerfung verbundenen Zustand auszudrücken, in welchem der Besiegte der Barmherzigkeit des Angeredeten anheimfällt. Die biblischen Erzählungen haben uns damit vertraut gemacht, daß das Wort „Knecht" ganz gewöhnlich von Seiten eines Unterthanen oder eines niedriger Stehenden auf sich selbst angewendet wird, wenn er mit einem Herrscher oder einem Höheren spricht. Schon sehr frühe aber kam es dazu, daß solche Betheuerungen der Knechtschaft auch Menschen von untergeordneter Macht gewidmet wurden. In Indien sucht ein Mann heute noch seine Höflichkeit zu beweisen, indem er sich den Sclaven des Angeredeten nennt, und wie unter den europäischen Völkern eine ähnliche Unterwürfigkeit platzgegriffen hat, braucht wohl kaum näher erörtert zu werden. Zu den Höflichkeitsphrasen, welche Erniedrigung des Sprechenden ausdrücken, gesellen sich solche, welche die angeredete Person erhöhen sollen. Wurden derartige Lobreden ursprünglich nur vor den Höchsten gebraucht, so stiegen sie doch natürlich bald zu Menschen von geringerer Gewalt und von da immer tiefer hinab. In Verbindung mit solchen schmeichelhaften Beinamen verbreiteten sich aber auch

Schmeicheleien von ausführlicherer Form, besonders im Orient, wo beides bis zum Aeußersten getrieben wird. In China ist es von unerläßlicher Nothwendigkeit, beides zu vereinigen, den Angeredeten möglichst zu erhöhen, sich und Alles sich Angehörende dagegen herabzusetzen.

Spricht man z. B. zu einem älteren Manne, so sagt man von sich: „der thörichte jüngere Bruder"; spricht man zu einem Jüngeren, so sagt man von der eigenen Person: „der thörichte Alte" oder gar anmuthig: „die alte Fäulniß". Die Gattin nennt sich „eine niedrige Concubine", ein Verwandter bezeichnet sich als „der Schweif der Verwandtschaft". Will man von seinem Hause sprechen, so muß man es, ist man wohlerzogen, die „baufällige Scheune" nennen. Seine Gattin bezeichnet man ausdrucksvoll als „den dummen Dorn". Gibt man seiner Meinung Ausdruck, so darf man nicht vergessen zu sagen: „meine alberne Meinung" oder „mein gewagter Ausspruch". Seinen Sohn benennt man: „das Grasinsect". Ist die begrüßte Person von Stand, so ist sie: „er, unter dessen Füßen" sich der Sprecher befindet, oder symbolisch, „der im Wagen Befindliche". Der Kaiser ist „der Sire von Myriaden Jahren". Spricht man vom Vater eines Anderen, so ist er entweder „der ehrenwerthe Graubart" oder „die ehrenwerthe Strenge". Die Mutter des Anderen wird „die gütige Sanftmuth" oder „die Halle der Langlebigkeit" genannt, sowie seine Tochter die Bezeichnung „die tausend Goldstücke" erhält. Ein Minister ist „die Galerie" unter der man steht. Kraft dieser genau abge-

zirkelten Etikette hat demnach auch ein den höheren Ständen angehörender Chinese, der von einem Gleichstehenden stets mit den schmeichelhaftesten Worten und gewähltesten Ausdrücken angeredet wird, mit der größtmöglichen Selbsterniedrigung zu antworten. Ein Gespräch zwischen ihnen möchte sich etwa folgendermaßen gestalten: „Wie geht es meinem berühmten und glorreichen Freunde und Landsmann?“ Antwort: „Mein verächtlicher Balg befindet sich durchaus nicht schlecht.“ „Wo liegt Ihr kostbarer Palast?“ Antwort: „Mein elendes Hundeloch liegt in Shanghai, dicht beim Landungsplatze der Dampfboote.“ „Ist Ihre edle Familie zahlreich?“ Antwort: „Ich habe blos fünf elende Mißgeburten.“ „Wie befindet sich Ihre junge, liebenswürdige Gemahlin?“ Antwort: „Das alte Weib platzt vor Gesundheit.“ Ebenso nennt sich in einem Briefe an einen früheren Lehrer der Schreiber immer: „Dein dummer Schüler“, und um sich nach dem Namen eines Anderen zu erkundigen, wendet man die Form an: „Dürfte ich es wagen, zu fragen, welches Euer edler Vorname und Euer erhabener Name ist?“, worauf die Antwort lautet: „Der Name meiner kalten (oder armen) Familie ist —, und mein unedler Name ist —.“ Selbst auf einer gewöhnlichen Visitenkarte, die zur Anmeldung des Besuches abgegeben wird, sprechen die Chinesen folgendermaßen sich aus: „Der zärtliche und aufrichtige Freund Eurer Herrlichkeit und der unermüdliche Schüler Eurer Lehre stellt sich hiermit vor, um seinen Besuch abzustatten und seine Verbeugung selbst bis auf die Erde herab zu machen.“

In China, wie auch in Japan und Siam, wird bei der Begrüßung gar streng darauf gehalten, nur in der dritten Person vom Begrüßten zu sprechen, wie auch von sich selbst. Diese allgemeinste unter den indirecten Sprechweisen scheint nach Herbert Spencer ihre Wurzel in dem urwüchsigen Aberglauben hinsichtlich der Eigennamen zu haben. Von der Vorstellung ausgehend, daß der Name eines Menschen einen Bestandtheil seiner Individualität bilde und daher der Besitz seines Namens irgend welche Gewalt über ihn verleihe, zeigen die Wilden beinahe überall ein Widerstreben gegen die Mittheilung ihrer Namen und vermeiden in Folge dessen auch in der Unterhaltung den Gebrauch derselben, wodurch sie einem Zuhörer verrathen werden könnten. In Verbindung mit diesem Vermeiden des Eigennamens, das bei gesitteteren Völkern auf den Verkehr mit einem Höheren sich beschränkt, findet sich nun nicht selten ein Vermeiden der persönlichen Fürwörter, welche gleichfalls eine allzu directe Beziehung mit der angeredeten Person herstellen würden, als daß sie zulässig wären, wo es auf Beobachtung eines bestimmten Abstandes ankommt. In Siam wird, wenn man nach des Königs Befehlen frägt, die Pronominalform so viel als möglich vermieden, und bei den Chinesen ist dieser Stil der Anrede in den alltäglichen Verkehr herabgestiegen. Wenn sie nicht enge Freunde sind, so sagen sie niemals „Ich" und „Du", was eine grobe Unhöflichkeit wäre. Statt z. B. zu sagen: „Ich anerkenne sehr den Dienst, den du mir erwiesen hast," pflegen sie vielmehr zu sagen: „der Dienst, welchen der Herr oder der Doctor für seinen

geringsten Diener oder seinen Schüler gethan, hat mich außerordentlich gerührt". Endlich gibt es noch Abänderungen im Gebrauche der Fürwörter, welche dazu dienen, den Höheren zu erheben und den Niedrigen herabzudrücken. „Ich" und „mich" werden im Siamesischen durch verschiedene Wörter ausgedrückt, je nachdem es sich um den Verkehr zwischen Menschen verschiedener Gesellschaftsclassen handelt. Noch weiter ist das System bei den außerordentlich ceremonienreichen Japanern ausgebildet, bei welchen jeder Stand sein ihm eigenthümliches „Ich" besitzt, das kein anderer Stand gebrauchen darf.

Die Anredeformen, wie sie im Gruße zum Ausdruck gelangen, zeigen zu den verschiedenen Gesellschaftstypen die nämlichen allgemeinen Beziehungen, wie die Ehrenbezeigungen mit ihren Handlungen: dort wo in der Gesellschaft keine Unterordnung besteht, wie bei so vielen rohen Stämmen, können sich auch nicht jene Rede- und Grußformen ausbilden, welche die angeredete Person erhöhen und die sprechende erniedrigen. Wo sich dagegen eine absolute persönliche Herrschaft findet, da nehmen auch die Selbstdemüthigungen und die -Erhöhungen Anderer durch Worte ganz übertriebene Formen an. In China besonders, wo die Gewalt des „kaiserlichen Höchsten" keine Schranke kennt, sind die Phrasen voll Schmeichelei und Unterwürfigkeit, welche zuerst im Verkehre mit den Herrschern gebraucht wurden und sich später allgemeiner verbreiteten, geradezu auf's Aeußerste getrieben. Und fragen wir ferner, wo die am meisten ausgekünstelten Abänderungen im Gebrauche der Fürwörter vorkommen, welche durch das Ceremoniell veran-

laßt werden, so finden wir sie bei den Japanern, bei denen unaufhörliche Kriege vor langen Zeiten schon einen Despotismus fest eingewurzelt haben, der göttliches Ansehen erlangte.

III.

Der Orient.

Nirgends vielleicht läßt sich das über den Gruß im Allgemeinen Bemerkte besser studiren als im Oriente, worunter wir hauptsächlich die vom Islam beherrschten Gebiete verstehen wollen, selbstredend ohne die in diesem Bannkreise lebenden, andersgläubigen Völker auszuschließen. Wie wir sahen, vermischen sich in der vollständigen Ehrenbezeigung zwei Elemente, von denen das eine Unterwerfung, das andere Zuneigung ausdrücken soll; und zwei ganz entsprechende Elemente treten auch in der vollständigen Anredeform zusammen. Glückwünsche für Leben, Gesundheit und Wohlergehen des Begrüßten sollen die Anhänglichkeit an denselben bekunden. Neben solchen ganz allgemein verbreiteten Redensarten wird auch nicht selten die göttliche Hilfe zu Gunsten der begrüßten Person angerufen. Dies beobachtet man vor Allem in den Grußformen der Orientalen, in denen ein tief-religiöser Sinn zu Tage tritt, soweit es sich um die Worte handelt, welche die Geberde begleiten. Das hebräische Wort barak ist gleichbedeutend mit segnen und wird zum Willkomm wie zum Abschied als Gruß geboten. Bei jedem Gruße

wird da der Begrüßte dem Schutze Gottes empfohlen: „Der Herr segne Dich!" „Der Herr sei mit Dir!" „Jacob segne Pharao" u. dergl. Bei einem Volke, welches so ganz im Gottesglauben aufging, wie Alt-Israel, können solche Grußformen nicht Wunder nehmen. Ein gut Theil dieses strengreligiösen Sinnes ist aber auch auf die Bekenner des Islams übergegangen, daher denn auch unter diesen ähnliche Begrüßungssprüche üblich sind. Der Araber sagt: „Gott schenke Dir seine Gnade" oder „Möge Allah Deinen Morgen stärken". „Ich bete für Deine Größe", läßt sich der Perser vernehmen, und der Osmane grüßt mit den Worten: „Sei unter Gottes Schutz", „Meine Gebete sind für Dich" oder „Vergiß mich nicht in Deinen Gebeten". Das nämliche religiöse Element tritt auch bei der Beantwortung des Grußes im Morgenlande in den Vordergrund. Auf die Frage: „Wie geht es Dir?" wird ein Araber antworten: „Gott sei gepriesen", und der Tonfall wird dem „gut" oder „schlecht" Ausdruck verleihen. „Dir ist wohl?" erhält „Gott segne und erhalte Dich" zur Antwort, und es würde als Mangel an gebührender Artigkeit ausgelegt, erführen diese Antworten irgend welche Abänderung. Einen solchen Verstoß duldet der conservative Sinn der Orientalen nicht. „Gott sei Dank, wie geht es Dir?" ist ein immer noch in Arabien üblicher Gruß. „Sei glücklich!" „Mögest Du Gemächlichkeit und Fülle genießen!" Das sind Grüße im Morgenlande, die aus den ältesten Zeiten stammen und alle das Bestreben bekunden, dem Begrüßten Zuneigung zu bezeigen. Sie gemahnen zugleich an das Zeitalter

des Alten Testamentes und den materiellen Sinn Alt-Israels, wonach irdisches Gedeihen und Reichthum als Belohnung der Tugend und ein Zeichen der göttlichen Gunst angesehen wurden.

In Verbindung mit diesen Wünschen stand der nicht weniger materielle Wunsch nach Frieden. „Schōlem alēchem", d. h. „Friede sei mit Euch", war die gewöhnliche Grußformel der Hebräer, und dieser Friedensgruß war auch allzeit üblich bei den Arabern und Persern, wie er es jetzt noch unter allen Moslemin ist. „Salam aleckum!" („Friede mit Euch") sagt der eintretende Perser, worauf ihm: „U aleckum essalam u rahmet ullah!" („Auch mit Euch der Friede und Allahs Barmherzigkeit") erwidert wird. Es führt uns dieser morgenländische Friedensgruß in die stürmischen Zeiten zurück, als der Krieg chronisch war und Hab und Gut sich ebensosehr wie ihr Besitzer dem Feinde gegenüber in steter Unsicherheit befanden. In jenen Tagen mußte der Wunsch nach Frieden das große Desideratum sein, welches ja zugleich auch alle anderen Herzenswünsche einschloß. Denn mit dem Frieden kam die Muße zum Ackerbau, das materielle Gedeihen, der Reichthum auch in der Viehzucht und die eigene Körperpflege, die Wohlsein bringt. Die ursprüngliche Grußformel hieß denn auch: „Friede sei mit Dir und die Gnade Gottes mit allem seinem Segen!" Wie die Geberden, so folgten jedoch im Laufe der Zeit auch die Anreden dem Zuge nach Abkürzung, besonders als mildere Tage den vollen Wunsch nicht mehr so dringlich erscheinen ließen. So entstand allgemach das gekürzte, einfache: „Der Friede

sei mit Dir". Als dann das aufblühende Christenthum den Osten mit dem Westen gewissermaßen vermischte, mischten sich auch die Grußformen. Der Paulinische Gruß: „Gnade und Friede" (χαρὶς καὶ εἰρήνη) scheint den morgenländischen Frieden mit dem griechischen χαῖρε verbunden zu haben. Aber es war hier nicht mehr der thatsächliche, materielle, irdische Friede gemeint, sondern, dem Geiste des Christenthums entsprechend, der Seelenfriede, der im Herzen wohnt und alle irdischen Güter weitaus an Werth übertrifft. Das Aeußerliche war somit zum Innerlichen geworden. Der geistliche Gruß: Pax vobiscum beruht selbstredend auf der nämlichen orientalisch-griechischen Basis und ist die buchstäbliche Uebersetzung des Salam aleckum der Morgenländer.

Dem gleichen Geiste, der sich in obigen Begrüßungsreden ausspricht, entspringt auch eine andere Segensform, auf welche die Orientalen hohen Werth legen: die Langlebigkeit. Alle alten Völker des Morgenlandes, Phöniker, Hebräer, Babylonier, Perser, flochten diesen Wunsch in die Begrüßungen ihrer Könige und Stammesoberhäupter, sowie ihrer Vorgesetzten überhaupt ein. Die Hebräer insbesondere, welche von einem Unsterblichkeitsglauben nichts wußten, betrachteten Langlebigkeit als das höchste Glück und Lohn des Gehorsams gegen Jahveh, frühen Tod dagegen als Strafe der Versündigung. Mit charakteristischer Hyperbolik wurde der Wunsch der Langlebigkeit zu der Formel ausgeprägt: „Möge der König immer leben!" Unser allgemein gebräuchliches Vivat, das bei Germanen, Romanen und Slaven in verschiedenen Aussprachsformen im

Schwange geht und worin sich die Begeisterung für einen Gefeierten, sei es bei öffentlichen Anlässen, sei es im engeren Kreise der Tafelrunde, Luft macht, ist im Grunde genommen auch nichts weiter als ein verkümmertes Ueberbleibsel des alten Wunsches nach einem langen, friedlichen Leben, worin sich zugleich der passive Charakter der Orientalen ausspricht. Da jeder Gruß eigentlich eine Ehrenbezeigung ist, so geht seine Entwickelung naturgemäß mit jener der allgemeinen Höflichkeit im Benehmen Hand in Hand. Völker, welchen Höflichkeit fremd ist, sind gemeiniglich auch kurz angebunden im Gruße. Die Verfeinerung in der Gesittung bildet dagegen auch die Höflichkeit aus und stellt für dieselbe jeweils eine besondere Richtschnur auf. Darnach enthebt z. B. keine noch so hohe Stellung den Moslim, den Gruß eines Glaubensgenossen zu erwidern. Muhammed hat diese Unterlassung ausdrücklich verboten. Entdeckt jedoch ein Moslim, daß er seinen Gruß an einen Juden oder Ungläubigen verschwendet, so nimmt er ihn sogleich zurück mit den Worten: „Friede sei mit uns und allen treuen Gläubigen des wahren Gottes". Auch in Persien werden Nichtmoslemin, wie Dr. J. E. Polak berichtet, der Formel des Salams nicht gewürdigt, weil man in derselben einen symbolischen Ausdruck des Islams zu finden glaubt. Sie werden daher statt des Grußes mit Fragen und Complimenten über das Befinden u. s. w. überhäuft. Die alten Juden verschmähten es ebenfalls, die Heiden und auch die Zöllner zu grüßen, weil sich letztere den götzendienerischen Unterdrückern verkauft hatten.

Bekanntlich kennen die Morgenländer nicht den Werth der Zeit und haben deshalb niemals Eile. Dies prägt sich auch in ihren Grußformen aus, wie sie insbesondere in den bei gegenseitigen Besuchen auszutauschenden Höflichkeiten zur Anwendung gelangen. Niemals könnte der schnelllebige Abendländer sich den Luxus solch zeitraubender, langathmigen Begrüßungen gestatten. Es ist wenig, daß bei den alten Israeliten nähere Bekannte einander Hände, Haupt und Schultern zu küssen pflegten. Begegnen sich unter den Arabern zwei Freunde, deren einer von einer Reise zurückgekehrt ist, so reichen sie einander die rechte Hand, und der Daheimgebliebene ruft: „Du hast mich trostlos gemacht durch Deine Abwesenheit!", worauf der Andere erwidert: „Möge Gott uns nicht durch Deine Abwesenheit der Trostlosigkeit anheimgeben!" Dann folgt der Austausch von Wünschen, deren jeder von einer anderen Stellung der Hände begleitet sein muß. Auch bei den Osmanen der europäischen Türkei, welche doch mit der abendländischen Gesittung schon vielfach in Berührung gerathen sind und auch in der That die Schroffheit der orientalischen Anschauungen in manchen Stücken gemildert haben, herrscht doch noch die nämliche Weitschweifigkeit im Gruße, mehr noch natürlich bei den Persern. Bei beiden Völkern wird nicht mit dem Kopfe gegrüßt, auch wird die Kopfbedeckung niemals abgezogen; es wäre dies vollkommen unanständig. Vielmehr beugt sich der Grüßende tief und streckt die rechte Hand nach unten, fast als wollte er etwas vom Boden aufheben, bewegt dann, während er sich aufrichtet, die

Hand im Bogen nach der Herz- oder Magengegend, von da in einem zweiten Bogen zum Munde und endlich zur Stirn; ist sie hier angelangt, so steht oder sitzt er wieder gerade. Will er die Sache abkürzen, so beugt er sich weniger tief und läßt die Rechte nur etwa bis zur Höhe des Beines oder der Hüfte herabgehen, um von dort den ersten Bogen zu beginnen; beim geringsten Maß von Feierlichkeit wird die Verbeugung auf ein Kopfnicken zurückgeführt, aber die drei Handbewegungen nach Herz, Mund und Stirn bleiben immer. Was bedeutet nun diese Reihe von Bewegungen, was bedeutet namentlich das Greifen nach den Locken der Stirn? Letzteres ist nichts Anderes als ein abgekürzter Griff nach dem Mantelzipfel, und das Ganze heißt symbolisch: Ich verehre den Saum Deines Gewandes; ich lege ihn an mein Herz, ich küsse ihn und ich stelle mein Haupt unter seinen Schutz. Da haben wir also die ganze Stufenleiter von Gefühlen, welche — wie wir in unserem ersten, einleitenden Aufsatze auseinandersetzten — das Wesen des Grußes ausmachen. Und daß dem so ist, das sieht man in den allerdings weniger zahlreichen Fällen, wo der Gruß wirklich in seiner vollen Länge und Demuth ausgeführt wird; dann aber ergreift der Grüßende wirklich den Kaftanzipfel des Gegrüßten und führt mit ihm die drei Bewegungen oder wenigstens den Kuß aus. So geschieht es z. B., wenn der Sultan am Morgen des Kurban-Bairam seine Cur abhält; der Gruß der Würdenträger ist dann eine förmliche Proskynesis, sie werfen sich vor ihm nieder, um seinen Mantel zu küssen. Bei dem Allervornehmsten, z. B.

dem Scheich ül Islam, läßt der Herrscher es nicht zum Niederfallen kommen; er hält sie in der Bewegung auf und umarmt sie; den Nächstvornehmen hilft er aufstehen, die kleineren müssen sich aber aus eigenen Kräften wieder aufrichten. Aehnlich grüßen in Persien Niedergestellte ihren Vorgesetzten durch eine Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel als Zeichen der Unterwürfigkeit.

Im gewöhnlichen Verkehre bleibt es indeß bei der sinnbildlichen Beugung und Handbewegung. Diese aber wird reichlich verwerthet und insbesondere niemals, wie im Abendlande, durch ein Collectivverfahren verkümmert. Kommt man zu Besuch, etwa zu einem angesehenen Manne, bei dem schon mehrere Andere zu gleichem Zwecke sich eingefunden haben, so geht der Türke nicht auf den Hausherrn hin, reicht ihm nicht die Hand und macht dann auch nicht den Uebrigen insgesammt seine Verbeugung. Denn der türkische Grundsatz lautet erstens: mache dem, den du ehren willst, keine Mühe, zwinge ihn nicht zum Aufstehen! und zweitens: gib Jedem sein besonderes Theil. Darnach erspät der Ankommende sofort einen leeren Sitzplatz, geht so schnell wie möglich auf denselben los und setzt sich sofort nieder, damit der Besuchte gar nicht die Zeit habe, sich seinetwegen zu erheben.

Fühlt der Besucher sich gesellschaftlich einigermaßen gleichberechtigt, so setzt er sich breit und bequem, andernfalls mehr auf die vordere Kante der Sitzgelegenheit, aber auf alle Fälle setzt er sich zuerst fest. Dann erst macht er seinen Salam, die Verbeugung mit den drei

Handbewegungen, erst einmal für den Hausherrn, dann einen besonderen für jeden anwesenden Gast, und hierauf noch einen überzähligen in's Allgemeine hinein, damit sicher Niemand zu kurz komme. Im Ganzen hat man also zehnmal zu grüßen, wenn neun Menschen im Gemache sind; dann kann das Gespräch beginnen. Ist der Ankommende ein solcher, dem Ehre gebührt, so läßt sich der Hausherr durch die Eilfertigkeit des Gastes nicht abhalten, ihm entgegenzugehen; er bringt ihn vielmehr zu seinem Sitz, und wenn er früh genug kommt, so greift er dem Fremden unter die Arme und stützt ihn auf dem Wege zum Platz — ohne alle Rücksicht auf das Verhältniß der beiderseitigen Körperkräfte. Selbstverständlich hat sich der also Beehrte gegen die Herablassung höflich zu wehren. Sitzt man nun endlich dem Besuchten glücklich gegenüber, so beginnt das Gespräch mit Erkundigungen nach dem gegenseitigen Befinden, und dabei wird sofort dem Gast das Rauchmaterial zugetragen; früher war es der Tschibuk, welchen dem Geringeren anzubieten ein Zeichen herablassender Freundlichkeit, dem Gleichstehenden gegenüber eine Schuld der Höflichkeit, dem Höherstehenden aber ein unerläßlicher Beweis der Ehrerbietung war. Jetzt ist der Tschibuk ganz allgemein durch die Cigarette verdrängt, diese ist aber völlig unvermeidlich, und ziemlich ebensosehr ist es der Kaffee, der nach der älteren Sitte auch denjenigen Besuchern noch dargereicht wurde, welche der Ehre des Tschibuks nicht mehr theilhaftig waren. So, mit Tabak und Kaffee, und mit der wiederholten Bezeugung, daß beide Theile sich — el kamd ül illah — noch immer

wohl befinden, vergeht das Gespräch und damit kommt der Augenblick des Abschiedes. Der Besucher als höflicher Mann setzt naturgemäß voraus, daß sein Wirth die Absicht hat, ihn an die Thür zu begleiten; um ihm diese Mühe zu ersparen, verabschiedet er sich also zu einem Zeitpunkte, wo jener darauf nicht vorbereitet ist, bricht mitten im Gespräche ab, macht plötzlich seinen Salam und geht spornstreichs zur Thür. Der Wirth nicht minder höflich, will sich aber die Mühe des Begleitens nicht ersparen lassen und läuft ebenso spornstreichs hinter dem Gaste her, so daß beide ein förmliches Wettrennen veranstalten. Mit diesem Knalleffect schließt ein regelrechter Besuch zwischen etwa Gleichgestellten in der Türkei.

In Persien läßt man einen Anstandsbesuch zuvor ankündigen. Der Empfänger tritt bis an die vorderste Thür, falls er Jemanden von hohem Range erwartet, anderenfalls schickt er einen Sohn oder jungen Verwandten. Dann wechselt man höfliche Redensarten. Nach dem unvermeidlichen Salam aleckum und dem darauf üblichen Gegengruß heißt es: „Wie kam Deine Herrlichkeit auf den Gedanken, diese bescheidene Wohnung zu besuchen?“ Der Andere preist die allzu große Ehre, die man ihm anthue, und spricht: „Was veranlaßt Dich, Deinem Sclaven entgegenzukommen? Ich bin darüber in unaussprechlicher Verlegenheit; dieses Uebermaß von Güte beschämt mich.“ So kommen Beide bis an die Thüre des Empfangssaales, wo wieder die Complimente über den Vortritt kein Ende nehmen wollen. Der Hausherr sagt: „Du bist ja in Deiner Wohnung

und Alles hat Dir zu gehorchen." Dagegen werden alle möglichen Einsprüche erhoben, bis am Ende der Besuchende seine Pantoffeln auszieht, der Hausherr ein Gleiches thut und Beide in den Saal treten, wo vielleicht schon andere Besucher vorhanden sind. Endlich haben Beide Platz genommen, dann fragt der neue Besucher den Hausherrn, ob unter Gottes Gnade seine Nase fett sei? „Sie ist es, Gott sei gelobt, durch Deine Güte." — „Gott sei gepriesen dafür", lautet die Antwort. Dann wendet man sich zu dem nächsten Nachbar und fragt ihn, wie er sich befinde? Die Antwort lautet allemal günstig: „Dank sei Gott, durch Deine Güte". So müssen alle Anwesenden angeredet werden, doch ist jedesmal einige Abwechslung in die Begrüßung zu bringen. Nachher wendet man sich wieder zum Hausherrn und stellt sich, als ob man ihn lange Zeit gar nicht gesehen habe. Deshalb dann abermals die Frage, ob, so es Gott gefällt, seine Nase fett sei? Antwort: „Sie ist es, Gott sei gedankt, durch Dein Erbarmen". So erzählt R. Oberländer. Kaffee, Thee und Sorbet werden herumgereicht. Beim Abschiede sagt der Hausherr: „Du kamst gelegen, Du brachtest Wohlbehagen in's Haus, ich bin geehrt, geschmückt", worauf der Scheidende erwidert: „Die Güte des Hochgestellten" oder „Euer Schatten möge sich nicht mindern!" Letzterer Gruß enthält eine Beziehung auf das Klima und einen Wunsch, der nur in einem vom Sonnenbrande heimgesuchten Lande entstehen konnte. In diesem Gruße ist aber wiederum der Wunsch des Reichthumes eingeschlossen, denn in diesem schmelzenden Klima kann nur Jener der

Körperfülle sich erfreuen, der reichlich zu essen, nahezu aber nichts zu arbeiten hat. Der Wunsch: „Möge Dein Schatten sich nie mindern“, besagt also zugleich: „Möge Dein Wohlstand niemals abnehmen.“ Die Egypter betrachten den Schmelzeinfluß des Klimas vom entgegengesetzten Standpunkte; eine ihrer wohlwollenden Höflichkeitserkundigungen lautet: „Wie steht es mit dem Schweiße?“ oder: „Schwitzest Du stark?“ Die Thätigkeit der Poren gilt ihnen als Maßstab des allgemeinen Wohlbefindens. Immer laufen aber alle diese Phrasen und Grußformen auf Bezeigung von Theilnahme und Zuneigung hinaus.

IV.

Die Naturvölker.

Was in den vorangehenden Aufsätzen über die verschiedenen Begrüßungsarten mitgetheilt ward, zeigt hinlänglich, wie mannigfaltig dieselben in Wort und Geberde auftreten. Wollte man nur alle Formen aufzählen und beschreiben, die man bisher kennt — und wie viele sind noch gar nicht beobachtet worden! — man könnte damit Bände füllen. In diesem Schlußartikel seien daher blos noch einige der auffälligsten besprochen, welche die Völkerkunde verzeichnet. Dabei ergibt sich, daß je weiter wir in eine niedrige Gesittung, sei es in Gegenwart oder Vergangenheit, hinabsteigen, um so ausgebildeter der mimische Gruß sich zeigt. Rohe, ungesittete Völker verfügen auch nur über einen

geringen Wortschatz; dieser wächst mit zunehmender Cultur, und je reicher der Gedankenausdruck im Worte ist, um so beschränkter ist die Pantomime. Entwickelte Gesittung, welche den Werth der Zeit zu schätzen begonnen hat, spannt auch die Thatkraft der Menschen zu sehr an, um ihnen zu so umständlichen Begrüßungen Muße zu gönnen, wie sie z. B. im Morgenlande üblich sind. Sie drängt ganz von selbst zu dem schon besprochenen Abkürzungsverfahren.

Wenden wir uns zunächst nach dem Norden, so begegnen wir da wieder dem schon einmal erörterten Nasengruß. Derselbe findet sich schon in Europa bei den Lappen, wo er heute noch in voller Anwendung steht. Die lappische Begrüßung ist eine halbe Umarmung, wobei man die rechte Hand auf des Andern linke Schulter legt, Wange an Wange und Nasenspitze an Nasenspitze reibt mit dem Wunsche **därvan, därvan**, wohl, wohl. Etwas weiter östlich treffen wir den Nasengruß bei den Samojeden; wahrscheinlich, aber nicht nachgewiesen, ist er auch den verwandten Völkern des nördlichen Sibirien eigen, denn an der Beringstraße stellt derselbe sich sofort wieder ein und auch das sehr verwickelte Grußverfahren der Aino auf Sachalin scheint noch einen Anklang an den Nasengruß zu enthalten. Unzweifelhaft findet er sich bei allen Eskimostämmen, sowohl am Kotzebuesund als im Norden Amerikas hin bis Grönland, wo die alte Sitte beim Liebkosen der Kinder noch allgemein angewendet wird und auch bei den Erwachsenen noch nicht völlig außer Gebrauch ist.

Seltsame Grüße sind im Gebiete der Südsee zu Hause. Auf den Eilanden der Torresstraße z. B. berührt man mit dem Zeigefinger und Daumen der einen Hand die Nase des Begrüßten, während man mit der anderen Hand zu gleicher Zeit ihn zu beiden Seiten des Nabels kratzt. In Neuguinea legt man, was jedenfalls poetischer ist, Blätter auf das Haupt des Begrüßten; wahrscheinlich hat dies ursprünglich von den neueren Stücken höchst vortheilhaft durch als Friedenszeichen gegolten. In Polynesien kommt unter Anderem sogar das Weinen als Begrüßung vor. Begrüßen sich Zwei, die sich lange nicht mehr sahen, so beginnen sie nach dem ersten Gruße ein langes und heftiges Wehklagen, „Tangi“ genannt; man überläßt sich dabei oft einer gewaltigen Leidenschaft, aber sobald dies vorüber, fängt man sogleich herzhaft zu essen an. Auf manchen Südseeinseln gilt es als Blume der Höflichkeit, dem zu Begrüßenden ein Gefäß voll kalten Wassers über den Kopf zu gießen. Es ist dies eine Grußform, die allerdings nur in heißen Ländern willkommen sein kann. Will ein Tahitier seinem Landsmanne oder einem Fremden eine Ehre erzeigen, so entkleidet er ihn gänzlich und bleibt selbst nackt. Endlich ist auf einigen Südseeinseln der sehr wenig ansprechende Brauch verbreitet, daß der Grüßende sich in die Hand spuckt und dann damit dem Begrüßten das Gesicht reibt. Auch viele Stämme im oberen Gebiete des Weißen Nil halten, nebenbei bemerkt, viel auf das Speien. Sie grüßen ebenfalls indem sie sich in die eigene Hand spucken und mit der Hand den willkommenen Gast her-

beiwinken. Nur der Häuptling speit Demjenigen, dem er eine Huld erweisen will, in die Hand oder in das Gesicht. Aehnliches berichtet Stanley vom König Lukongeh von Ukerewe: Nachdem seine Unterthanen dicht an ihn herangetreten sind, klatschten sie mit den Händen zusammen und knien dann vor ihm nieder. Wenn der König mit ihnen zufrieden ist, so offenbart er seine Huld dadurch, daß er sich in ihre Hände schneuzt und hineinspuckt, worauf sie sich mit den befeuchteten Händen Gesicht und Augen salben oder wenigstens dies zu thun scheinen. Zweifellos sind hier abergläubische Meinungen mit im Spiele. Wie merkwürdig aber, daß wir eine ähnliche Sitte bei dem zweitgrößten Culturvolke Altamerikas, bei den Peruanern, wiederfinden. Auch bei ihnen war es nur der Inka, der leibhaftige Sohn der Sonne, welcher einer bevorzugten Hofdame in die Hand spie, por magestad, setzen die alten spanischen Chroniken hinzu! Aesthetischer ist dieses Etwas von sich selbst dem Andern Geben bei den alten Persern gewesen, die sich die Adern öffneten, um ihren Freunden ihr Blut zum Trunke anzubieten. Die alten Franken zogen sich ein Haupthaar aus und reichten es Demjenigen dar, den sie willkommen heißen wollten, was als Zeichen vollständiger Unterwerfung galt. Gregor von Tours erwähnt dieser Sitte, sagt aber nicht, ob auch die Frauen derselben unterworfen gewesen sind. Auf den Andamanen feiern zwei Freunde ihr Wiedersehen dadurch, daß sich der eine Brust an Brust dem Andern auf den Schoß setzt, worauf Beide sich umarmen und Hi, Hi wimmern. Die gewöhnliche Begrüßung besteht aber

darin, daß sie einander mit einem girrenden Murmeln in die Hand blasen. Aber auch der Aeonier bläst dem Besucher in's Ohr, während er ihm die Magengegend sanft mit der flachen Hand reibt. Der gereiste Jesuit Charlevoix spricht desgleichen von einem indianischen Stamme am Mexicanischen Meerbusen, der einander in die Ohren blies, und Paul Duchaillu beschreibt, wie er selbst im äquatorialen Westafrika angeblasen worden ist.

Von den Bewohnern des dunklen Erdtheiles sind überhaupt die mannigfachsten Grußformen zu melden. In Nordafrika, im Bereiche des Islam, herrschen ähnliche Gebräuche und religiös gefärbte Grußformeln wie im asiatischen Morgenlande. So gewähren die Baggara-Araber den Schilluk und anderen Heiden nicht das Habbabkam als Gruß. Dagegen hat der Islam auf die nördlichen Negerstämme, die ihn annahmen, hinsichtlich des Grußes seinen Einfluß geübt, denn das „Essalámu aléikum“ und „aléikum essalam“ ist eine religiöse Vorschrift, und so finden wir diesen mohamedanischen Gruß vom Atlantischen bis zum Indischen Ocean durch zwei Erdtheile hin verbreitet. Aber auch blos diese Formel ist von den nördlichen Negerstämmen angenommen, im Uebrigen stehen sie im Allgemeinen selbständig und unabhängig vom arabischen Einflusse da. In Abessinien, dem einzigen christlichen Reiche Afrikas, sind die Begrüßungsformeln wegen ihrer Ueberladung selbst zeitraubend und richten sich genau nach den verschiedenen Zeitabschnitten des Tages. Morgens, bei der ersten Begegnung, sagt man: „Endiet ádaru“

— guten Morgen, wörtlich, wie haben Sie die Nacht zugebracht? Später heißt es: „Endiet aráfadu", wie haben Sie den Vormittag zugebracht? „Endiet walu", wie haben Sie den Tag, eigentlich die Mitte des Tages bis Sonnenuntergang zugebracht? Endlich nach Sonnenuntergang: „Endiet ámaschu", wie haben Sie den Abend zugebracht? Hat man einander längere oder kürzere Zeit nicht gesehen, so fragt man bei der ersten Wiederbegegnung: „Endiet sanábatu", wie haben Sie die vergangene Zeit zugebracht? Begegnet man einander das erste Mal nach der Regenzeit, so fragt man: „Endiet káramu", wie haben Sie überwintert.

Weitaus umständlicher ist der Gruß im Bereiche der echt afrikanischen Cultur. Die wilden, kriegerischen Tibbu oder Tubu der östlichen Sahara benöthigen, soll anders der Gruß in aller Form vor sich gehen, zu ihrem Kauern und Fragen und Antworten fast eine Stunde. Auf zehn Schritt Entfernung machen die sich Begegnenden vor einander Halt und setzen sich in die Huke, den langen Speer aufrecht in der Rechten haltend: „Lahin kénnaho" ruft der Erste, worauf der Andere „Getta inna dünnia" hinüber antwortet. Nun ergießen sich Beide in unzählige „Lahá, lahá, lahá", welche, je höflicher man sein will, man um so mehr wiederholt. Nachdem sie sich so einer Untersuchung unterworfen und nichts Verdächtiges gefunden haben, nähern sie sich; man giebt sich mit den Fingern einen leichten Druck, und der zuerst Angeredete wiederhalt dann „Getta inna dünnia", worauf der Andere „Lahin kénnaho" antwortet. Die Weiber grüßen sich ganz auf ähnliche

Weise, was die Worte anbelangt, nur unterlassen sie natürlich die Vorsichtsmaßregel, sich auf weite Entfernung von einander niederzusetzen. Eine Frau redet indeß nie den Mann zuerst an, sondern erwartet den Gruß, wobei sie dann niederkniet, während die Männer blos hocken; Frauen unter sich pflegen indeß auch nur zu hocken; in Gegenwart von Männern jedoch nehmen sie immer eine knieende Stellung ein.

Bedeutend ceremoniöser, sagt Gerhard Rohlfs, der hier mein Gewährsmann ist, sind in ihren Grüßen die Kanúri, die Mandara- und Búdduma-Völker im Centralsudan, obgleich sie unter sich, sowohl was Worte als Handlung anbetrifft, wenig oder gar nicht von einander abweichen. Als Eingangsgruß bedienen sich diese Stämme gewöhnlich der Worte „Lalé, lalé, lalé“ und erkundigen sich dann nach dem Zustande der Dinge im Allgemeinen mittelst der Worte „afi l'abar“. Dies wiederholen sie mehrere Male, indem sie sich oft die Hand dabei reichen, oft auch nicht. Gleich darauf, und dies ist sehr bezeichnend für die empfindlichen Neger, erkundigen sie sich nach dem Zustande der Haut: „Wie ist die Haut?“ Dies gilt aber blos zwischen Gleichgestellten; sobald man mit einem Höheren zusammen kommt, gestalten sich die Verhältnisse ganz anders, der Niedere wirft sich auf die Erde, berührt mit der Stirn den Sand und untermischt die gewöhnlichen Lalé mit häufigen „Gott sei Dir gnädig.“ Will man sehr höflich und unterthänig sein, so streut man sich etwas Staub auf sein Haupt oder thut wenigstens dergleichen, und ganz ebenso benehmen sich die westlich von den

genannten wohnenden Haussaneger. Die am Bénue ansässigen Stämme der Afo und Bassa haben beim Begegnen unter sich den eigenthümlichen Gebrauch, daß sie sich den Vorderarm aneinander legen, derart, daß einer dem Andern den Ellenbogen umfaßt; dabei äußern sie dann ihre nationalen Grüße „kundo-kundo“, „kundore“, „kundokora“, die sie je nach den Umständen längere oder kürzere Zeit wiederholen. Die am Niger ansässigen, gesitteteren Nyse- oder Nupevölker haben auch viel gebildetere Formen, um den Gruß auszudrücken, sind aber schon fremden Einflüssen unterworfen, denn sie tragen gegen alle Negerart Hüte und nehmen dieselben zum Gruße ab wie die Europäer, sowohl wenn sie sich als Gleiche grüßen, als wenn sie sich vor einem Höheren befinden. Beim Begegnen machen sie eine knixende Verbeugung, ja untergeordnete Leute bleiben so lange in knixender Stellung, bis der ganze Gruß vorüber ist. Die südlich angrenzenden Yóruba nennt Rohlfs das höflichste und demüthigste Volk der Welt. Niemand begegnete ihm, der nicht sein „aku-aku“ oder „aku-abo“ gerufen hätte; unter sich beknixen sich die Männer und bleiben oft in dieser Stellung, bis sie sich ausgegrüßt haben. Vor ihren Häuptlingen werfen sie sich platt auf den Bauch und legen oft noch die rechte und dann die linke Wange in den Staub. Im übrigen Westafrika sind die Begrüßungsformen gleichfalls weit mehr ceremoniös als herzlich. Ueberall an dieser langgestreckten Küste kennt man heute den europäischen Händedruck, zu dem dann noch in verschiedenen Ländern die verschiedensten weiteren Zuthaten

hinzukommen. So legt z. B. im Kamerungebiete ein Ankommender seine rechte Schulter an die linke Schulter Desjenigen, den er begrüßt, und dann seine linke Schulter an die rechte des Anderen. Im Togolande muß der Sclave vor seinem Herrn niederknien, und im Mahiagebiete, westlich von der Nigermündung, kniet jeder Ankommende vor dem zu Grüßenden nieder. Die Großen von Loango schütteln einander bei den Armen und springen zwei oder dreimal vor- und rückwärts; werden sie bei ihrem Fürsten vorgelassen, so legen sie ihre Hände auf seine Knie und ihr Haupt in seinen Schooß, offenbare Zeichen der Unterwürfigkeit. Wenn ferner der hutlose Neger den Kamm aus seinem Wollhaare zieht, so bedeutet das nicht minder ein Achtungszeichen. Lärm bedeutet Freude, und die Begrüßung, die ein reitender Neger dem ihm Begegnenden zu Theil werden läßt, will er ihn besonders ehren, setzt starke Nerven voraus. Er galoppirt nämlich so rasch als möglich auf den Fremden los, als wolle er ihn niederreiten, und schießt, bei ihm angekommen, seine Flinte über dessen Haupt ab.

Das Fingerschnalzen und Knacken, das bei uns als verächtlich gilt, erfreut sich bei gewissen Negerstämmen auszeichnender Bedeutung, als Freudenausdruck über die Begegnung des Andern. Bei den Niamniam ist der Gruß an eine völlig stereotype Redensart gebunden. Man ruft sich auf der Straße gegenseitig ein „Muijette“, im Hause aber „Mukenote“ oder „Mukinan“ zu. Ihr Lebewohl heißt „Minapatiroh“. Als Versicherung der Freundschaft ruft man

in zweifelhaften Fällen: „Badja, Badja Muie“, d. h. „Gut Freund, komm' her.“ Stets reicht man sich zum Gruße die rechte Hand, und dies geschieht in der Weise, daß man drei Mal hinter einander die mittleren zwei Finger der einen mit denen der anderen Hand schnalzen läßt. Man winkt sich, indem man die Hand von oben nach unten bewegt, wie von Neapel an bis zum äußersten Osten Asiens hin sich alle Völker zuzuwinken pflegen, während es nach unseren Begriffen eine abwehrende Geberde ist. Auch die Monbuttu reichen sich die Rechte und lassen dabei die mittleren Finger gegenseitig von einander abschnellen, so daß sie schnalzen. Ihre allgemeine Begrüßungsformel lautet „Gassiggi“. In dem großen Negerreiche Uganda am Nordrande des Ukerewesees, dessen König Mwanga, ein grausamer Despot, jüngst viel von sich reden gemacht hat und erst kürzlich von Dr. Karl Peters besucht worden ist, kennt man sehr mannichfaltige Begrüßungen. Zwischen Gleichgestellten lautet Gruß wie Gegengruß einfach „Kulungi“. „Otia“ und „Otiano“ hört man ebenfalls häufig als Gruß, wobei mit demselben Worte erwidert wird. Oft aber wird die Begrüßung ausführlicher vollzogen; man wiederholt die Worte mehrmals und fügt noch andere hinzu, dann folgt eine Reihe von Grunzlauten — ein paar Schweine, sollte man denken, würden sich ähnlich begrüßen. Wenn aber Jemand einem Höhergestellten begegnet, so kniet er entweder gar nieder oder beugt sich wenigstens vor, indem er sich auf seinen Speer oder Stock stützt und sagt „Otia Sebbo“ oder „Kulungi Sebbo“ (Herr), worauf der

Höhere „E“ erwidert. Sehen sich zwei Freunde nach langer Trennung wieder, so umarmen sie einander, indem Jeder den Kopf erst auf die eine, dann auf die andere Schulter des Freundes legt und dazu eine Reihe von grunzenden Tönen ausstößt.

Im Süden der großen afrikanischen Seen, im jetzt deutsch gewordenen Ostafrika wie im Congogebiete sind gar ceremonielle Begrüßungen üblich. Erscheint z. B. bei den Waguhha, den Bewohnern der Landschaft Uguhha, Jemand vor einer sitzenden Gesellschaft, so bückt er sich, nimmt eine Hand voll Sand oder Erde mit seiner Rechten und wirft davon ein wenig in seine Linke; die Linke reibt dann mit dem Sande oder der Erde oberhalb des rechten Ellenbogens und an der rechten Seite des Magens, während die Rechte dieselben Manipulationen an der linken Seite des Körpers ausführt, und dazu plappert der Mund hastige Worte der Begrüßung. In der Landschaft Uvinza ist die sehr ceremonielle Begrüßung je nach dem Range der sich Begrüßenden verschieden. Wenn sich zwei „Granden“ treffen, so verbeugt sich der jüngere, läßt sich auf die Knie nieder und legt die flache Hand auf den Boden neben die Füße, während der ältere sechs oder sieben Mal in die Hände klatscht. Dann wechseln sie damit um, und der jüngere schlägt sich erst unter die linke, dann unter die rechte Achselhöhle. Trifft aber ein Vornehmer einen Niedrigstehenden, so klatscht jener blos in die Hände, ohne die Begrüßung durch die Nachahmung der Bewegungen des zuerst Grüßenden vollständig zu erwidern. Begegnen sich endlich zwei gewöhnliche Leute, so schlagen

sie sich auf den Bauch, klatschen dann gegenseitig mit den Händen an einander und schütteln sich schließlich dieselben. Diese Begrüßungen werden sehr peinlich beobachtet, und der Schall von dem Klatschen und Schlagen hört fast gar nicht auf. Aus der gleichen Gegend meldet Stanley von der sehr langweiligen Ceremonie der ersten Einführung zwischen zwei Warinza. Wenn sie sich nähern, so strecken sie beide Hände gegen einander aus und sprechen die Worte „Wake, Wake", dann fassen sie sich gegenseitig an den Ellenbogen, reiben einander die Arme und sagen rasch „Wake, Wake, Waky, Waky", was mit den Grunztönen „Huh, Huh", die gegenseitige Freude bedeuten, endet. Die Weiber begrüßen die Männer, ja selbst halberwachsene Jünglinge, indem sie sich soweit vorwärts beugen, bis ihre Fingerspitzen auf den Fußzehen ruhen oder indem sie ihre Körper seitlich beugen und die Hände zusammenschlagen mit dem Ausrufe „Wake, Wake, Waky, Waky, Huh, Huh". Dies erwidern die Männer, indem sie ebenfalls ihre Hände zusammenschlagen und mit denselben Worten antworten.

Das Händeklatschen oder Klatschen überhaupt scheint ein in Afrika ungemein weit verbreiteter Grüßakt, denn wir vernehmen davon so zu sagen aus allen Ecken und Enden. Wahrscheinlich soll er ein Ausdruck der Freude sein. Das Tollste darin leisten wohl die Batoka am Sambesistrome. Diese werfen sich nämlich auf ihren Rücken zu Boden und indem sie sich von einer Seite zur andern wälzen, klatschen sie in rhythmischen Schlägen auf die Außenseite ihrer Schenkel, um damit ihren

Willkomm auszudrücken. Auch am Loango tauscht man eine sehr förmliche Begrüßung durch Händeklatschen und Schlagen auf die hinteren Oberschenkel aus. Mehrfaches taktmäßiges Händeklatschen ist Sitte selbst in dem der Westküste schon nahen San Salvador; doch haben dort die Missionare auch schon das Händeschütteln eingebürgert. An der Sclavenküste fallen, wenn zwei Gleichgestellte sich begegnen, alle Beide gleichzeitig auf die Knie nieder, klatschen in die Hände und begrüßen sich gegenseitig, indem sie sich einen guten Tag wünschen. Desgleichen setzen die Balonda, welche vor ihren Oberen sofort auf die Knie fallen, die Begrüßung durch Klatschen mit den Händen fort bis die Großen vorübergegangen sind. Sie verbinden aber damit noch einen weiteren, gleichfalls von vielen Stämmen als Gruß beobachteten Brauch, indem sie nämlich Staub auf ihre Arme und Brust reiben. Wollen sie aber ganz außerordentlich höflich sein, so bringen sie eine Masse Asche oder Pfeifenthon in einem Stück Haut herbei, nehmen ganze Hände voll davon und reiben sich damit die Brust und die Vorderseite ihrer Oberarme ein. Ebenso lesen wir, daß die Kakanda am Niger sich bei der Begrüßung eines Fremden beinahe bis auf die Erde bücken und mehrmals Staub auf ihre Stirn streuen.

Da, wo schon ausgiebigere Bekleidung Eingang gefunden hat, gilt theilweise Entblößung als ehrerbietiger Gruß. In dem Negerkönigreiche Dahomey, mit dem die Franzosen erst kürzlich Händel hatten, entblößen die Männer ihre Schultern und nehmen zugleich ihre

Mützen oder großen Schirmhüte ab. Noch weiter gehen die Eingeborenen der Goldküste, welche nicht nur theilweise den Oberkörper entkleiden, sondern auch die Sandalen von ihren Füßen lösen. Sie begrüßen auch die Europäer und gelegentlich ebenso einander, indem sie mit der rechten Hand ihr Kleid ein wenig von der linken Schulter herabziehen und sich zu gleicher Zeit zierlich verbeugen. Wünschen sie sich sehr ehrfurchtsvoll zu bezeigen, so entblößen sie die Schulter vollständig und halten das Gewand erst unterhalb der Arme, so daß der Körper von der Brust an aufwärts unbekleidet bleibt. Ueberall bei diesen Völkern, wie auch in ganz Jorubaland, ja selbst bei den Haussa und Kanuri bedeutet das Entblößen der Schulter dasselbe wie bei uns das Hutabziehen, und fast alle Negerstämme, einschließlich der Kanuri, haben in ihrer Sprache einen besonderen Ausdruck für dieses Zurückschlagen des Gewandes.

Weniger Eigenthümlichkeiten weisen die Grußformen der Eingeborenen Amerikas auf. In der nördlichen Hälfte des Continents kehrt bei den Indianern die Sitte wieder, Arme, Brust- und Magengegend einander, sowie sich selbst zu reiben. Im Uebrigen zeigt sich auch hier wieder recht deutlich, daß, wo das Häuptlingswesen minder ausgeprägt ist, wo der Häuptling geringere Macht besitzt, das Begrüßungsceremoniell auch weniger ausgebildet ist. Das kurze „Gut" der Dakota-Indianer ist kennzeichnend für einen Stamm, in dem „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" so fest begründet sind, daß keinerlei Anlaß zu Höflichkeitsbezeu-

gung und Servilität vorhanden ist. Es ist der kurze Ausdruck der Befriedigung über den Anblick des Begegnenden. Die „Friedenspfeife“ ist eine natürliche Einrichtung in einem Lande, wo der Tabak schon Jahrhunderte lang gepflanzt und geraucht wurde, ehe die Bleichgesichter dasselbe entdeckten. Sie deutet symbolisch an, daß man sich ruhig dem Genusse des Daseins hingeben könne, nun da die Waffen zur Seite gelegt worden und keine Gefahr mehr droht; sie ist also weit mehr ein Zeichen des Vertrauens, als, wie man häufig annimmt, die Weihe eines Bundes. Das wilde, lärmende Geschrei zweier aufeinander stoßender Stämme nordamerikanischer Indianer, nachdem eine Deputation ihrer Stammesgenossen vorgetreten ist, um die Erzählungen ihrer Kriegserlebnisse zu tauschen, ist nur eine Art naturgemäßer Chorbegleitung dieser Mittheilungen überstandener Gefahr und erlittener Verluste. Auch bildet es eine ganz passende Begrüßungsform für fortwährend auf dem „Kriegspfade“ befindliche Wilde. Aehnliches gilt von den kriegerischen Tehueltschen am entgegengesetzten Ende der amerikanischen Welt, in Patagonien. Bei Gelegenheit, als zwei ihrer Horden einander begegneten, konnte der englische Offizier und Reisende Chaworth Musters das in solchen Fällen übliche Begrüßungsceremoniell beobachten. Beide Theile in ihrem vollen und besten Waffenschmuck, auf ihren besten Rennern beritten, stellten sich wie in Schlachtordnung gegenüber. Die Anführer ritten unter verschiedenen Ansprachen ihre Reihen ab, welche als Antwort ein weithin vernehmliches „Wap, Wap, Wap!“ hören

ließen. Sendboten oder vielleicht auch Geißeln wurden nunmehr beiderseits abgeschickt; die neuen Ankömmlinge rückten dann in einer Colonne zu drei in einer Reihe heran und umritten die andere Horde, wobei sie ihre Flinten und Revolver abschossen und unter lautem Geschrei die Schwerter und die Bolas schwangen. Dann traten die Caziken vor, schüttelten sich die Hände und hielten sich lange, ceremoniöse Anreden, die mehrmals wiederholt werden mußten, denn die Etiquette verlangt erst nach dem dritten Male „Ahoe“ oder Ja zu antworden. Hierauf gerieth das Gespräch erst in allgemeinen Fluß.

Ungemein schlicht und einfach sind die Begrüßungen bei den Arawaken und den übrigen Indianern Guyanas. Erhält ein Solcher Besuch, so geht er aus seiner Hütte hinaus und setzt sich vor dieselbe, so daß er den im Hause sitzenden Besucher den Rücken wendet, oder er legt sich in eine der in der Hütte befindlichen Hängematten, seinen Rücken dem Gaste zugekehrt. Darauf nimmt die eigentliche Unterredung ihren Anfang, indem der Besucher sagt: Danda ebebe oder Wadili (ich komme) oder Bülnai ebebe (bist du da?). Ersteres wird von dem Hauswirth mit: „Wa, bandabu wadili“ (es ist gut, kommst Du?) oder blos mit Wadili (es ist gut), letzteres mit: Ehe daiilisse (ja, ich bin da) erwidert. Dies ist der einfachste Gruß. Am Orinoko endlich hat sich, wie schon Alexander von Humboldt berichtet, der dort wohlberechtigte Morgengruß eingebürgert: „Wie sind die Moskiten mit Dir verfahren?“

Ueberschaut man das weite, hier nur in seinen allgemeinsten Umrissen angedeutete Gebiet der mannig-

fachen Grußformen, so gebührt unzweifelhaft den Bewohnern Asiens die Palme in Bezug auf die erniedrigendste Selbstdemüthigung; sie treiben geradezu Luxus darin, und ihre Phantasie schwelgt in Formen nicht allein des Wegwerfenden für sich selbst, sondern auch all dessen, was ihnen nahe steht. Noch ein Zweites wird aber der Unkundige nicht ohne Ueberraschung gewahr: wie nämlich trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen, doch eine und die nämliche oder doch sehr nahe verwandte Form oft an den verschiedensten, mitunter räumlich von einander weit entfernten Punkten wiederkehrt, und dies trifft, wie gezeigt wird, gerade für die seltsamsten und auffallendsten dieser Formen zu. Die Erscheinung wiederholt sich freilich auf fast allen Gebieten, was schon Peschel veranlaßt hat zu bemerken, bei dieser Uebereinstimmung überfalle uns fast die trostlose Vorstellung, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genöthigt werde.





Merkwürdige Verständigungsmittel.

Ueberall, auf dem ganzen Erdenrund, üben die sogenannten wilden Völker ungelehrt und unbewußt, oder doch wenigstens nur halb bewußt, die Kunst, welche unsere Schauspieler durch mühsame Uebung vor dem Spiegel sich von neuem aneignen müssen: das Mienenspiel und die Geberdensprache, welche zwar nicht auf das Gehör, doch auf das Auge wirkt. Von den sehr rohen Buschmännern im südlichen Afrika erzählt Lichtenstein, der lange unter ihnen weilte, daß sie sich unter einander mehr durch Geberden als durch Reden verständigen. Es giebt jedoch eine große Zahl solcher Körperbewegungen, deren Sinn keineswegs von allen Menschenstämmen übereinstimmend gedeutet wird. Beispiele dafür bieten die Geberden für Bejahung und Verneinung sowie das Winken. Für uns erscheint es ganz natürlich und kaum anders denkbar, als daß wir Bejahung durch ein Nicken des Kopfes und Verneinung durch ein Schütteln desselben in seitlicher Richtung ausdrücken. Schon im Orient, bei Türken, Syrern

und Arabern, haben aber diese Geberden keine Geltung in unserem, sondern in ganz entgegengesetztem Sinne. Diese Völker bejahen durch Kopfschütteln und verneinen durch Nicken. Ihrem Beispiele folgen viele andere. Im alten Griechenland wurde ein Bittender durch Zurückwerfen des Hauptes abgewiesen, die nämliche Geberde bedeutet aber eine Bejahung bei den Abessiniern, die gleichzeitig die Augenbrauen dabei emporziehen. In Süditalien winkt man heran, wenn die Hand mit dem Rücken an die Brust gelegt wird und die Finger nach dem Herbeizuziehenden spielen. Bei den Basutonegern endlich wird ein glücklicher Volksredner nicht durch Klatschen, sondern durch Zischen belohnt. Man ersieht aus diesen Beispielen, die sich beträchtlich vermehren ließen, daß viele Geberden nur durch gegenseitige Verständigung ihren Sinn erhalten.

Dennoch schlummert in jedem Menschen die Gabe, sich durch Zeichen zu verständigen. Alle Seefahrer, die ein fremdes Gestade betraten, eröffneten mit den Eingeborenen einen Verkehr durch diese Mittel, und es gelang ihnen dann immer, Wasser oder Nahrung zu erhalten. Ueberall auf Erden ist der Mensch auf dieselbe Geberdenmalerei zum Ausdruck seines Gedankens verfallen. Dies läßt sich schon an den Kindern beobachten, welchen noch wenig Laute, dafür aber desto mehr Geberden zu Gebote stehen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß diese bei den Kindern aller Rassen dieselben sind; ja die Gesichtsverziehung durch Verlängerung der Lippen ist sogar — warum es verschweigen? — den menschenähnlichen Affen eigen.

Aber nicht allein das der Sprache noch garnicht oder noch wenig kundige Kind bedient sich der Geberden und des Mienenspiels, um sein Begehren auszudrücken, auch der Erwachsene ist darin bei manchen Völkern ungemein geübt. Im südlichen Frankreich, in Italien und Sicilien, insbesondere aber in Neapel vertritt eine ganze Reihe von Zeichen das gesprochene Wort. Nirgends aber hat die Zeichensprache einen so hohen Grad von Durchbildung und Mannigfaltigkeit erfahren, wie bei den Indianerstämmen Nordamerikas. Diese verstehen in der That theils durch Mienenspiel, theils durch Hand- oder Körperbewegungen, welche ins Unzählige gehen und in der mannigfachsten Weise mit einander verknüpft werden, völlige Sätze und Gespräche mit genauer Bezeichnung der einzelnen Redetheile, als z. B. Zeit- oder Hauptwort u. s. w., zum Ausdruck zu bringen. Die ungemeine Zersplitterung der von Stamm zu Stamm oft grundverschiedenen Indianeridiome mag zur Erfindung und Entwicklung dieser Zeichensprache Anlaß gegeben haben, die man eine wahre Gedankenmalerei nennen kann. Ein allgemeines Verständnißmittel war den einzelnen Stämmen dringendes Bedürfniß; sie fanden dasselbe in der Zeichensprache, die trefflich den Zweck erfüllte, welchen in höherem Sinne Joh. Martin Schlayer's Volapük anstrebt, voraussichtlich aber niemals erreichen wird. Zur Zeit, als die Europäer den Fuß auf den Boden Nordamerikas setzten, war die Zeichensprache allen Rothhäuten geläufig; heute ist sie nur jenen Horden der Ebenen bekannt, welche sich Rosse verschaffen und damit den Kampf gegen die

Weißen länger fortführen konnten. Die ganze ungeheure Fülle der Zeichen wird stets mit der nämlichen Bedeutung überliefert, wie denn auch die Gesten der heutigen Neapolitaner durchaus jenen entsprechen, welche auf griechischen und römischen Vasen Pompejis und Herculanums abgebildet sind. Sehr erschwert wird dem Europäer aber das Erlernen dieser Zeichensprache durch den Umstand, daß viele der gewöhnlichsten Zeichen abgekürzt sind und nur noch aus einem Theile des ursprünglichen Zeichens bestehen — nebenbei bemerkt, ganz derselbe Vorgang, welcher sich in der Geschichte der verschiedenen Grußformen bei fast allen Völkern wiederfindet.

Etwas ähnliches wie die Zeichensprache der Indianer, nur um vieles beschränkter, kommt im Marktverkehr der Häfen und Handelsplätze des Rothen Meeres, Arabiens und Ostafrikas vor; es ist dies das System des Verkaufes durch Zeichen, die mit verdeckter Hand zwischen Käufer und Verkäufer ausgewechselt werden, wodurch es möglich ist, ein Geschäft abzuschließen, ohne daß die Umstehenden das geringste über den Preis erfahren können. Diese besonders am Rothen Meere übliche Art des Kaufes und Verkaufes besteht, wie der Reisende Joseph Menges berichtet, darin, daß der Käufer dem Verkäufer direct oder jeder dem vermittelnden „Simsar“ (Makler) unter einem Tuche, meistens einem Zipfel des Gewandes oder dem vom Turban abgewickelten Musselinschleier, die Hand reicht und nun durch Drücken der ganzen Hand oder einzelner Finger das Angebot macht und ebenso die Antwort erhält. Jeder Druck hat natürlich seine ganz bestimmte Bedeutung.

die auf allen Märkten die gleiche ist und somit den Anfang einer allgemein verständlichen Sprache zwischen den Händlern verschiedener Nationen bildet. Diese originelle Zeichensprache dient in der That jedem, der in Arabien und Ostafrika Geschäfte macht, und es bedient sich ihrer der europäische, indische, arabische und persische Kaufmann sowohl als der aus dem Innern kommende Abessinier, Galla, Somali und Beduine, der auf den Küstenmärkten seine Erzeugnisse verkauft oder europäische und indische Waaren eintauscht. Außer dem Vortheil des Geheimnisses für die Umstehenden hat diese Zeichensprache für den Eingeborenen, der häufig die auf dem Markte gangbaren Idiome nur unvollständig kennt, das Gute, daß er unmittelbar mit dem Käufer unterhandeln kann und nicht der Gefahr des Betruges ausgesetzt ist, was bei mündlicher Verhandlung sehr leicht geschehen kann.

Etwas ganz besonderes ist aber die Trommelsprache der Duallaneger in der deutschen Colonie Kamerun. Dr. Max Buchner hat sie bisher wohl am eingehendsten studirt, aber auch Hugo Zöller, der Weltreisende, berichtet wiederholt darüber. Ersterem Forscher zufolge wäre die Trommelsprache nicht allein die größte geistige Leistung der Negerrasse, sondern vielleicht aller halbwilden Völker überhaupt. Jedenfalls haben diese Neger es auffallenderweise in Lautsignalen weiter gebracht als irgend eine europäische Nation. Im Flußgebiet von Kamerun leisten die Trommeln genau dasselbe wie unser Telegraph; mit ihrer Hülfe kann man jedwede Nachricht oder Meldung von Ort zu Ort

gelangen lassen, denn es handelt sich dabei nicht etwa um ein Signalsystem ähnlich jenem, das in den europäischen Heeren angewendet wird, sondern um ein eigenes, für sich selbst zu erlernendes Idiom, das eine Silbensprache zu sein scheint. Durch dieses vermag sich ein Mann kilometerweit mit einem andern zu unterhalten, und zwar über alles mögliche, ihn um etwas zu fragen, ihm irgend eine Geschichte zu erzählen, ihn zu rufen, zu höhnen oder zu schimpfen. Wenn Hugo Zöller mit Eingeborenen aus dem unteren Kamerungebiete landeinwärts reiste, war es ihm stets angenehm, durch ihre Kenntniß der Trommelsprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen; bald theilte ein „König" seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil Zöller ihn beim Vorbeimarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe; bald wurde jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging wohl auch der Befehl, sich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. Die Trommelsprache muß gleich jeder anderen Sprache erlernt werden, und es giebt recht begabte und hochstehende Schwarze, die ihrer nicht mächtig sind. Es scheint indeß, daß die meisten Männer, aber von den Frauen blos eine Minderzahl sich auf die Trommelsprache verstehen. Im Gebirge dürfen, wie es scheint, Frauen und Kinder die Trommelsprache überhaupt nicht erlernen.

Das Instrument, dessen die Dualla sich bedienen, ist nach Dr. Buchner's Beschreibung ein wagerecht zu

legendes cylindrisches Stück eines sehr harten, tiefrothen Holzes, etwa einen halben Meter lang und einen Viertelmeter dick. In einer Längslinie des Cylinders befinden sich zwei 20 cm lange Schlitze, von welchen aus das Innere ausgehöhlt worden ist. Die beiden Schlitze sind von Wulsten eingefaßt, die mit zwei Schlägeln angeschlagen werden, was entsprechend einer verschiedenen Dicke des Cylinders an diesen Stellen zwei verschieden hohe Töne ergiebt. Das ist der ganze mechanische Apparat. Dessen Handhabung zu erlernen und die Art der Wortbildung mittels desselben zu erforschen, wozu es entschieden eines ordentlich feinen Gehörs bedarf, wäre ungeheuer schwierig, und ohne einen übergroßen Aufwand an Zeit und Mühe müßte man auf jede Idee eines Verständnisses verzichten, wenn nicht noch eine besondere Eigenthümlichkeit der Trommelsprache bestände, durch welche sie leichter faßbar wird. Das Getrommelte oder zu Trommelnde läßt sich nämlich auch mit dem Munde und sozusagen gesprochen wiedergeben, wozu ganz bestimmte Silben gebraucht werden, und bildet so eine Art Geheimsprache, deren sich die Eingeborenen oft bedienen, um von einem des Dualla kundigen Weißen nicht verstanden zu werden. Hie und da pfeifen sie übrigens auch das getrommelt Gedachte, oder sie trommeln es sich leise bei geöffnetem Munde auf die Wange. „Wasser", „Fluß", heißt im Dualla „madiba", in der mündlichen Trommelsprache „tókoloulókoloúlo"; „ich will", im Dualla „napula", heißt „kólokúlu"; „essen", im Dualla „da", heißt „tókolokúlokolóto"; „ich will essen" also „kókokúlu-

tókolokúlokolóto". Getrommelt bestehen diese Worte aus ebenso vielen Schlägen, als sie gesprochene Silben haben, wobei die Zweitönigkeit des Instruments nur einen ornamentalen Werth zu besitzen scheint. Bedenkt man nun, daß alle diese einander so ähnlichen Worttheile äußerst rasch gesprochen und getrommelt werden, so wird man begreifen, wie auch trotz der Erleichterung durch das mündliche Verfahren die Trommelsprache noch genug der Schwierigkeiten bietet. Sie kommt übrigens auf verschiedenen Stufen der Ausbildung vor. Die Bakwiri haben sie auch nicht annähernd zu jener Vollendung entwickelt wie die Dualla. Im Gegensatz zum Flußgebiet kann man im Gebirge nicht alle Nachrichten, sondern nur gewisse Mittheilungen, deren Zahl aber doch auch sehr groß sein muß, durch die Trommelsprache in Umlauf setzen. Auch haben verschiedene Dörfer für besonders wichtige, z. B. für alle den Krieg betreffende Dinge eigene Signale. Bei den Malimba-Leuten, dem südlichsten Stamme des Kamerunvolkes, kommt die Trommelsprache noch vor, nicht mehr aber in der Landschaft Klein-Batanga, deren Bewohner doch theilweise erst aus Malimba ausgewandert sind. Dr. Buchner glaubt Ueberreste dieses merkwürdigen Signalwesens auch in Lunda gefunden zu haben, ohne sie weiter zu beachten, und auch am Kongo kennt man Hornsignale, durch die sich gar mancherlei mittheilen läßt, aber zu einer vollkommenen Sprache ist diese Verständigungsart wohl nur in Kamerun ausgebildet worden. Dr. Buchner nennt daher die Trommelsprache der Dualla geradezu etwas einziges; doch soll nicht

vergessen bleiben, daß ähnliches, allerdings in weit geringerer Vollkommenheit, bei einem wilden Indianerstamme Südamerikas, bei den Jivaros in Brasilien, angetroffen wird. Auch diese vermitteln Nachrichten durch ihre „Tunduli“ oder große Trommeln, die von Haus zu Haus, von Berg zu Berg gehört werden. Die Hütten der Jivaros sind zu diesem Zwecke in passenden Entfernungen über ihr Land zerstreut, und durch bestimmten Trommelschlag werden sehr verschiedenartige Mittheilungen in kürzester Frist an alle Familien und Horden, die über ein weites Gebiet hin wohnen, gemacht: Indeß scheint sich dieses Trommelsystem nicht viel über jenes zu erheben, welches auch viele Völker des obersten Nilgebietes kennen, bei denen die Alarmtrommel im Gebrauche ist.

Oben ward erwähnt, daß mitunter die Dualla das Getrommelte pfeifen, und durch einen neueren Reisenden, den Premier-Lieutenant von Quedenfeldt, sind wir erst unlängst belehrt worden, daß auch das Pfeifen sich zu einem sehr brauchbaren Verständigungsmittel ausbilden kann. Solches ist auf der Canarieninsel Gomera thatsächlich geschehen. Als Herr von Quedenfeldt mit einem Führer auf einem Ausfluge durch die Insel begriffen war, tönte ihm aus der Ferne ein Pfiff entgegen, den der Führer beantwortete. Gefragt, was dies bedeute, erklärte der letztere, er habe auf die Frage, mit wem er gehe, geantwortet: „Mit einem Engländer“. Nach von Quedenfeldt's Angaben sind die Bewohner von Gomera, bis auf wenige Würdenträger in den kleinen Städtchen, alle imstande, durch die

Pfeifsprache jede beliebige einfache Unterhaltung auf Entfernungen zu führen, in welchen das gesprochene oder geschrieene Wort verhallt. Für jede einzelne Silbe besitzen sie einen besonderen Ton. Das Pfeifen geschieht mit den Lippen und der Zunge, doch bedienen sich manche auch der Hülfe eines oder zweier Finger. Also wiederum eines mehr in der Reihe merkwürdiger Verständigungsmittel!





Die Zählkunst der Völker.

Wenige Dinge erscheinen uns im Allgemeinen einfacher als das Zählen. Wir vermögen uns kaum vorzustellen, daß dasselbe irgend welche Schwierigkeiten haben könne, und doch ist dem so bei sehr vielen Völkern. Damit meine ich nicht etwa das Rechnen, von dem wir Alle wissen, daß es eine ziemlich verwickelte, in vielen Fällen wirklich sehr schwierige Denkoperation ist; nein, ich rede vom simplen Zählen: 1, 2, 3, 4, u. s. w., welches allerdings die Grundlage alles Rechnens bildet. Diese schlichte Kunst ist durchaus nicht allen Menschen geläufig und aus den übereinstimmenden Berichten einer stattlichen Schaar von Reisenden wissen wir von vielen Völkern, die sich durch den Mangel jeglichen höheren Zahlenbegriffs auszeichnen, die nur bis 2 oder 3 zu zählen im Stande sind und, was darüber ist, als „viel“ bezeichnen. Daß das bloße Zählen vielen Menschen schwer fällt, dafür erzählt uns der Schweizer Arzt Dr. Otto Stoll in seinem trefflichen Buche über Guatemala ein lehrreiches Beispiel

Dr. Stoll hatte sich dort in dem Indianer Nacho Luich einen Freund erworben, mit dem er unter Anderem auch Sprachstudien trieb. Die Beiden waren darin bei den Zahlen angelangt; sie setzten sich eines Tages zusammen und fingen an zu zählen. Nacho zählte fix auf 100, er zählte von 20 zu 20 auf 200, dann aber verließ ihn seine Arithmetik und er machte durchaus unbrauchbare Angaben. Dr. Stoll holte nun eine Hand voll Maiskörner herbei und machte davon kleine Haufen, die er erst für 20, dann für 100 setzte und durch Nacho zusammenzählen ließ. Er sah jedesmal das neu hinzukommende Häufchen an, schloß dann die Augen, preßte die Fäuste vor die Stirn und concentrirte sichtlich seine ganze Aufmerksamkeit auf das schwierige Additionsexempel. Auf diese Weise gelangten sie langsam bis zur Zahl 1000, Nacho war müde, der Schweiß stand ihm auf Stirn und Wangen, er hatte sich einfach zu Schanden gedacht.

Dieser Fall ist um so interessanter und merkwürdiger, als Nacho einem Volke angehörte, das in alten Zeiten ein sehr ausgebildetes Zahlsystem besaß, dasselbe jedoch in der Jahrhunderte langen Unmündigkeit und Bedrückung, worin es durch die Spanier gehalten wurde, wieder völlig vergessen hat. Man sollte dies kaum für möglich halten und dennoch ist es Thatsache, daß heute selten ein Indianer in seiner Sprache bis zu 1000 zählen kann. Und auch in diesen Fällen ist es nicht das geläufige Zählen, welches durch lange Gewohnheit mechanisch geworden ist, sondern ein wirkliches mühsames Rechnen. Die meisten Indianer aber zählen

nur noch bis 100, die Weiber häufig blos noch bis 20 in ihrer Sprache, alle übrigen Zahlen drücken sie spanisch aus. Macht nun sogar diesen herabgesunkenen Nachkommen eines einst gesitteteren Volkes daß bloße Zählen so viel Mühe, um wie viel mehr erst Menschen, die eine höhere Kulturstufe niemals erklommen! Der Reisende Karl von den Steinen quälte sich bei dem wilden Stamme der Kustenaú in Centralbrasilien mit den verschiedenartigsten Versuchen um die Zahlwörter ab; 1 und 2 erhielt er wohl richtig, ob aber 3 und darüber, war schwer zu entscheiden; er wurde ihnen mit den vielen Fragen eben lästig. Manche wilde oder barbarische Völker sind allerdings im Zählen ausnahmsweise geschickt. So besitzen z. B. die Bewohner der Nikobareninseln im Indischen Ocean in ihrer Sprache die Zahlen von 1 bis 1000 und die Tonga-Insulaner in der Südsee haben einheimische Zahlwörter sogar bis zu 100,000. Auch in Westafrika hat sich durch den regen und regelmäßigen Handelsverkehr eine bedeutende Gewandtheit in der Zählkunst entwickelt, und schon kleine Kinder stellen erstaunliche Berechnungen mit ihren Haufen Kaurimuscheln an, die dort bekanntlich die Stelle des Geldes vertreten. Allein dies sind Ausnahmen; unendlich größer ist die Zahl der Beispiele, daß für Zahlenverhältnisse nur wenig Fassungskraft vorhanden und sich sehr Viele z. B. eine Zahl von 100 gar nicht vorstellen können; ja bei den Wilden der südamerikanischen Wälder und der australischen Wüsten ist schon 5 eine Zahl, welche die Sprachen mancher Stämme nicht als selbständiges Wort kennen.

Indeß darf man sich dadurch doch nicht täuschen lassen und aus dem Mangel besonderer Zahlwörter für höhere Mehrheiten noch nicht schließen, daß auch die begriffliche Unterscheidung der letzteren nothwendig fehle. Georg Schweinfurth bezeugt, daß die meisten Völker Afrikas eigentlich nur bis 10 zählen; alle Combinationen darüber hinaus müssen ihnen handgreiflich demonstrirt werden. Zu dem Ende bindet man z. B. Rohrhalme bündelweise zu zehn und zehn zusammen, ähnlich wie Dr. Stoll mit den Häufchen Maiskörnern that; und der Neger, hat er die Bündel einmal in Händen, begreift ganz gut die Zahl, er konnte sie nur nicht aussprechen. So scheint es, daß sehr Viele nicht nur beträchtlich weiter zählen können, sondern es auch wirklich thun; aber dabei fallen sie in eine niedrigere und rohere Ausdrucksweise als die Sprache — in die Geberdensprache zurück.

In dieser spielen ohne Zweifel Hand und Fuß eine hervorragende Rolle; allem Anscheine haben alle Wilden an ihren Fingern zählen gelernt, wie wir ja selbst in unserer Jugend damit anfingen und diese Methode zuweilen selbst noch als Erwachsene benutzen. Bei einer großen Menge roher Stämme sehen wir dieselbe thatsächlich noch in Uebung. Die Neger Westafrikas sind so sehr von ihren Fingern abhängig, daß manche kaum ohne dieselbe zählen können, und ihre Zehen sind ihnen dazu sehr dienlich, da der Zählende am Boden hockt. Das Vei-Volk und andere Afrikaner zählen, wenn sie rechnen, zuerst die Finger der linken Hand und zwar mit dem kleinen anfangend, dann in derselben Weise

die der rechten Hand und zuletzt die Zehen. Auch die Papua von Arfak auf Neuguinea nehmen zum Zählen Finger und Zehen zu Hülfe. Die Finger werden gebraucht, um Zahlen von 1 bis 10 auszudrücken, die Finger zusammen mit einer oder mehreren Zehen für die Zahlen von 11 bis 20. Um z. B. die Zahl 20 anzudeuten, faßt der Arfaker die geschlossenen Füße mit vollen Händen an; dieselbe Bewegung, wobei zugleich ein, zwei oder mehrere Finger ausgestreckt werden, bezeichnet die Zahlen 21, 22 u. s. w.

Nach allem, was wir wissen, ist es nicht mehr fraglich, daß die ursprüngliche Zählmethode des Menschen ein greifbares Rechnen an den Händen gewesen ist, und diese Art des Zählens gab die Veranlassung, daß der Mensch von jeher, wie noch heute, nach Fünfern, Zehnern und Zwanzigern zählte. Die Finger der einen Hand zu zählen bis 5 und dann neue fünf anzufangen, ist eine Bezeichnung nach fünfen oder, wie man zu sagen pflegt, eine quinäre Bezeichnung, welche bei mehreren uncivilisirten Völkern vorkommt. Die Neger am Senegal zählen: eins, zwei, drei, vier, fünf, und dann fünf und eins, fünf und zwei u. s. w. Wir zählen zwar nicht so mit Worten, aber wir schreiben die Zahlen so, wenn wir uns der römischen Ziffern bedienen. Mit Hülfe beider Hände bis zu 10 zählen und also nach Zehnen zu rechnen, ist eine dezimale Bezeichnung, zugleich das in der Welt verbreitetste System und die uns geläufigste Art des Zählens. An Händen und Füßen bis 20 zu gehen, also nach Zwanzigen zu rechnen, ist eine vigesimale Bezeichnung, welche häufiger

auftritt und ausgebildeter ist als das quinäre System, in vielen Sprachen die Regel bildet und bis auf den heutigen Tag mitten in der Dezimalzählung des gesitteten Europa ihre Spuren hinterlassen hat. Zwar haben die höheren Nationen das Vigesimalsystem als zu schwerfällig und unbeholfen ebenso vermieden als die allzu ärmliche quinäre Zählweise, dennoch ist die erstere Methode ein charakteristischer Zug der Kelten, welche sich ihrer heute noch bedienen. Und wenn die Franzosen zählen: soixante-onze, quatre-vingts, quatre-vingt-dix, so ist dies eine Folge ihres Umgangs mit keltischen Bretonen. Als romanische Sprache besitzt das Französische ein regelmäßiges System von lateinischen Zehnen bis hinauf zu 100: cinquante, soixante, septante, huitante, nonante, welches sich noch in Bezirken innerhalb der französischen Sprache im Gebrauch erhalten hat, wie z. B. in Belgien. Dessenungeachtet hat sich das unbeholfene Vigesimalsystem in Frankreich durch das Dezimalsystem hindurch Bahn gebrochen. Septante ist meistentheils unterdrückt und für 74 sagt man soixante-quatorze; quatre-vingts hat sich für 80 eingebürgert und reicht bis in die neunzig hinein; in den Zahlen über 100 finden wir six-vingts, sept-vingts, huit-vingts für 120, 140, 160, und ein Hospital hat seinen Namen Les Quinze-Vingts von seinen 300 Insassen. Selbst das Germanische ist nicht ganz verschont geblieben von diesem Systeme, wenn der Engländer nach „Score" rechnet und threescore and ten, fourscore and thirteen u. s. w. für 70 und 93 zu einer Stellung gelangt sind, die sie noch nicht wieder ganz verloren

haben. Eben so sagt der Däne statt 50 dritthalbmalzwanzig, statt 60 dreimalzwanzig.

Das der ganzen Menschheit bekannte System der Zahlwörter, welches bei den niedrigsten Stämmen nur mangelhaft ausgebildet erscheint, erlangte innerhalb der Grenzen der Wildheit einen Grad der Entwicklung, welchen die höchste Zivilisation nur in Einzelheiten verbessert hat. Die beiden Rechenmethoden mit Geberden und Wörtern erzählen die Geschichte der frühesten Arithmetik in einer Weise, die man schwerlich verdrehen oder mißverstehen kann. Wir sehen den Wilden, der in Wörtern nur bis auf 2 oder 4 zählen kann, in stummer Zeichensprache fortfahren. Er hat Wörter für Hände und Finger, Füße und Zehen, und es fällt ihm ein, daß die Wörter auch dazu dienen können, die Bedeutung derselben zu bezeichnen, und so werden sie seine Zahlwörter. Wie dieselben angewendet wurden, zeigt beispielsweise die Sprache der Tamanaken am Orinoko. In dieser bedeutet der Ausdruck für fünf „ganze Hand", sechs ist „eins von der anderen Hand", u. s. w. bis zehn oder „beide Hände"; „eins vom Fuß" ist elf, „der ganze Fuß" ist fünfzehn, „eins vom andern Fuß" sechzehn; „ganzer Mensch" bedeutet zwanzig, „eins von der Hand des nächsten Menschen" bedeutet einundzwanzig, „zwei Menschen" vierzig u. s. w. Aehnlich sagen auch die Festlandskariben für 20 „ein Mann", für 25 „ein Mann und eine Hand", für 30 „ein Mann mit zwei Händen", für 35 „ein Mann mit zwei Händen und einem Fuß", für 40 „zwei Männer", für 23 „ein Mann und drei Finger". In dieser Weise sind die Wörter Hand, Fuß,

Mensch zu Zahlwörtern geworden und zwar bei verschiedenen Rassen in getrennten Gegenden mit einer Gleichförmigkeit, wie sie durch die Gemeinsamkeit des Princips, aber auch in einer Mannigfaltigkeit, wie sie die Selbständigkeit der Ausbildung bedingt. Und hieraus ergibt sich die Thatsache, daß die niederen Klassen, wie wir selbst, die Fähigkeit besitzen, fortzuschreiten oder sich selbst zu vervollkommen. Zugleich aber bezeugen fast alle Sprachen der Welt mit nur wenigen Ausnahmen, daß sich die Zählkunst aus dem ursprünglichen Zählen an Fingern und Händen entwickelt habe, das von der Sprache aufgenommen und in ihr dargestellt wurde. Hierdurch erklärt sich auch, weshalb die moderne Welt ein Zahlensystem benutzt, daß sich auf eine nicht sehr geeignete Grundzahl stützt, da dieselbe weder durch drei noch durch vier theilbar ist, ein Vortheil, den die Duodezimaltheilung bieten würde. Allein unser dezimales Zählen gründet sich einfach auf die menschliche Anatomie, ist ein Erbstück des Urmenschen, das er auf dem von der Natur selbst gebotenen Rechenbrett, am eigenen Körper, ausgebildet hat.





Die Wunder des Feuermachens.

Nichts ist heute für uns leichter, als uns Licht und Feuer zu verschaffen. Ein Streichholz leistet uns den Dienst im Nu. Daß es einmal anders gewesen, daß es eine Zeit gegeben hat, in der die Feuergewinnung mit Schwierigkeiten verbunden war, ist unserem Gedächtnisse längst entschwunden und eine völlig feuerlose Zeit können wir uns vollends gar nicht vorstellen. In der That hat man, wie es scheint, kein einziges, noch so wildes Volk gefunden, welchem der Gebrauch des Feuers unbekannt wäre. Ja, es ist eine alte und oft wiederholte Erzählung, daß, wenn Reisende in den Waldungen Mittelafrikas an der Stelle, wo sie übernachteten, ein brennendes Feuer zurücklassen, große menschenähnliche Affen, wahrscheinlich Gorilla, herbeikommen, sich um die brennenden Stämme niederlassen und so lange sitzen bleiben, bis das Feuer erloschen ist. Indeß verstehen sie nicht, es zu erhalten oder gar zu entzünden. Gewisse Affen der neuen Welt sollen allerdings den Gebrauch des Feuers kennen, aber sie haben

dann die Kunst des Feuermachens vom Menschen gelernt, wie so manche andere Verrichtung, zu der sie sich mit Erfolg gebrauchen lassen. Anders freilich müßte man urtheilen, wenn die merkwürdige Beobachtung sich erhärten würde, die Stanley in seinem neuesten Werke mittheilt und die angeblich von Emin Pascha gemacht worden ist. Der Wald von Msongua beherbergt eine große Herde Schimpansen, welche Nachts häufig die Mswa-Station besuchen, um Früchte zu stehlen. Dabei sollen sie nun — und das ist das Wunderbarste an der Sache — Fackeln benutzen, um ihren Weg zu beleuchten. So lange aber keine persönliche Aeußerung Emins selbst über diese außerordentliche Beobachtung vorliegt, wird man wohl an dem Satze festhalten dürfen, daß von allen Geschöpfen der Mensch allein es ist, der mit dem Feuer umzugehen, der es von einem Ort an einen anderen zu übertragen und, wenn es erloschen ist, von Neuem zu erzeugen versteht.

Dennoch hat der Mensch sicherlich dereinst unter Bedingungen gelebt, die ihm gleich dem Thiere den Gebrauch des Feuers versagten; allein so weit die geschichtliche Forschung reicht, ist kein Beispiel eines solchen Zustandes nachweisbar. Man ist daher genöthigt, die Erfindung des Feueranzündens in die weiteste Vergangenheit zurückzuverlegen; man nimmt an, daß sie den Abschluß jener ersten Urzeit bildete, jener Unterstufe der Wildheit, in der die Menschheit in ihren beschränkten Wohnsitzen sich von Früchten und Nüssen nährte und der auch der Beginn der articulirten

Sprache angehört — eine Stufe, welche alle Menschen ausnahmslos längst überwunden haben. Die ältesten Ueberlieferungen der Chinesen allerdings bewahren die Erinnerung an eine solche feuerlose Zeit ihrer Ahnen, doch wohnt ihnen kein geschichtlicher Werth inne. Auch die altgriechische Mythe des Prometheus, der in einer markhaltigen Pflanzenröhre das Feuer vom Himmel entführte, die ältere germanische Sage vom Nothfeuer und jene der Phöniker, nach der das Feuer durch Reibung von Hölzern hervorgebracht wird, gehören in die nämliche Klasse vorgeschichtlicher Erinnerungen. Dagegen hat man in den Kalkhöhlen unter anderen Ueberresten aus der Mammutzeit Stückchen Holzkohle und verbrannte Knochen gefunden, ein Beweis dafür, daß schon die Höhlenmenschen jener vorgeschichtlichen Periode Feuer machten, um ihre Nahrung zu kochen und sich zu wärmen. Die Frage aber, wie man auf dem kürzesten Wege Feuer zu erzeugen vermöge, hat gewiß Jahrtausende lang alle Völker der Erde in einem Maße beschäftigt, wovon wir uns heute kaum mehr Rechenschaft zu geben vermögen. Sehr wahrscheinlich ging die Erfindung von den Sklaven der Urzeit aus, welche sich mit der Herstellung der Steingeräthe beschäftigten und eben dadurch sich im Besitze der erforderlichen technischen Handgeschicklichkeit befanden.

In der einfachsten Weise wird das Feuer durch rasches Aneinanderreiben zweier Holzstücke erzeugt, ein Verfahren, das noch heute bei manchen Völkern in Gebrauch ist, immerhin aber mehr Uebung und Fertigkeit erfordert, als es den Anschein hat. Wir finden

diese ursprüngliche und älteste Art der Feuererzeugung noch auf den Marianeninseln der Südsee, während schon die Bewohner der Nikobaren im Indischen Ocean, welche der Handel mit Streichhölzern versieht, diese alte Art des Feuermachens nur noch im Nothfalle anwenden. Sie haben dabei, ähnlich den Malayen, zwei Methoden. Entweder spalten sie ein Stück trockenen Bamburohres und sägen unter kräftigem Druck mit der scharfen Kante der einen Hälfte in einem in der anderen Hälfte gemachten Kerbe, neben dem feine Holzspäne liegen; bald wird das untere Holzstück heiß, fängt an zu glimmen und entzündet die Späne. Oder sie machen ein Loch in ein dünnes Stäbchen, setzen ein zweites, rundes von trockenem Holze hinein und drehen quirlend unter Druck, wodurch die Berührungsstellen der beiden Hölzer alsbald ins Glimmen gerathen. Die Tahitier verschafften sich Feuer ebenfalls dadurch, daß sie einen stumpf zugespitzten Stock in einer in einen andern Stock gemachten Vertiefung rieben, bis endlich durch die Reibung der entstandene Staub entzündet wird. Ein eigenthümlich weißes und sehr leichtes Holz wird allein zu diesem Zwecke benutzt; manche Völker wählen aber Hölzer verschiedener Art, weiche und harte, aus welch letzterem sie mit Vorliebe den bohrenden Stab, den „Feuerbohrer“, herstellen. Nothwendig ist indeß eine Verschiedenheit der Hölzer nicht. Das System des Feuerbohrers ist weit verbreitet auf Erden. Die von Dr. von den Steinen besuchten wilden Bakaïri in Centralbrasilien nehmen zwei lange dünne Stäbe vom nämlichen trockenen Holze; in den einen ist eine Kerbe

geschabt; während nun diesen ein Mann mit zwei Stöckchen auf dem Boden in seiner Lage erhält, quirlt ein Zweiter den andern Stab zwischen beiden Händen rasch in der Kerbe. Der losgeriebene Staub glimmt. Der Gaucho in den südamerikanischen Pampas bedient sich einer andern Methode: er nimmt einen elastischen, ungefähr 45 cm langen Stab, drückt das eine Ende an seine Brust, das andere zugespitzte Ende in ein Loch in einem Stück Holz und dreht nun den krumm gebogenen Theil rasch herum wie den Centrumsbohrer eines Tischlers. In allen Ländern, die noch zum Nilgebiete gehören, ebenso in den benachbarten des Uellesystems verschaffen die Eingeborenen, nach Schweinfurths Beschreibung, sich Feuer, indem sie zwei Hölzer durch quirlartiges Reiben mit den Händen, das eine senkrecht auf das andere gestellt, entzünden. Die beiden Stücke haben die Stärke eines Bleistifts und als Unterlage dient eine Lanze oder ein Stein, auf dem ein Häufchen glimmender Asche in Gestalt eines kleinen Aschenkegels zurückbleibt. Der Funke wird alsdann in zerriebenem, dürrem Grase aufgefangen und im Luftzuge des schwingenden Armes angefacht; ein Verfahren, das, namentlich im Winde, selbst den Zauber europäischer, Streichhölzchen nicht selten zu Schanden werden läßt.

Nach allen diesen Methoden erhält man, wenn passende Holzarten gewählt werden, in wenigen Minuten, ja oft Secunden Feuer. Immerhin ist die Sache mühsam und für Jemand, der die Kunst nicht versteht, bedarf es sogar der größten Anstrengung. Es

erfordert also der Gebrauch des Feuerbohrers eine große Geschicklichkeit, und für einen Europäer ist es fast unmöglich, in dieser Weise Feuer zu erzeugen. Einige Völker benutzen seit langer Zeit eine verbesserte und bequemere Form des Feuerbohrens, indem sie den Holzstab durch einen Riemen bewegen, der mehrmals um ihn herumgewunden und hin- und hergezogen wird. Auch die Bewegung desselben mit einem Bogen, wie bei unserer Bogendrille, ist nicht unbekannt. In beiden Fällen muß der Bohrer an dem obern Ende mit einem Knopf versehen sein, um ihn gegen die Unterlage andrücken zu können. Eine weitere Erleichterung bringt die Anwendung von Zunder, wie manche Stämme ihn kennen. Die Herero in Südwestafrika wählen zu ihrem Reibfeuerzeuge zwei möglichst grade Stöcke von etwa Fingerdicke, und es ist unnöthig, jeden von einer besonderen Holzart zu nehmen. In die Mitte des einen Stockes wird eine Höhlung eingebohrt, in die die Spitze des andern gedreht werden kann, und auch wohl noch eine Kerbe rings um den Ast eingeschnitten. An diese Kerbe wird dann Schwamm oder halbvermodertes Holz als Zunder gelegt. Der eine Stock mit der Kerbe wird dann mit den Knieen auf der Erde festgehalten, der andere in der bekannten Weise zwischen den flachen Händen wie ein Quirl hin- und hergedreht. Sobald es einen Funken giebt, muß er in den Zunder fallen und dieser kann dann mit Leichtigkeit zur Flamme angeblasen werden. Also nicht die geriebenen Stöcke, sondern der Zunder liefert die Flamme. Nach der Weise der Herero hat man, wenn Alles hübsch trocken ist, in

etwa einer Minute Feuer. Immerhin scheuen die Eingebornen diese Arbeit und nehmen, falls sie kein anderes Feuerzeug haben, noch heute, wenn sie auf Reisen gehen, einen Feuerbrand vom Hause mit, d. h. einen 15 cm und darüber dicken Ast, dessen Feuer sie sehr geschickt auch unterwegs lange im Glühen zu erhalten wissen.

Bei den gesitteten Völkern wurde der Feuerbohrer bereits früh durch bessere Vorrichtungen verdrängt, doch lassen sich seine Spuren noch bis ins classische Alterthum und selbst noch weiter verfolgen. Die Griechen beschreiben als Feuerzeuge, deren sie sich ausschließlich und vom Anfang bis zum Ende ihrer selbstständigen Existenz bedient haben, die „Pyreia phrygia“ als zwei Hölzer, von denen das eine, durch Reibung gegen ein anderes Feuer hervorbringt. „Storeus“, d. h. das Lagerstück oder auch „Eschara“, den Herd, nannte man das eine dieser Stücke, welches fest gelegt wurde, während das andere „Paraplaesion trypano“, d. i. einem Bohrer ähnlich, dagegen wirkte. Bei Homer sucht man überraschender Weise vergebens nach einer Beschreibung des üblichen Actes der Entzündung. Es ist bei ihm nur vom Anstecken durch Brände die Rede, die, wie es scheint, aus der nächst gelegenen Wohnung geholt werden, aber Apollonius Rhodius (200—250 v. Chr.) beschreibt, wie Reisende die Feuerhölzer gedreht haben, um das Lagerfeuer anzuzünden und das Mahl zu bereiten. Dasselbe erwähnt Lucian um etwa 150 n. Chr. Diese Art der Feuergewinnung scheint auch in Altrom nicht fremd gewesen zu sein, obgleich die vorhandenen

Stellen leider keine ganz klare Anschauung des Verfahrens geben. Sicher ist jedoch, daß bei den Römern Hirten, Kundschafter und einzeln wohnende Landleute sich durch Reiben von Hölzern das nöthige Feuer bereiteten, und sowohl Seneca als besonders Plinius fügen den griechischen Beschreibungen der Pyreia, die sie Igniaria nennen, blos einige Betrachtungen über die Holzarten hinzu, die sich beziehungsweise zum Lagerstück und zum Bohrstück vorzugsweise eignen sollten. Auch wissen wir, daß namentlich Epheu- und Lorbeerholz aneinander gerieben wurden. Bei den Römern kamen allerdings allmählich auch andere Methoden der Feuergewinnung in Aufnahme, allein obwohl aus dem praktischen Leben verschwunden, ward die alte Art bei gewissen ceremoniellen Handlungen noch beibehalten. So mußte das heilige Feuer der vestalischen Jungfrau, wenn es ausgegangen war, mit dem Feuerbohrer von Neuem ergänzt werden. Ganz das Gleiche sehen wir in Indien. Die Hindu benutzen schon seit lange Feuerstein und Stahl, die Brahmanen dagegen bedienen sich noch zur Erzeugung des heiligen Feuers für das tägliche Opfer des uralten Reibverfahrens. Auf die Frage, warum sie diese beschwerliche Methode anwenden, trotzdem ihnen eine bequemere bekannt ist, antworten sie, daß sie es thun, um ein reines und heiliges Feuer zu erhalten. In Wirklichkeit bewahren sie durch ihr Festhalten am Herkommen einen Rest der Lebensweise entfernter, auf einer viel niedrigeren Gesittungsstufe stehender Vorfahren auf. Uebrigens hat sich diese Art der Feuererzeugung selbst in Europa bis auf den heutigen Tag

in dem an manchen Orten herrschenden Gebrauch erhalten, bei Viehseuchen Pferde und Rinder, um sie vor der Seuche zu schützen, durch Feuer zu jagen, welche mit dem Feuerbohrer entzündet worden sind. Das bei dieser aus vorchristlichen Zeiten stammenden Ceremonie benutzte Feuer darf nicht das zahme Feuer des Herdes, sondern muß wildes, durch Reibung erzeugtes Feuer sein. Noch im Jahre 1826 wurde in Perth ein solches Feuer, wohl das letzte in Großbritannien, angezündet. In Schweden und anderen Gegenden sind sie noch bis auf den heutigen Tag im Gebrauch. Dabei ist es merkwürdig, wie die Extreme der Gesittung oft in der Welt zusammen kommen. Noch im vorigen Jahrhundert wurde in Jönköping, demselben Bezirke, der heute durch seine Zündhölzchen utan svafvel och fosfor berühmt ist, ein Gesetz erlassen, welches den abergläubischen Gebrauch des durch Reibung erzeugten Feuers verbot.

Das, was nun vermittels des Feuerbohrers erzeugt wird, ein glühendes, heißes Partikelchen oder ein Funke, läßt sich aber auf anderem Wege viel bequemer gewinnen, indem man das Reiben durch Schlagen, die Hölzer durch Steine ersetzt. Selbst letzteres ist nicht einmal immer nöthig. Die Leute auf der Molukkeninsel Ternate schlagen die brüchige Oberfläche eines Bambustückes gegen einen Porzellanscherben und erzeugen damit einen Funken, den sie in einer Art Zunder auffangen. Und das Feuerzeug der Arfak auf der großen Insel Neuguinea besteht in nichts Anderem als einem Stück Bambu von ungefähr 3 cm Dicke, einem

Stückchen Kiesel und etwas getrocknetem Baumbast. Um Feuer zu machen legt man ein Läppchen des letzteren auf den Kiesel und schlägt mit demselben längs der glasharten Außenseite des Bambu, wodurch dieselbe Wirkung entsteht wie bei unserem altmodischen Feuerzeug mit Stahl und Stein. Diese letztere Gewinnungsweise des Feuers zählt ihre Dauer gleichfalls nach Jahrtausenden, wenn die in den vorgeschichtlichen Höhlen Europas gefundenen Eisenkiesstücke als Beweis zugelassen werden. Die Frage ist indeß umstritten; Prof. Erman läugnet Stein und Stahl sogar für die classischen Alten, welche nachweislich manche andere Methode, wie die Hohl- und Brennspiegel, kannten. Für den täglichen Gebrauch der Menge kamen letztere freilich kaum in Betracht, aber schon zu Titus Zeiten bestand das römische Feuerzeug aus einem Schwefelstengelchen, dessen Spitze in vermodertes Holz gesteckt und durch Reibung an Steinplatten in Brand gesetzt wurde. Wo aber Feuer durch Schlagen gewonnen wurde, schlug man zwei Steine aneinander, keinen Stahl. Die Feuersteine, Pyrites geheißen, waren Kiese oder Schwefelerze. Im Griechischen findet sich kaum ein Wort für Feuerschlagen. Den Feuerstahl hält Erman für eine mittelasiatische oder nordasiatische Erfindung; heute noch übertreffen die von den Ureinwohnern Sibiriens angefertigten Feuerstahle die meisten europäischen an Vollendung. Sie benutzten dieselben mit vortrefflichem Zunder, welchen die Jakuten und mehrere ihrer Nachbarn aus einer Cirsium-Art gewinnen, indem sie deren getrocknete Blätter in einem Mörser gröblich zerstoßen und darauf portions-

in dem an manchen Orten herrschenden Gebrauch
halten, bei Viehseuchen Pferde und Rinder, um
vor der Seuche zu schützen, durch Feuer zu ja
welche mit dem Feuerbohrer entzündet worden s
Das bei dieser aus vorchristlichen Zeiten stammen
Ceremonie benutzte Feuer darf nicht das zahme F
des Herdes, sondern muß wildes, durch Reibung
zeugtes Feuer sein. Noch im Jahre 1826 wurde
Perth ein solches Feuer, wohl das letzte in G
britannien, angezündet. In Schweden und an
Gegenden sind sie noch bis auf den heutigen Ta
Gebrauch. Dabei ist es merkwürdig, wie die Ex
der Gesittung oft in der Welt zusammen kom
Noch im vorigen Jahrhundert wurde in Jönk
demselben Bezirke, der heute durch seine Zündhö
utan svafvel och fosfor berühmt ist, ein Ges
lassen, welches den abergläubischen Gebrauch des
Reibung erzeugten Feuers verbot.

Das, was nun vermittels des Feuerbohre
zeugt wird, ein glühendes, heißes Partikelchen o
Funke, läßt sich aber auf anderem Wege viel be
gewinnen, indem man das Reiben durch Schlag
Hölzer durch Steine ersetzt. Selbst letzteres is
einmal immer nöthig. Die Leute auf der M
insel Ternate schlagen die brüchige Oberfläch
Bambustückes gegen einen Porzellanscherben
zeugen damit einen Funken, den sie in einer Ar
auffangen. Und das Feuerzeug der Arfak
großen Insel Neuguinea besteht in nichts And
einem Stück Bambu von ungefähr 3 cm Di

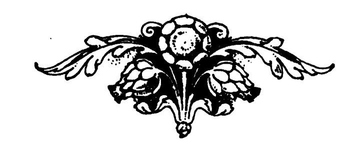
weise zwischen den Händen bis zu alleiniger Zurücklassung der Haare reiben, welche vermöge ihrer länglichen Gestalt aneinander haften und durch äußerste Dünnheit jeder Entstellung entgehen. Die Araber und die mit ihnen vermischten Mauren brachten dieses asiatische Feuerzeug seit etwa 700 n. Chr. nach Spanien, wo es also bei weitem früher als in anderen Gegenden Westeuropas in Gebrauch kam.

Wie immer man nun zu der Frage über Einführung und Gebrauch von Stein und Stahl in Europa Stellung nehmen möge, im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß diese beiden Behelfe das gewöhnlichste Mittel aller Völker vom Eintritt in die Eisenzeit bis zur Gegenwart wurden. In Deutschland kannte man das Feuerzeug von Stahl, Stein und Zunder nachweislich im vierzehnten Jahrhundert. In früherer Zeit mag das Feuermachen viel umständlicher gewesen sein und im Alterthume vollends war der Gebrauch von Feuerzeugen ziemlich selten, so daß es sehr zweifelhaft ist, ob jeder Grieche oder Römer ein eigenes Feuerzeug im Hause hatte. Daraus ergaben sich Sitten, genau ähnlich jenen, welche uns in der Gegenwart die oben erwähnten Herero veranschaulichen. Sorgfältig wurde das Feuer auf dem Herde unter der Asche glimmend erhalten; ging es zufällig aus, so holte man neues Feuer beim Nachbar. Die Mittheilung des Feuers war daher nicht blos eine Handlung nachbarlicher Freundlichkeit und Gefälligkeit, sondern eine höhere, eine sittlich religiöse Pflicht. Versagung des Feuers galt in Sparta als eine Strafe, mit der ehrlose, verächtliche

Menschen belegt wurden. In eine neu zu gründende Stadt nahmen die Colonisten vom heiligen Feuer des Götteraltars der Heimat mit, um die Cultgemeinschaft mit ihr zu erhalten. So hat auch jede Werft der Herero ihr heiliges Feuer, das nie erlöschen darf, das als der Mittelpunkt des Dorfes und des Stammes betrachtet wird. Von ihm werden Abends die Brände geholt, womit dann die Feuer der übrigen Hütten angezündet werden. Einen Brand von dem heiligen Feuer nehmen auch jene mit, welche mit einem Theile der Herde auf Viehposten ziehen. Und wenn ein Stammfürst ohne directe Erben stirbt oder sonst die Herrschaft auf eine andere Linie übergeht, wird das alte Feuer ausgelöscht und ein neues Feuer von der Werft des neuen Fürsten geholt. Die älteste unverheirathete Tochter des Häuptlings oder in ihrer Ermangelung jenes Mädchen, das ihm am nächsten steht, hat das Feuer zu bewahren. Sollte es doch einmal durch Unachtsamkeit, durch einen plötzlichen Regenguß oder einen anderen Zufall erlöschen, so darf es nicht von anderem Feuer angezündet, sondern muß frisch gemacht werden, was auf dem alten Wege des Reibens geschieht.

Heutzutage sind freilich die Eingeborenen Afrikas bis weit ins Innere mit dem Gebrauch von Stahl und Stein, beziehungsweise von Zündhölzchen wohl bekannt. Ja, Jönköpings „Paraffinerade" sind vielleicht schon weiter ins Herz Afrikas vorgedrungen als die europäischen Forscher. Aber ehe man dahin kam, des Feuers wohlthätige Kraft auf die Spitze eines

einfachen Holzsplitters zu bannen, hatte man mit unnennbaren Schwierigkeiten zu kämpfen, hat das Feuerzeug der verschiedensten Gestalten annehmen müssen, wechselte es im Laufe der Jahrhunderte sein Aeußeres wie ein Chamäleon.





Die Urgeschichte der Maske.

Wer in unseren Tagen einen Maskenball besucht und an dem bunten, lebhaften Treiben des Mummenschanzes sich ergötzt, macht sich wohl schwerlich Gedanken über den Ursprung dieser eigenartigen Belustigung. Er hält sie wohl für ein Erzeugniß unserer verfeinerten Gesittung und ist vielleicht nicht wenig überrascht zu vernehmen, daß auch ganz rohe Menschenstämme diese Vergnügungen kennen und sich an Verkleidungen erfreuen, bei welchen die das Antlitz verhüllende Maske oder Larve, als wichtigster Bestandtheil, die Hauptrolle spielt. Am wenigsten geräth er wohl auf den Einfall, daß die ganze „Maskerade“ — religiösen Vorstellungen den Ursprung verdankt. Und doch ist dem so: was heute die Völkerkunde darüber an's Licht gezogen hat, gestattet keinen Zweifel. Es galt die bösen Geister und Dämonen zu verscheuchen, von welchen sich nicht blos jetzt noch fast alle Naturvölker, sondern vormals auch die gesitteteren Nationen des Alterthums beständig umgeben wähnten und denen sie alle Widerwärtigkeiten

des Lebens zuschrieben. Ehemals war diese Art der Abschreckung so ziemlich über die ganze Welt verbreitet, und heute noch weisen viele, fast stets von Tänzen begleiteten Ceremonien der Wilden diesen Sinn auf. Dahin gehört wohl auch die seltsame Sitte des „Duk-Duk", die auf einigen Inseln des Stillen Oceans, insbesondere unter den neu gewonnenen menschenverspeisenden deutschen Brüdern des Bismarckarchipels üblich ist. Auch beim Duk-Duk wird getanzt, der Tänzer aber durch völlige Vermummung unkenntlich gemacht. Sein Körper ist bis über die Lenden herunter in Blätter gehüllt; Kopf und Gesicht bedeckt aber ein auf der Schulter aufsitzender großer Helm oder Hut von faserigem Grasgeflecht, durch dessen kleine Löcher man von innen herausschauen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Dieser Hut ist spitz, in Gestalt einem Lichtauslöscher, einem Löschhorn ähnlich und mit einem scheußlichen Gesichte bemalt.

Ihr Ursprung erklärt es, daß bei den meisten Masken roher Völker das Schreckhafte zum Ausdrucke gelangt. Sie sind übrigens an keine Zeit, an keinen Stamm gebunden, und ihre Form wie das Material, aus dem sie hergestellt werden, sind gleich mannichfaltig. Es gibt deren nicht blos von schrecklichem, sondern auch von groteskem Aussehen; es gibt deren aus Holz oder Baumrinde, aus Leder oder Pappe. Der Grundgedanke der Erfindung bleibt aber stets der nämliche, wie verschieden auch der Zweck sein möge, dem die Maske dient. Man benutzte sie bei religiösen Ceremonien, aber auch im Kampfe, auf der Bühne und zur

Belustigung. Die Erfindung ist jedenfalls uralt. Man fand Masken bei den alten Assyrern, wie in den Grabdenkmälern des Nillandes und unter den Ausgrabungen zu Pompeji. Schliemann fand bekanntlich Masken aus Gold in den Königsgräbern zu Mykenä, und goldene Masken sind in einzelnen Theilen Indiens zu Tempelzwecken heute noch in Gebrauch. Die alten Griechen trugen Masken auf den weltbedeutenden Brettern, bei ihren Aufführungen, welche nachweislich ebenfalls aus religiösen Ceremonien hervorgegangen waren, und wie die Hellenen kannten auch die ernsten Römer tragische und komische Masken. Noch unlängst verbargen sich die chinesischen Krieger hinter grauenhaften Masken in der Hoffnung, damit ihren Gegnern Angst und Schrecken einzuflößen. Heut zu Tage bedienen sich ihrer noch die menschenverzehrenden Batta auf der großen Sundainsel Sumatra, wie die wilden Bewohner Neukaledoniens und der Carolineneilande in der Südsee. Reisende berichten endlich von Maskenträgern in Peru, in Mexiko, auf der ganzen pacifischen Nordwestküste Amerikas bis zu den Grenzen des Eismeeres, ebenso wie im Herzen Brasiliens. Man kann alle diese Masken in die fünf Klassen der religiösen oder Cultmasken, der Kriegsmasken, der Leichen- oder Todtenmasken, der Justiz- und endlich der Schauspiel- und Tanzmasken eintheilen.

Zu den interessantesten Mustern dieser Gebilde eines rohen Kunstsinnes gehören die zahlreichen Masken von den westlichen Inseln Melanesiens. Dort tragen die Opferpriester bei den religiösen Festlichkeiten Masken, welche später in den „Morai“ zu Ehren der Abgeschie-

denen aufgehangen werden. Auch auf Neuguinea trifft man Tempel ganz behangen mit sonderbaren Kopfbedeckungen und Masken, die meist Nachbildungen von Krokodilköpfen sind. Bei den australischen Völkern wie auch bei den Indianern spielen nämlich die Thiermasken bei den religiösen Tänzen eine bedeutende Rolle. Der Tänzer bedeckte sein Haupt, wohl auch den ganzen Körper mit dem abgezogenen Fell eines bestimmten Thieres, dessen Gangart und Sprünge, Stimme und sonstiges Gebahren der Träger nachzuahmen hat. So ist auf den Duke of York-Inseln ein Tanz gebräuchlich, bei dem die Männer große, aus Holz geschnitzte groteske Figuren, wie Eidechsen, Vögel, Fische auf dem Rücken und dem Kopfe tragen. Auf den Neuhebriden sind die Masken aus Cocosnuß geschnitzt und in Roth, Schwarz oder Weiß bemalt; Eberhauer werden an beiden Seiten der den Mund bezeichnenden Oeffnung befestigt. Anderwärts benutzt man gar wirkliche Menschenschädel, die man mit glänzenden Farben bemalt und langen künstlichen Haaren versieht. Von sehr eigenartigen Masken vernehmen wir aus einigen Inlandsbezirken Neubritanniens. Diese Masken, „Lorr“ genannt, sind aus den Stirn- und Backenknochen, dann dem Unterkiefer eines Menschenschädels zusammengefügt und mit Gummi gekittet, mit Kopfhaaren bedeckt, von einem Bart umrahmt und mit rother Erde und Kalk derartig bemalt, daß sie ein Gesicht mit tragischem oder komischem Ausdruck darstellen. An einem auf der Innenseite hinter der Mundöffnung des Schädels angebrachten Querholze hält sie der Tänzer mit den Zähnen fest. Aus Neu-

irland besitzt man eine Maske aus dem Holze einer Conifere verfertigt; Kinn, Mund, Nase und ein Theil der Ohren sind roth bemalt; das Uebrige des Gesichts ist schwarz. Vom Festlande der Heathinsel stammt eine merkwürdige Tanzmaske aus Schildkrot mit Kasuarfedern geziert, um die Augenlöcher weiß, um die Lippen roth gemalt; das Nasenstück ist angesetzt und in den Nasenlöchern sind Perlmutterstückchen.

Alle diese Masken Melanesiens verrathen einen eigenthümlichen, durchaus selbstständigen Kunststil. Ihre Anfertigung ist originell und sorgfältig, auffallend daran die vorspringende Nase, die übertriebene Durchbohrung des Ohrläppchens und der Versuch, die verschiedenen Haartrachten darzustellen. Sehr geschickt sind dazu die Mittel gewählt, welche aus Naturerzeugnissen bestehen: das Haar aus Ananas- oder Hibiscusfasern, die Augen aus Muscheltheilen. Es gibt außerordentlich verschiedene Typen dieser Masken; bei allen aber sind die geschickt und geschmackvoll angebrachten Farben die nämlichen, Roth, Weiß und Schwarz. Viele, aus Kokosnuß oder Holz geschnitzt, sind vortrefflich gearbeitet und ihre technische Ausführung muß um so mehr Staunen erregen, als sie nur mit Hülfe der allerrohesten Werkzeuge zu Stande kommt. Sie sind jedenfalls merkwürdige Aeußerungen eines unentwickelten Kunsttriebes, wenn auch alles Schnitzwerk, alle Bemalung auf bloße Nachahmung menschlicher oder Thiergestalten hinausläuft und dabei den Charakter des Verzerrten, des Fratzenhaften trägt.

Auch die Leichenmasken der noch sehr rohen Aleuteneiländer, bei welchen der Brauch früher sehr allgemein

gewesen sein muß, wurden nur mit Stein- und Knochenwerkzeugen hergestellt, zeigen aber doch große Erfindungsgabe und Kunst im Schnitzen. Obgleich untereinander verschieden, sind sie doch alle nach einem Typus gearbeitet. Alle zeigen eine breite, dicke, doch nicht abgeflachte Nase, grade, aber nicht vorstehende Augenbrauen, dünne Lippen und großen Mund, in dem kleine Holzzähne eingesetzt sind. Diese Masken sind oft von beträchtlicher Größe, alle mit verschiedenen Farben bemalt, gewöhnlich roth und schwarz. Haarbündel sind eingeflochten, um den Bart anzudeuten, zuweilen auch Haare, sogar Hirschhaare oder Federn am oberen Theil der Stirn angebracht, die Nasenlöcher sind eingebohrt und auf den Wangen oft verschiedene Muster leicht eingeritzt oder aufgemalt.

Amerika ist nicht minder reich an Maskentypen. Die alten Peruaner wie die Mexikaner bedeckten das Antlitz ihrer Todten mit Masken, die in Mexiko aus Marmor, Porphyr oder Obsidian gemeißelt waren und religiöse Bedeutung hatten. Die Peruaner wohnten sogar noch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum der Fronleichnamsprocession in Thierverkleidungen und mit Thiermasken bei, in welchen sie Tänze aufführten, ganz wie zur Zeit der Inka. Aber nicht bei religiösen Festen allein spielten die Masken eine Rolle. Bei den Zuñi-Indianern in Neumexiko, welche burgartige Häuser aufführen, waren sie das Abzeichen einer gefürchteten Körperschaft. Auch die Indianer am Kap Flattery hatten Ceremonien, welchen blos die Eingeweihten beiwohnen durften. Die größte Ausbildung erfuhren aber diese

Geheimbünde, deren Mitglieder nur maskirt sich zeigten, bei den Irokesen. Die „Ga-go-sa“, Dämonen ohne Körper, blos mit einem häßlichen Kopfe, verbreiteten, wie die Irokesen meinten, Pest und Krankheiten unter den Menschen. Sie günstig zu stimmen war der Zweck des Bundes. Im Grunde genommen waren diese Leute nichts weiter als „Schamanen“ oder „Medicinmänner“, deren Heilungskünste stets in einer besonderen festlichen Tracht und unter Anlegung einer Maske vorgenommen werden. Letztere geht zumeist als kostbares Gut auf den Erben des Heilkünstlers über.

Je weiter wir nach Norden schreiten, desto zahlreicher treten die Gesichtsmasken in Amerika auf. Sie sind dort von der Vancouverinsel an in Gebrauch. Die dortigen Aht-Indianer besitzen Masken, welche meist Vogelköpfe darstellen, 60 cm groß und sehr scharfsinnig verfertigt sind. Einzelne Theile, wie Augen oder Schnabel, sind sogar beweglich gemacht und können mittels Schnüre verstellt werden. Der Gebrauch von Gesichtsmasken ist auch bei dem Lippenhölzer tragenden Nutkavolke der Naya- oder Nagaindianer auf dem Festlande des Königin Charlotten-Sundes zu Hause. Diese haben gleichfalls Masken aus Holz gehauen und innen mit einem quer gespannten Riemen versehen, der, wenn die Maske auf dem Gesichte liegt, ganz wie in der Südsee in den Mund genommen und mit den Zähnen festgehalten wird. Durch die hohle Wölbung ändert sich auch gänzlich die Stimme des Maskenträgers, und diese Verfeinerung des Faschingsapparates haben die lippenbeholzten Wilden vor anderen gesitteten Völkern

voraus, welche bekanntlich zu einer Verstellung der Stimme ihre Zuflucht nehmen müssen. Aehnlich sind auch die Masken der benachbarten Haidah, wovon ein seltsames Exemplar mit einer Art Tiara aus Bärenklauen gekrönt wird und an dem ein Kupferring durch die Nasenlöcher gezogen ist. Auch diese indianischen Masken können in ihrer Art als Kunstwerke der doch sonst durchaus ungesitteten Menschen gelten, die einen völlig eigenartigen Stil, eigenartige Ornamentirung und Bemalung zeigen. Gewöhnlich gehen sie alle weit über die natürliche Größe der Originale hinaus. Die Masken aus weichem Holze vom Nutka-Sunde sind mit großer Sicherheit geschnitten und schön geglättet, die menschlichen Masken ausgezeichnet durch ihren Racencharakter, der deutlich hervortritt und für die genaue Naturnachahmung spricht. Dabei sind die einzelnen Theile der Masken so genau und vortrefflich schließend gearbeitet, daß man nicht vermuthet, die Maske könne aus verschiedenen Stücken bestehen.

Fernab von diesem Schauplatze, in Südamerika, trifft man gleichfalls Gesichtsmasken an. Die deutschen Reisenden Spix und Martius begegneten ihnen bei den Tecunas, einem Indianerstamme am Amazonasstrome, und der britische Naturforscher Bates hat sie später genauer beschrieben. Nebst einem Kopfschmucke aus den Brustfedern des Tukans tragen die Häuptlinge mitunter seltsame groteske Masken, welche Affenbüsten oder andere Thierköpfe darstellen und aus Rohr geflochten, mit Baststoff überzogen und dann bemalt sind. Die größten und häßlichsten dieser Masken stellen den Ju-

ruparé dar, den einzigen Dämon der Tecunas. Wahre Maskeraden traf Bates auch zu Ega am Amazonasstrome. Die meisten Maskenträger verkleiden sich als Thiere, Bullen, Hirsche, Jaguare, ebenfalls mit Hülfe von leichtem Flechtwerk, das sie mit altem gefärbten oder bemalten Stoff überziehen und je nach dem darzustellenden Gegenstande formen. Bates bezeichnet einige dieser Nachahmungen als vorzüglich. So sah er unter Anderen einen geschickten Burschen, welcher ein altes Stück Canevas in die Gestalt eines Tapirs brachte, sich darein steckte und auf allen Vieren herumkroch; es gelang ihm sogar, eine bewegliche Nase ganz ähnlich jener des Tapirs herzustellen und damit allgemeine Heiterkeit zu erregen. Bates ist nicht sicher, ob bei den Mummenschänzen in Ega nicht auch portugiesische Einflüsse im Spiele sind; jedenfalls ist das Maskiren aber den Indianern an sich eigenthümlich, wie die jüngsten Beobachtungen Dr. Karl von den Steinens an ganz abgeschiedenen, äußerst rohen Stämmen im innersten Brasilien darthun. Dieser gewiegte Forscher stieß 1884 auf seiner Expedition nach dem Schingu auf das von fremden Cultureinflüssen noch unberührte Völkchen der Bakaïrí und traf auch bei ihnen als Erzeugnisse der primitivsten Schnitzkunst eine Menge verschiedenartigster bunter Kopfaufsätze. Alle hatten zur Anpassung an den Kopf ein Strohgerüst. Die Farben waren weiß, schwarz, roth und orange, sämmtlich roh aufgetragen. In der Festhütte fielen ihm ferner zwei viereckige, roth und weiß bemalte Holzstücke mit plastischer Nase und zwei Augenlöchern auf. Daß dies Gesichtsmasken sind,

geht aus dem Beisatze hervor, daß sie vor das Gesicht gehalten werden und Tauben vorstellen, deren Stimme der Künstler besser nachzuahmen weiß als den Kopf.

Von diesen Masken der Indianer weichen jene des Polarvolkes der Eskimo völlig ab; sie kennzeichnen sich hauptsächlich durch die Rohheit ihrer Ausführung. Das gilt besonders von jenen der Diomedesinsel im Nortonsund; sie sind mit rothem Ocker bemalt und zeugen von ziemlich verunglückten Versuchen, grotesk zu wirken. Häufig sind zur Erhöhung des Effectes diese Masken mit langen Vogelfedern verziert. Die sonstigen Eskimomasken sind weiß und mit breiten rothen, blauen oder schwarzen Streifen versehen, auch mit Federn oder kleinen Holzstückchen ausgeschmückt. Mitunter umzieht man sie mit einem Stück Rennthierfell oder fügt man zwischen die Lippen Zähne vom Hunde oder Seekalbe, in deren Ermangelung aber rohe Holznachahmungen ein. Die Weiber dürfen diese Masken am Tage nicht tragen; sie begnügen sich, Miniaturmasken von 7.5—10 cm Länge in den Händen zu halten. Gemeiniglich stellen sie Vögel mit überlangem Schnabel, Füchse, Wölfe, Seekälber, selbst Menschen dar. In Aljaska ward in der Nähe des Kuskokwimflusses eine Maske von ungemein niedrigem Relief gefunden, ganz von Karibufell umgeben und von zwei Vogelfedern überragt. Das Ganze macht einen sehr seltsamen Eindruck.

Das an so verschiedenen und von einander so weit entfernten Orten beobachtete Auftreten der Gesichtsmasken, darf wohl als ein nicht unwichtiger Beweis

für die Ursprünglichkeit ihrer Erfindung zu betrachten sein. An eine gegenseitige Entlehnung ist nicht zu denken, vielmehr müssen wir annehmen, daß die menschliche Verstandesthätigkeit wiederholt und selbstständig auf die nämlichen Ergebnisse verfallen sei, daß der menschliche Geist zu allen Zeiten und unter allen Zonen die nämlichen Rösselsprünge mache. Zugleich aber enthüllen uns diese Gesichtsmasken der Wilden die Urgeschichte jener eleganten, aus Seide oder Sammet zierlich hergestellten Larven, welche in dieser Gestalt ihres einstigen Zweckes längst entkleidet, sich bis in unser Culturbereich geflüchtet haben.





Geheime Gesellschaften.

Eine der verbreitetsten und doch sehr wenig ergründeten Erscheinungen im Völkerleben ist sonder Zweifel der **Mystizismus**. In der menschlichen Natur scheint geradezu ein angeborenes Bedürfniß nach dem Uebernatürlichen, dem Geiste Unverständlichen oder Unzugänglichen zu liegen und dieses führt schnurstracks zum Mystizismus, dessen Bedeutung für das soziale Leben der Menschheit, sowie für die Welthändel noch lange nicht die gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Denn er ist der Born des Glaubens wie des Aberglaubens, unschätzbaren Guten wie unermeßlicher Uebel, auch der Urquell aller jener Phänomene, welche zu den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Himmelsstrichen auftreten und die wir geradezu als psychische Seuchen bezeichnen müssen, weil sie epidemieartig die Menschen ergreifen, ja oft ein ganzes Zeitalter unter ihr Joch zu beugen vermögen. Wer hat nicht gehört von den Tanzwüthigen und den Geißelbrüdern oder Flagellanten des Mittelalters, die im

dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert Europa in Schaaren durchzogen, wie Karl Marr's großes Gemälde es mit packender Gewalt dargestellt hat? Die Tanzwuth, die Geißelwuth, ja auch die Manie der Hexenverfolgung und die Dämonensucht im Mittelalter, zu der übrigens die Klopfgeisterei unserer Tage ein modernes Seitenstück liefert, erscheinen uns, darüber ist keine Täuschung mehr möglich, als wahre Volkskrankheiten, als Typen psychischer Seuchen. In dem schon erleuchteten achtzehnten Jahrhundert ist endlich der allgemeine Glaube der Gebildeten an die Leistungen hervorragender Schwärmer und Schwindler eine hochinteressante Erscheinung, die gar nicht anders denn als psychische Seuche gedeutet werden kann. Das Kulturmoment, welches vor hundert Jahren einen Cagliostro zu Hilfe kam, ihn gewissermaßen mit Naturnothwendigkeit erzeugte, war aber der Mystizismus.

Seine Verwirklichung suchte derselbe stets, zu allen Zeiten und überall, sucht er noch durch Geheimbünde, welche unmittelbar aus ihm ihre Nahrung saugen und sich daher fast ausnahmslos mit irgend einer Schwärmerei, einer religiösen, politischen oder sonstigen, verbinden. Von allen jemals bestandenen Geheimbünden ist nun zweifelsohne jener der Freimaurer, der eines sehr hohen Alters sich rühmt, in seiner heutigen Gestalt jedoch erst seit dem Jahre 1720, und zwar von England aus sich verbreitet hat, seiner Bedeutung nach der höchste und wichtigste. Ueber die Endziele der Freimaurerei ist schon so viel geschrieben worden, daß ich es unterlasse, hier darauf näher einzugehen, zumal mir

als Nichtmaurer kein Einblick eröffnet, ein schiefes Urtheil daher nur zu leicht möglich ist. Blos so viel läßt sich aussprechen, daß das maurerische Gebrauchthum das ist, was die Freimaurerei zu dem macht, was sie ist, was ihr ihren eigenthümlichen Charakter aufdrückt, nach außen hin wenigstens die Grundlage des sogenannten Geheimnisses bildet. Und dieses Geheimniß, das heißt das Mystische ist es, was an ihr vornehmlich anzieht, weshalb man berechtigt ist, auch das Freimaurerthum den mystischen Erscheinungen einzureihen. Aus den Armen der kirchlichen Religion führt das Glaubensbedürfniß des Menschen ihn zur Religion des Freimaurerthums. Daß dieses aber gleichfalls im letzten Grunde nichts Anderes als ein Erzeugniß, ein Ausläufer, der verfeinertste wenn man will, des Mystizismus ist, geht aus dem noch wenig bekannten und wenig beachteten Umstande hervor, den ich im Nachfolgenden näher beleuchten will, daß bei anderen Völkern das nämliche, der menschlichen Natur innewohnende Hängen am Mystizismus ganz ähnliche Erscheinungen hervorgerufen hat. So hochmerkwürdig die europäische Freimaurerei an sich auch ist, so ist sie doch durchaus keine Einrichtung, wie ihr die Geschichte keine zweite zur Seite stellen kann, sondern besitzt verschiedene Seitenstücke in Gebieten, wohin ihr eigener Einfluß niemals drang. Im fernen Ostasien, in Japan, unter dem Taiku Sama, verfolgte schon 1537 bis 1600 die geheime Verbindung der Cha-no-yu, zu deutsch: Theeverbindungen verwandte Strebungen. Auch ihnen sagt man nach, daß alle Errungenschaften, wodurch sich

Japan in der Gegenwart auf eine verhältnißmäßig hohe Stufe emporgeschwungen hat, Früchte jener Bestrebungen seien, zu denen die geheimen Verbindungen den Keim legten. Selbst dem nüchternen Volke der Chinesen fehlen die geheimen Gesellschaften nicht, ja sie sind eben dort nachgerade furchtbar herangeblüht. Ihre Zahl ist Legion, allein, ob sie getrennte Verbindungen oder blos Verzweigungen eines großen Körpers sind, ist nie genau ausgemacht worden. Sie bestehen aber im ganzen Umfange des Reiches und haben auch schon lange vor der Verschmelzung des Landes unter ein einziges Szepter bestanden. Das Geheimniß ihrer Operationen, welches selbstverständlich die Hauptschranken der Nachforschungen bildet, ist nicht weniger wegen der Strenge, womit es bewahrt wird, als wegen des Erfolges bemerkenswerth, den ihm seine unverletzliche Natur sichert, so weit oft irgend eine verbreitete politische Bewegung zum Ausbruche gelangt. Bei dem praktischen Sinne der Chinesen verfolgen ihre Geheimbünde freilich zumeist politische, also greifbare Ziele, allein der Umstand, daß nicht wenige derselben zu förmlichen religiösen Sekten ausgewachsen sind, sowie die Strenge ihres moralischen Regiments spricht entschieden dafür, daß auch sie aufrichtige Mystiker sind, welche den Tod dem Bruche ihres Gelübdes vorziehen.

Beiläufig bemerkt ist Fanatismus, religiöser wie politischer, gemeiniglich ebenfalls ein Sproß des Mystizismus, daher denn auch der schauderhafte Geheimbund der Thag (Thug) in Indien, welcher seinerzeit so viel Aufsehen erregte, auf unsere Liste gehört. Diese Er-

droßler oder Erwürger waren religiöse Fanatiker, Anhänger der furchtbaren Göttin Kali, d. h. der Schwarzen. Sie bildeten eine weitverzweigte Gemeinde, deren Genossen sich durch allerlei Ceremonien eng verbrüderten, auch ihr besonderes Rothwälsch und eigene Erkennungszeichen hatten; sie zogen ihre Kinder zum Mordhandwerk heran, denn der Mord galt für eine religiöse Pflicht, von der Gottheit geboten. Dieser Geheimbund reicht in so hohe Zeiten zurück, daß ein Thag vor dem Untersuchungsrichter sich rühmen konnte, dieser Beruf sei schon seit länger als zwanzig Generationen von seinen Vätern ausgeübt worden. Japaner, Chinesen und Hindu sind nun immer noch Völker von einer, bei Allem Fremdartigen, doch sehr beachtenswerthen Gesittungshöhe. Was soll man aber dazu sagen, daß sogar Stämme, die man entschieden zu den Barbaren rechnen muß, ja selbst ganz rohe Wilde auf einen fast identischen Gedanken, wie unser Freimaurerwesen, verfallen sind. Ich habe es mir angelegen sein lassen, nach diesen merkwürdigen Geheimbünden schlichter Naturkinder Umschau zu halten und, obgleich die Mittheilungen der Reisenden darüber sehr spärlich fließen, kann ich sie doch im malayischen Archipel, in der Südsee und — in großer Ausdehnung sogar — in Afrika nachweisen, von wo eine grauenhafte Spielart, der Bund der Wudu, sich nach der Neuen Welt verpflanzt hat. Es bedarf wohl nicht erst des Hinweises, daß mit der sinkenden Gesittung auch die Zwecke dieser Geheimbünde sich immer mehr vergröbern, denn bleibt auch die menschliche Natur mit ihren innersten Motiven immer dieselbe, so verändert

sich doch in ununterbrochenem Flusse der geistige Deckmantel des rohen Naturtriebes, und diese Veränderung allein bildet den Inhalt der Kulturgeschichte. Nach diesen Bemerkungen will ich sagen, was mir über die wilden Geheimbündler bekannt geworden ist und sehr vielen meiner geschätzten Leser voraussichtlich ziemlich neu sein dürfte.

Im ganzen molukkischen Archipel gibt es die zwei weitverzweigten Bruderschaften der Uli-lima und Uli-siwa, welche auf der Insel Seram unter dem Namen Pata-lima und Pata-siwa, auf den Aru-Eilanden unter jenem der Ur-sia und Ur-lima vertreten sind. Der Ursprung dieser beiden Bruderschaften, welche bis zum heutigen Tage einander feindlich gegenüberstehen, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit nachweisen. Bei den Pata-lima Serams ist das Band, welches die Genossen zusammenhält, nicht sehr fest, während die Pata-siwa durch einen besonderen Bund, den Kakeanbund, eng aneinander gekettet sind. Dieser Bund, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden, scheint sich zur Aufgabe gestellt zu haben, Land und Volk von fremder Herrschaft und fremdem Einfluß frei und rein zu halten. Er ist demnach auch gegen Einführung des christlichen und muhammedanischen Gottesdienstes gerichtet, und kann als eine politisch-religiöse Vereinigung betrachtet werden, welche auf alten Gebräuchen eines heidnischen Cultus zu beruhen scheint, ohne jedoch eine bestimmte gottesdienstliche Richtung zu besitzen, da auch Christen und Moslemin zugelassen werden. Sie besteht einzig und allein aus Personen männlichen Geschlechts;

Frauen können nie und nimmer Aufnahme finden. Dieser Kakeanbund ist vollkommen gegliedert und organisirt; er zerfällt in drei Landsmannschaften, deren jede unter einer Rathsversammlung, Saniri genannt, steht; ihr Haupt führt den Titel „Kapala-Saniri", und die drei Häupter zusammen sind Vorsitzer des Rathes, Hüter von Zucht und Ordnung, haben die Rechtspflege in Händen und sorgen für Aufrechterhaltung der altherkömmlichen Gebräuche. Dem Kapala-Saniri ist ein Kapitan beigeordnet, welcher Sorge tragen muß, daß die geringeren Genossen ihren Verpflichtungen nachkommen und die erlassenen Befehle vollzogen werden. Weiterhin gibt es noch in jeder der drei Abtheilungen zwei Würdenträger, den „Udjung-bandera" (Spitze der Fahne) und „Pohon-bandera" (Schaft der Fahne), die gleichfalls unter Umständen zu Rathe gezogen werden und ohne deren Zustimmung kein Saniri einberufen werden darf. Endlich gibt es noch Unterbedienstete, sogenannte „Mauen"; sie sind mit der Instandhaltung des Kakeangebäudes — der Loge — betraut, das man in jedem Dorfe findet, und sorgen, daß Profane von Zeit zu Zeit in den Bund aufgenommen werden, die sie in dessen Geheimnisse einweihen. Ein gewöhnlich auf die Brust tätowirtes Kreuz, „Pélen" genannt, ist das Bundeszeichen. Die Aufnahme selbst soll in nachfolgender Weise stattfinden. Durch eine Oeffnung in Gestalt eines aufgesperrten Krokodilrachens oder Kasuarschnabels wird der Profane zur Nachtzeit in das Kakeanhaus geschoben und es heißt dann von ihm, der „große Teufel" habe ihn verschlungen. In dichter Fin-

sterniß sitzend, hört er nun allerlei fremdartige Laute, Waffengeklirr und einzelne Flintenschüsse. Nachdem er mehrere Tage im Hause zugebracht, während welcher Zeit der Mauen für Speise und Trank sorgt, wird er heimlich entfernt und nach einer entlegenen Gegend geführt, wo er mehrere Monate zubringt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrt er wieder in scheinbar hilfsbedürftigem Zustande in seine Familie zurück, welcher sein Aufenthaltsort völlig unbekannt geblieben war, und wird nun mit Geschenken überhäuft, von denen aber der Mauen den besten Theil an sich nimmt.

Auf den Eilanden der Südsee, nicht blos auf Tahiti, wie man lange meinte, sondern auch auf den Markesas, auf Mangarewa und Anderen war der sehr seltsame Bund der „Arieoi", „Kaioi" oder „Karioi" verbreitet, der auf den Mariannen unter dem Namen „Aritoi" oder „Ulitao" vorkam. Diese Vereinigung von Männern und Weibern hatte die Ausschweifung und den Kindermord zum Grundgesetz erhoben. Unter den Genossen herrschte unbeschränkte Weibergemeinschaft, doch mußte die Mutter jedes Kind bei der Geburt ersticken. Das Leben ging in beständigen Festen, Gelagen, Gesängen und Tänzen dahin, unter welch' letzteren die schlüpfrige „Timorodee" erwähnt wird. Dieser Bund der Arieoi, so niedrig seine Zwecke waren, besaß dennoch einen religiösen Anstrich und stand unter dem Schutze Oros, des Sohnes Taaroas, des polynesischen Jahve. Freilich ist es kein vereinzeltes Beispiel, daß der Mensch seine Lust und Leidenschaft in den Dienst des Himmels gestellt hat. Der Fall wiederholt sich bei vielen Völ-

kern und in den verschiedensten Zeitaltern. Nicht allein sinnlich war aber diese Freimaurerei der Arieoi, sondern auch mystisch. Nicht ohne Schwierigkeiten wurde man zum Bunde zugelassen. Nach einem langen Noviziate mußte der in Roth und Gelb bemalte Jünger in Gegenwart seiner zukünftigen Bundesbrüder einen Anfall religiösen Deliriums haben. Nach langen Monaten, selbst nach Jahren folgte erst die zweite Probe und dabei schwor der Bewerber feierlich, alle Kinder zu tödten, die ihm geboren werden würden. Von nun an gehörte er zur siebenten und untersten Stufe der Gesellschaft; er erlernte nunmehr die Gesänge, Tänze und heiligen Ceremonien, welche den Ritus der Arieoi bildeten. Im Range konnte man innerhalb des Bundes nur um den Preis neuer Proben und neuer Ceremonien aufsteigen. Eine besondere Tättowirung kennzeichnete jede Rangstufe der Mitglieder. Dem Bunde der Arieoi anzugehören, galt als eine große Ehre. Ein Tahiti-Eiländer, den Capitän Cook nach England brachte, erklärte, daß er sich dem Könige von Großbritannien ebenbürtig erachte, da er Arieoi sei. Ich bemerke, daß die alten Mexikaner des elften Jahrhunderts den ganz ähnlichen Bund der „Ixcuinames“ besaßen, der auf gleichen Grundlagen beruhte.

Auch im dunklen Erdtheile, den wir in den letzten Jahrzehnten erst genauer kennen lernten, fehlt es nicht an Geheimbünden verschiedener Art, die insgesammt von einer mystischen Färbung nicht loszusprechen sind. Im muhammedanischen Nordafrika, in Marokko, Algerien, Tunesien und durch die ganze Wüste Sahara nehmen

sie gerne den Charakter religiöser Orden an, und von diesen sind die Chuan, die Issaua oder Aissaua, deren Adepten dem Volke das Schauspiel der staunenswerthesten Leistungen an Selbstpeinigungen bieten, vor Allem aber die fanatischen Senussi oder Snussi, deren Oberhaupt zu Dscharabub in der lybischen Wüste seinen Sitz hat, die vornehmlichsten. Letztere üben eine über ganz Nordafrika fühlbare geheimnißvolle Macht, die ins politische Gebiet eingreift und dem Eindringen der Weißen nicht geringe Hindernisse in den Weg legt. Das Scheitern der Expedition von Gerhard Rohlfs nach Kufra, die Ermordung des französischen Oberstlieutenants Flatters und seiner Leute, sowie manche andere Missethat waren das Werk dieser Snussifanatiker. Besser noch entsprechen dem Begriffe von Geheimbünden jene Vereinigungen, welche unter den heidnischen Schwarzen Inner- und Westafrikas in großer Menge und zu den verschiedensten Zwecken vorhanden sind. Die Thätigkeit solcher Geheimbünde streift oftmals an die germanisch-mittelalterlichen Einrichtungen der Vehme, des jetzt noch im Isarwinkel Oberbayerns nicht ausgerotteten Haberfeldtreibens und anderer Formen der Volksjustiz, des Lynchens, wie es die Squatter-Regulatoren in Amerika wohl kaum logischer betreiben. In den Gebieten des oberen Senegal, der Gambia und noch weiter nach Süden hin entfaltet zum Beispiel der „Mumbo-Djumbo" seine Thätigkeit zur Bestrafung böser oder liederlicher Weiber. Der Mann selbst oder einer seiner Freunde kommen vermummt dahin, wo alle Weiber des Ortes versammelt werden, läßt die zur Bestrafung Auserkorene

an einen Baum binden, bläut sie unter dem Gespött der Anwesenden weidlich durch und kehrt in den Wald zurück, wo er seine Vermummung abwirft. Am Rio Nuñez, zwischen Sierra Leone und Kap Monte, haben die Susuneger den Geheimbund der „Purra". Die Mitglieder desselben vereinigen sich zu kleineren oder Kreis- und zu Hauptpurra, die ihre Sitzungen im Dunkel der Wälder halten und ihre Befehle von einem Oberhaupte, „Simo", empfangen, der den nicht in die Ordensgeheimnisse Eingeweihten unbekannt bleibt. Der Purra verhängt unter Anderem Plünderungen, um seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen.

Als einer der interessantesten dieser religiös-politischen Weihebünde, die durch den Schrecken einer geheimen Verbindung über die Vollziehung des Gesetzes wachen, herrschte bis in die Mitte unseres Jahrhunderts, der „Esik"- oder „Egboe"-Orden in Alt-Kalabar. Dieser Orden ist in elf Grade abgetheilt. Jede der verschiedenen Stufen hat ihren Egboetag, an welchem — hier tritt das Mystische in seine Rechte — ihr „Idem", das heißt ihr gespenstischer Vertreter, eine absolute Herrschaft ausübt. So oft beim Egboe-Orden eine Klage anhängig gemacht wird und der Missethäter bestraft werden soll, wird durch geheime Ceremonien der im fernen Buschlande wohnende Idem zitirt, der dann mit einer phantastischen Kleidung und Matten und Zweigen vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt und mit einem schwarzen Visir vor dem Gesichte erscheint. In Kamerun werden die Glieder des Ordens selbst durch ein in einen künstlichen Knoten geschürztes Laubwerk ver-

einigt, so daß sie sich als eine zusammenhängende Masse bewegen. Jedermann hat das Recht, die Hilfe des Egboe gegen seinen Herrn oder Nachbar anzurufen, wozu er blos ein Ordensmitglied auf der Brust zu berühren oder an die große Egboetrommel zu schlagen braucht. Der Beanspruchte muß sogleich einen Konvent zusammenberufen, wo die Klage untersucht und, wenn gerecht, befriedigt wird. Erweist sie sich als unbegründet, so wird der Kläger bestraft. Hat das Gericht ein Verdammungsurtheil gefällt, so läuft der Idem mit seiner schweren Peitsche, von einem lärmenden Gefolge von Egboebrüdern geleitet, nach dem Hause des Verurtheilten, aus dem sich Niemand rühren darf bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus zusammengerissen ist, so daß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen. Während dieser Zeit, wie überhaupt während der ganzen Dauer einer Egboesitzung, wäre es für jeden Nichtbetheiligten sicherer Tod, ließe er sich auf der Straße blicken; erst wenn die Egboetrommel den Schluß des Gerichtes verkündet, können die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens wieder beginnen. Leute, die auf Reisen gehen müssen, stellen meistens ihr Eigenthum unter den Schutz des Egboe, und ein gelbes Stück Zeug über der Thüre angebracht genügt, das Haus gegen jede Beschädigung zu schützen. Die Könige suchen sich stets die Großmeisterschaft in diesem Orden zu sichern, da ohne dieselbe ihr Ansehen zu einem Schatten herabsinkt; aber selbst europäische Kapitäne haben es mehrfach vortheilhaft befunden, sich in die niederen Grade einweihen zu lassen, denn der Charakter eines

Egboe wird selbst im Innern noch geachtet und gefürchtet und verleiht eine Unverletzlichkeit, wie sie für ausgedehntere Handelsgeschäfte in Afrika besonders früher durchaus nothwendig war. Wenn auch nicht mehr so blühend wie vormals, ist der Egboebund doch nicht erloschen. Hugo Zöller nennt ihn ausdrücklich unter den logenartigen Verbindungen der Dualla in Kamerun; der höchste dieser Orden heißt dort „Djingo" und einer für die Knaben „Kungolo". Sie sind alle diesem Beobachter zufolge religiösen Ursprunges; ihre Mitglieder handhaben nicht blos eine gewisse barbarische Rechtspflege, sondern sind auch verpflichtet, selbst in Kriegszeiten ihren sich durch ein gewisses Zeichen zu erkennen gebenden Ordensbrüdern Schutz zu gewähren. Rücken wir ein Stück weiter nach Süden, so treffen wir an der Loangoküste den von Vater auf Sohn sich vererbenden Geheimbund der „Sindungo" (Dungo in der Einzahl), die nur unter umständlichen Ceremonien einen Candidaten aufnehmen und wie die Purra den Schrecken durch Vermummung vermehren. In ihrem phantastischen Aufputz und durch ihre Masken unkenntlich, durchziehen sie das Dorf, wo sie das ihnen Passende sich zueignen und besonders in der Regenzeit wenig Widerstand zu fürchten haben.

Am unteren Kongo, zwischen der Küste und Isangila — aber nicht weiter landeinwärts — besteht die geheime Brüderschaft der „Nkimba", meist Junggesellen verschiedenen Alters, doch gewöhnlich zwischen zwölf und fünfzehn Jahren, die sich den mannigfaltigen Ceremonien und Gebräuchen unterworfen haben. Gelegentlich

kann man auch ältere Männer unter ihnen sehen, welche aus irgend einem Grunde der Einweihung in jugendlicherem Alter aus dem Wege gegangen sind. Diese Gebräuche dauern zwei Jahre, und man sagt, es gebe drei oder mehr Grade der Einweihung, welche durch Aenderungen in den Grashemden angezeigt werden. Die Nkimba kalken sich über den ganzen Körper mit einer thonartigen Erde gespenstisch weiß an und waschen sich nicht einmal während der sechsmonatlichen Vorprüfung, erneuern jedoch öfters den weißen Anstrich. Während der ganzen Dauer ihrer Einweihung leben sie gleich den Lilien des Feldes und werden auf Gemeindekosten unterhalten, wohnen aber größtentheils von ihren Mitbürgern getrennt und scheinen jede Berührung mit ihnen, besonders aber mit weiblichen Personen und Kindern zu meiden, deren Gegenwart sogar als befleckend erachtet wird, weil sie nicht in die Geheimnisse des heiligen Mysteriums eingeweiht sind. Ein merkwürdiger Theil ihrer halbreligiösen Gebräuche ist die Erlernung einer heiligen Geheimsprache, welche vom „Nganza", dem Medizinmann, der bei allen diesen Gebräuchen die Leitung hat, den in die Brüderschaft aufgenommenen, niemals aber einem weiblichen Wesen gelehrt wird. Bislang ist auch kein Europäer im Stande gewesen, die Natur dieser Sprache zu ergründen. Neben diesen gibt es im Congogebiete noch andere geheime Gesellschaften, deren Mitglieder sich zu Zeiten in abgelegene Gegenden zurückziehen, um dort ihren mystischen Satzungen zu leben. Vorwiegend bestehen sie natürlich aus Männern, aber doch nicht immer. Im Gabun-

gebiete gibt es sogar Frauenorden und auch aus dem Congolande berichtet Dr. Richard Büttner von solchen. Wie er aus sicherer Quelle erfuhr, versetzen sich die Weiber während der Zeit der Zurückgezogenheit durch den Genuß irgend eines Getränkes in einen Zustand hochgradigster Erregung und geistiger Verwirrtheit, in welchem sie von Niemand erblickt werden und ihre Hütte nicht verlassen dürfen. Die Annäherung eines Uneingeweihten an eine solche Kolonie ist daher immer mit Gefahr verbunden, da die Wuth der Insassen bei einer Störung ihrer Mysterien keine Grenzen kennt.

Ist es nicht überraschend, wie der menschliche Geist überall und unter den verschiedensten Verhältnissen doch immer wieder die nämlichen Rösselsprünge macht?





Barbarische Kriegskunst.

Wenn wir, gewohnt an den Anblick unserer modernen, in Tracht und Bewaffnung gleichmäßig ausgerüsteten und in strammer Mannszucht geschulten Heere die Abbildung von Kriegern aus früherer Zeit betrachten, seien es etwa Landsknechte aus dem dreißigjährigen Kriege, oder mittelalterliche Kriegsreisige im Gefolge ihrer ritterlichen Herren, ja selbst Krieger des alten Rom, dessen Cohorten die damals bekannte Welt eroberten, so können wir uns oft eines Lächelns kaum erwehren. Unwillkürlich und unbewußt bringen wir die äußere Erscheinung des Kriegsmannes, des Soldaten, in Verbindung mit seiner Leistungsfähigkeit im Kampfe. Es will uns bedünken, als ob unmilitärisches Aeußeres auch mit kriegerischer Untüchtigkeit gepaart sein müsse. Und im Allgemeinen irrt auch darin unsere Empfindung nicht; nur müssen wir uns hüten, unsere modernen Anschauungen von Militärisch und Unmilitärisch ungeprüft auf andere Zeiten und andere Völker zu übertragen. Aus der Geschichte wissen wir zur Genüge, daß zu allen

Zeiten ebenso wacker, nur weniger ausgebildet, gefochten wurde als in der Gegenwart, und der uns heute höchst unmilitärisch dünkende Zopf hinderte die Grenadiere Friedrichs des Großen ebenso wenig in ihrem Siegesmarsche, als etwa zwei Jahrtausende zuvor die nackten Beine der Römer jenen ihrer Legionen. Aehnliche Erwägungen müssen uns aber auch leiten beim Anblick der Kriegergestalten fremder Völker aus fernen Erdtheilen, der uns zumeist noch weit seltsamer berührt. Es ist völlig ungehörig, achtlos an ihnen vorüber zu gehen, denn, wie untergeordnet sie auch erscheinen mögen, sie sind dennoch ein Stein in dem gewaltigen Bau, zu dem das Kriegswesen im Entwickelungsgange der Menschheit gediehen ist. Seitdem Menschen auf Erden leben, gibt es unter ihnen Streit und Kampf. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es dabei auch in alle Zukunft bleiben, wenn auch mit wachsender Gesittung die verheerenden Kriege unter den Nationen seltener werden mögen. Auf tiefer Culturstufe ist aber der Krieg gewissermaßen Normalzustand; jede Horde, jedes Stämmchen betrachtet den nächsten Nachbar als Feind, mit dem der Kampf ums Dasein aufgenommen werden muß. Ueberall, wo eine gesellschaftliche Gliederung eintritt — und dies beginnt schon bei den rohesten „Wilden" — sehen wir daher als Hauptperson den Krieger. Ursprünglich freilich ist der Mensch Landmann oder Hirt, Hauspriester und Krieger in einer Person. Bald aber erweist sich dieser Zustand als unhaltbar; es stellt sich ganz von selbst die Nothwendigkeit einer Theilung der Arbeit ein, welche den Einzelnen verschiedene Beschäfti-

gungen zuweist und die Menschen anleitet, sich auf solche Weise gegenseitig auszuhelfen. Am frühesten sondert sich nun aus der angedeuteten ursprünglichen Wirkungssphäre jene des Kriegers aus. In der That sind auf niedrigen Stufen Erhaltung und Vertheidigung der Habe gegen äußere Feinde — und dies sind alle Stammfremden — die vornehmste Nothwendigkeit. Auch bei den Naturvölkern der Gegenwart sehen wir die sociale Gliederung mit der Ausbildung der Kriegerclasse beginnen, zu welcher ohnehin nur ein Bruchtheil des Volkes oder Stammes, nämlich die erwachsenen Männer, nicht die Kinder, Greise und Weiber zählen können. Der Krieger hat allerdings keine idealen Güter zu wahren wie der Priester, bildet aber allerwärts die Säule der staatlichen Ordnung und ist stets bereit, dieselbe mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ihm ist daher bei allen Völkern eine hochwichtige Rolle zugefallen, zumal er von allem Anfange nicht blos zur Wehr, sondern auch, und zwar auf den unteren Gesittungsstufen noch mehr, zum Angriff berufen ist, denn da beginnt der Kampf ums Dasein mit Raub und Mord. Der Stärkere überwältigt den Schwächeren, eine Horde, ein Stamm, ein Volk besiegt, unterwirft, unterjocht das andere, und der Krieger wird zum Eroberer, womit ihm an sich eine bevorzugte Stellung gegenüber den minder thatkräftigen Elementen gesichert ist.

Die Ausbildung der Krieger als besonderer Stand ist gebunden an den Fortschritt des Werkzeugs als Waffe. Je einfacher, je unbeholfener diese noch ist,

desto niedriger der Krieger und seine Kunst. Sicherlich haben Stein und Stock zuerst als Geräth und Wehr zugleich gedient. Sie verstärkten Zahn und Faust auf der einen, den Arm auf der anderen Seite. Dem Zurechtschlagen des Steines und dem Zurichten des Holzes folgte dann die kunstvollere Verbindung beider Theile oder ihrer Ersatzstoffe; der Stein wird an Holz geschäftet, und dem Holze durch Anfügung von Steinen, Zähnen, Muschelstücken Spitze und Schärfe verliehen. Damit entstehen mancherlei einfache Waffen, deren wichtigste Speer und Schwert sind. Sie haben sich von der Urzeit an bis auf die Gegenwart erhalten. Sie gingen beide aus dem Stab als weithinreichendem Arm hervor; nur die Lage des schneidenden Theils entscheidet über deren Natur. Der Speer ist nichts Anderes als der zugespitzte Stab, und es ist bekannt, in welch einfacher Form ihn noch die alten Germanen brauchten. Die Spitze, welche aber den Stab zum Speer macht, läßt sich ohne fremden Zusatz am Feuer und dann allenfalls durch Schaben herstellen. Die Australier verstehen es, diese einfache Waffe, welche in sehr weiter Verbreitung bis in die späteste Zeit hinauf überhaupt die Hauptwaffe, als „Lanze“ oder „Pike“ die „Königin der Waffen“ geblieben ist, zu einer recht gefährlichen zu machen, indem sie mit schlichten Werkzeugen aus Stein dem harten Holze eine Reihe von Widerhaken oder der Spitze eine sägenartige Schneide anzuschnitzen wissen. Der Speer in irgend einer Form ist Gemeineigenthum der Völker aller Erdtheile. Er ist die Leibwaffe des Kriegers in Afrika, wie auf den Süd=

seeinseln oder in der Sundawelt. Wir sehen ihn in der Hand eines Aschantihäuptlings in Kriegstracht, welche an sich schon darauf hinweist, wie unter diesen schwarzen Menschenkindern der Krieger von den übrigen Stammesgenossen sich auch äußerlich kenntlich zu machen strebt. In der That liegt in dem phantastischen Aufputz, mit dem unser Aschantikrieger sich herausstaffirt, im Keime der nämliche Gedanke, welcher auch unter gesitteten Völkern eine eigene Kriegertracht ins Leben gerufen hat, die in der Uniformirung unserer Heere ihren lebhaften, freilich noch durch anderweitige Umstände veranlaßten Ausläufer besitzt.

Die Aschanti an der Westküste Afrikas sind ein ungemein kriegslustiges Negervolk und haben den englischen Truppen in wiederholten Kriegen, zuletzt 1873 nicht wenig zu schaffen gemacht. In unseren Tagen sind sie in der Bewaffnung weit über die einfache Stufe hinausgelangt, welche der kurze Speer des Häuptlings darstellt. In weit entwickelterer Form, gewissermaßen schon als „Lanze“, begegnen wir ihm in den Händen von Völkern, welche schon einen besonderen Kriegerstand ausgeschieden haben; dahin gehören die Bewohner der Sandwichsinseln, welche ein eigenes Reich bilden. Die dortigen Kanaken besitzen seit lange eine gesellschaftliche Gliederung, deren ein Theil das Heer ist.

Sein Abzeichen war der Speer, und diesen führen auch die alten Krieger auf der Insel Java, sowie auf den Sundainseln Ombay und Gueba. Bei diesen beiden Völkern tritt zur Lanze noch in mannigfacher Gestalt die kurze Hiebwaffe, das Schwert, hinzu.

Jünger als der Speer ist allem Anscheine nach das Schwert, seiner Abstammung nach ein Mittelding zwischen Speer und Keule, oder vielmehr die Vereinigung von beiden. Dabei ist freilich nur an jene flache, scharfkantige Keule zu denken, wie sie in der Südsee so große Verbreitung hat. Als solches Mittelding lernten die Entdecker das Schwert in Südaustralien noch kennen. Viele Völker führen hölzerne Schwerter, die manchmal durch Einsätze von Knochen, Gräten und Fischzähnen verschärft und verstärkt werden. Seine volle Ausbildung erfuhr das Schwert durch die Erfindung der Eisenbearbeitung und die dadurch ermöglichte Herstellung in diesem Metalle. In den mannigfachsten Formen bildete das Schwert auch im europäischen Mittelalter die Leibwaffe des Kriegsmannes und lebt, nach Erfindung des Schießpulvers in Säbel und Pallasche umgestaltet, heute noch in allen Heeren fort. Die Hunnen brachten, wie es scheint, den Säbel aus dem Morgenlande mit, wo namentlich Türken und Araber diese Waffen führten. Durch die Ungarn und Polen erhielt dann der Säbel auch im Abendlande Ansehen.

Beide, Speer und Schwert, sind Waffen ausschließlich für den Nahkampf, welcher wohl auch die ursprünglichste Form des Kampfes überhaupt gewesen ist. Heute noch kennen die wilden Krieger vieler sogenannter Naturvölker keine andere Art als auf den Gegner sich zu stürzen und Mann gegen Mann zu fechten. Frühzeitig allerdings war man schon darauf bedacht, den Feind aus einer gewissen Entfernung zu

treffen, ehe man sich selbst dem Hiebe oder Stoße der gegnerischen Waffe aussetzte. Zu diesem Zwecke ward die Steinschleuder erfunden, welche heute noch als bevorzugte Waffe den Völkern der südamerikanischen Anden bis hinab einschließlich zu den Feuerländern dient. Diese einfache Steinschleuder ist der erste unscheinbare Ausgangspunkt unserer heutigen so hochentwickelten Artillerie. Wesentliche Verbesserungen der ursprünglichen Waffe stellen der Bumerang der Australier, der Wurfstock Südafrikas, der Trumbasch der Neger im oberen Nilgebiete und die Wurfwaffen im südlichen Indien dar, welche unter Umständen zu dem Schleuderer zurückkehren. Sie alle mußten aber überall, wo der Bogen auftrat, dessen Concurrenz erliegen, weil er alle übrigen an Verwendbarkeit übertrifft. Erst mit der Erfindung des Bogens als Lanzenwerfers war eine Ausbildung des Fernkampfes möglich, welcher bei allen höherstehenden Völkern Uebung geworden ist. Das Verbreitungsgebiet des Bogens schließt heute im Großen nur Australien, Neuseeland und Polynesien aus; seine Handhabung erforderte einen erhöhten Grad von Geschicklichkeit, da der Erfolg der Waffe von der erzielten Treffsicherheit abhängt. Diese kann jedoch blos durch sorgfältige Uebung erlangt werden, und letztere wiederum trug mächtig zur Ausbildung des ursprünglichen Kriegerthums als eigene Volksclasse bei. Auf dem Grundgedanken des Bogens beruhte auch die Armbrust des europäischen Mittelalters, während er in seiner einfachen Gestalt sogar bei manchen Völkern höheren Ranges bis vor nicht allzulanger Zeit die Hauptwaffe

ausmachte. Als solche erscheint er noch bei den Japanern, wie die Darstellung eines Kriegers dieses Landes nach einem alten Kupferstich ausweist. Jetzt freilich besitzt das Kaiserreich der aufgehenden Sonne Truppen, die nach europäischem Muster gekleidet und mit Feuergewehren bewaffnet sind. Solches ist auch zum Theil in China der Fall, doch gibt es dort im Inneren des weiten Landes immer noch Heerestheile, welche es sich an Bogen und Pfeil genügen lassen. Die Krieger der Beludschen haben es schon zum Schießgewehre gebracht und zeigen sich nebenbei in einer reichen Ausrüstung mit kleineren Hieb- und Stichwaffen. Der heutige Beherrscher von Beludschistan, der Chan von Kelat, besitzt sogar eine Leibgarde, die aber mit den nichtsnutzigsten Gurgelabschneidern die verzweifeltste Aehnlichkeit hat. Der englische Reisende, Dr. Bellew, konnte es gar nicht begreifen, wie es dem Chan gelungen sei, eine solche wohlassortirte Bande ungewaschener, zerlumpter und wüster Hallunken aufzutreiben.

In enger Verbindung mit dem Gebrauche des Bogens scheint die Erfindung des Streitwagens zu stehen, den wir zuerst auf assyrischen Denkmälern kennen lernen. Dieses Kriegsgeräth hat aber die schon erfolgte Zähmung des Rosses zur Voraussetzung. Die Verwendung des Pferdes zu Kriegszwecken bezeichnet nun eine neue Phase in der Urgeschichte der Kriegführung. Weitaus die Mehrzahl der ungesitteten Stämme kämpft blos zu Fuß, weiß nichts von der Ausnützung thierischer Zug- oder Tragkraft im Kriege,

gleichviel, ob diese nun vom Pferde, Kameele oder Elephanten herrühre. Unzweifelhaft ist der Fußkampf auch der Kampf der Urzeit gewesen. Die Verwendung der Thiere bedeutet eine schon vorgerücktere Gesittungsstufe. Von allen zu Kriegszwecken gebrauchten Thieren ist nun das Pferd, dank seiner Flüchtigkeit, die sich mit Stärke paart, das wichtigste. Es dient nicht blos als Zugthier zur Bespannung der Wagen, sondern trägt auch den Menschen als Reiter gefügig nach dessen Willen. So entstand denn überall, wo das Roß verbreitet war, frühzeitig eine Reiterei, und manche Völker, die vollständige Rossenomaden geworden, kennen auch keine andere Kampfweise als zu Pferde. Dahin gehören nicht blos die Mongolen und ihre Verwandten sondern seltsamerweise auch viele Indianer, sowohl in Nord- als in Südamerika, die das Pferd doch erst sehr spät, nach Ankunft der Europäer, kennen gelernt haben. Solche Reitervölker bilden freilich die Ausnahme unter den Menschen. Höhere Culturstufen wurden der Nützlichkeit der Reiterei im Kriege bald inne und fügten ihren Streitkräften eine zu Pferde fechtende Truppe ein. Sie bildete aber stets die Minderzahl im Vergleiche zum Fußvolke, welches überall die Hauptheeresmasse ausmacht. Eben wegen ihrer geringeren Anzahl und der dabei erforderten größeren Geschicklichkeit des Reiters, welche neben der Handhabung der Waffe noch das Lenken des Rosses erheischt, galt die Reiterei als die vornehmere Kriegergattung oder, wie wir uns modern ausdrücken würden, als die bevorzugtere Waffe. Im europäischen Mittel-

alter war mit ihr der Begriff der Ritterschaft, dem Worte wie dem Sinne nach, völlig verwachsen. Der „Ritter“, der Adelige, focht hoch zu Roß, seine Mannen kämpften zu Fuß.

Der beweglichen Natur des Pferdes entsprechend, ist seine Bewaffnung auf Stoß und Hieb eingerichtet; der zu Pferde unsichere Schuß bleibt dem Fußvolke vorbehalten. Die eisenbepanzerte Gestalt des mittelalterlichen Ritters ist dem Leser wohl bekannt. Nicht Jeder weiß aber, daß auch andere Völker als unsere Vorfahren, wenn nicht die nämliche, so doch eine sehr ähnliche Kriegergestalt hervorgebracht haben und noch besitzen. Dazu gehören z. B. die lanzenbewehrten Gardereiter des Scheich von Bornu in Mittelafrika. Dieser schwarze Potentat verfügt über ein ziemlich geordnetes Heer, dessen Leitung besonderen Sclaven oder Kriegshauptleuten, den sogenannten „Kaschallawa“, unterstellt ist. Sie befehligen flintenbewaffnete Leute, die theils beritten, theils Fußsoldaten sind; einige sind Reiteranführer, deren Leute mit Speeren bewaffnet und zum Theil mit Schwertern und mit Metall- oder Wattenpanzern versehen sind. Aus solchen Panzerreitern besteht auch die blos vierzig Mann zählende Leibgarde des Scheichs. Der Sultan des Bornu benachbarten Reiches Baghirmi unterhält ebenfalls unter Anderem etwa fünfzig Lanzenreiter, welche in der angedeuteten Weise mit mehr oder weniger vollständigem Wattenpanzer nicht blos für sich, sondern auch für ihre Pferde ausgerüstet sind. Der Gedanke, die Panzerung aus Watte herzustellen, ist an sich originell und doppelt

seltsam in einem so heißen Klima wie jenem Mittelafrikas; immerhin liegt auch dem afrikanischen Wattenpanzer die nämliche Idee zu Grunde, welche unseren Ritter in seinen stählernen Harnisch kleidete, bis derselbe mit der mächtigen Kugelbüchse nicht mehr zu wetteifern vermochte. So zeigt sich auch an den vorgeführten exotischen Kriegertypen, wie der menschliche Geist stets immer wieder die nämlichen Rösselsprünge macht.





Die Hahnenkämpfe als Volksspiele.

Unter den mannichfachen Spielen, an welchen die Menschheit sich ergötzt, nehmen die Thierkämpfe eine hervorragende Stelle ein. In der verschiedensten Gestalt treten sie in den verschiedensten Zeiten und auch bei den verschiedensten Völkern auf. Wer sich nun daran gewöhnt hat, die unscheinbarsten Regungen und Aeußerungen des Volkslebens unter dem Gesichtswinkel eines Gesittungsmerkmals zu betrachten, dem wird es nicht entgehen, daß alle Thierkämpfe stets auf einen Gesittungsrückstand deuten. Unter allen Spielen gehören sie zu den rohesten, daher sie denn auch aus dem Leben der Culturnationen mit wachsender Gesittung immer mehr verschwunden sind. Daß sie im Alterthum so sehr an der Tagesordnung waren, zeigt vielleicht mehr denn alles Andere die Unvollkommenheit der antiken Cultur. Mit der Verfeinerung der Geistesbildung wußte sie immer noch eine entschiedene Gemüthsroheit zu vereinbaren, welche in den blutigen Gladiatorenspielen des alten Roms am schärfsten zu Tage

tritt. Nur um eine Stufe tiefer stehen die Thierkämpfe, welchen das Alterthum fröhnte und woran noch manche Völker der Gegenwart ihre Freude haben. Dazu zählen die Stiergefechte, welche die Spanier in Begeisterung versetzen und von ihnen bis in ihre amerikanischen Colonien verpflanzt worden sind, in etwas geringerem Grade die Hahnenkämpfe, die heute noch in der Alten und Neuen Welt vielfache Beliebtheit genießen.

Wo die Sitte, Hähne miteinander kämpfen zu lassen, zuerst aufgekommen ist, entzieht sich der genauen Kenntniß, denn Hahnenkämpfe (Alektryomachien) waren nicht blos im Alterthum schon gebräuchlich, sondern sind es auch bei Völkern Hinterasiens, welche allem Anscheine nach diesen Sport selbstständig erfunden haben. Im alten Griechenland waren, außer den Stierkämpfen von Thessalien, die Wachtel- und Hahnenkämpfe Lieblingsvergnügungen, und wurden von den Gesetzgebern sehr ermuthigt, weil sie den Soldaten Beispiele der Tapferkeit vorführten. Chrysippos behauptete, der Hahnenkampf wäre die eigentliche Bestimmung der Hähne, da diese Vögel von der Vorsehung zu dem Zwecke geschaffen wurden, uns durch ihr Beispiel Muth einzuflößen. Ueber den Ursprung des griechischen Hahnenkampfes berichtet Aelian. In Athen wurden solche jährlich veranstaltet in der Erinnerung daran, daß die Athener aus dem Anblick zweier kämpfenden Hähne eine gute Vorbedeutung für ihren Widerstand gegen die Perser gewonnen hatten. Auch in anderen Städten Griechenlands, Kleinasiens

und Siciliens, besonders aber in Rom, waren Hahnenkämpfe sehr beliebt. Man machte die Thiere durch Reizmittel kampflustig und versah sie schon damals mit eisernen Sporen. Wie gegen so manche andere Roheit eiferte die christliche Kirche auch gegen dieses Vergnügen, vermochte aber die Vorliebe dafür nicht zu überwinden. Ja, sie konnte es nicht einmal verhindern, daß dieses Erbstück antiker Barbarei mit Anderem auf die neuen germanischen Herren der Welt überging. Durch das ganze Mittelalter und bis in die neueste Zeit waren Hahnenkämpfe nicht blos in den romanischen Landen, sondern auch in England, Deutschland und in den Niederlanden im Schwunge. In England war der Hahnenkampf bereits im zwölften Jahrhundert ein Lieblingsvergnügen der Kinder, welche auch, besonders zur Fastnachtszeit, dem alten Spiele des „Hahnenwerfens" (Cockthrowing) huldigten. Sir Thomas Moore, der berühmte, fast bis in unsere Tage hereinragende Dichter, war ein berühmter Hahnenwerfer. Der Ursprung des Spieles wird auf drei Gründe zurückgeführt: 1) daß es den Dänen in den Sachsenkriegen gelungen ist, wegen des Krähens eines Hahnes eine gewisse Stadt zu überrumpeln; 2) daß die Hähne (galli) die besonderen Vertreter der Franzosen waren, mit denen die Engländer fortwährend im Kriege lagen, und 3) daß sie mit der Verleugnung des Apostels Petrus in Verbindung standen. Was den eigentlichen Hahnenkampf anlangt, so wurde er sammt dem Ballspiel und anderen Vergnügungen eine Zeit lang von Edward III. (1327 bis 1377) aus dem Grunde unter-

drückt, weil diese Spiele das Volk vom Bogenschießen abzögen, welches für die militärische Größe Englands nothwendig wäre. Später wurden die Hahnenkämpfe systematisch geregelt, namentlich unter Heinrich VIII. und Karl II., und Ersterer veranstaltete das erste große nationale Hahnengefecht in Westminster, das sich seitdem in dem Royal cockpit erhielt. Auch Jakob I. ergötzte sich besonders an Hahnenkämpfen. In neuerer Zeit wurden dieselben indeß gesetzlich verboten, doch finden sie im Geheimen noch immer statt. Die berühmtesten werden in Melton veranstaltet. Die Hähne sind von besonderer Race und gewöhnlich von Hamburg bezogen; durch eine besondere Diät werden sie am Fettwerden gehindert. Man befestigt ihnen scharfe, dolchähnliche Sporen an den Beinen, dann werden sie von den Kampfrichtern besichtigt, gewogen und nun gegeneinander losgelassen. Dabei werden oft große Summen verwettet.

Spanien, das Land, in welchem die altrömische Civilisation am tiefsten Wurzel geschlagen habe, vererbte seinen amerikanischen Colonien ebenso wie die grausamen Stiergefechte auch die Hunde- und Hahnenkämpfe. Die Vorliebe für letztere ist hauptsächlich auf Mittelamerika und Mexico beschränkt, doch erwähnt sie der amerikanische Naturforscher James Orton auch unter den wirklichen Vergnügungen der südamerikanischen Stadt Quitto in Ecuador. Sie reihen sich dort an Beliebtheit unmittelbar den Stiergefechten an und nehmen nicht selten einen blutigen Ausgang für die beiden kämpfenden Vögel, denn auch dort befestigt man an

den natürlichen Sporen kleine Messer, womit die Hähne einander furchtbare Wunden beibringen. Diese Belustigungen finden zumeist Sonntags und Donnerstags in der Nähe der Katharinenkirche statt und werden von einer städtischen Behörde beaufsichtigt. Die Hahnenkämpfe sind in Ecuador nicht auf die Hauptstadt beschränkt, denn der genannte Gewährsmann begegnete ihnen sogar in dem kleinen Andendorfe Bodegas oder Babahoyo.

In Mexico gibt es keine Belustigung, welche das Interesse des Publicums in höherem Grade erregte, als ein Hahnenkampf. Dieses Interesse beschränkt sich nicht auf eine gewisse Klasse, denn es besteht in dieser Beziehung zwischen dem Präsidenten der Republik und dem schlichtesten Bürger, zwischen dem Oberfehlshaber des Heeres und dem Troßknecht, zwischen dem höchsten Würdenträger der Kirche und dem niedrigsten ihrer Diener kein Unterschied. Man kann im Amphitheater neben dem Geistlichen den Bauern, neben dem Jäger den Hirten, neben dem Krämer den Soldaten, neben dem Greis in weißen Haaren den aufkeimenden Jüngling und das kaum den Windeln entwachsene Kind erblicken. Selbst Frauen nehmen manchmal als Zuschauerinnen an diesem barbarischen Zeitvertreib Theil. Wie die Stiergefechte, werden auch die Hahnenkämpfe mehrere Tage zuvor angekündigt und bilden den Gegenstand allgemeiner Unterhaltung. Bis zur Eröffnung der Thüren weiß aber Niemand, welches die Kämpfer sein werden. Unter einer Anzahl bei solcher Gelegenheit stets zum Verkaufe ausgesetzter Hähne wählt jeder der

Hauptwetter seinen Kämpen, der dann sofort den Händen eines mit den vorläufigen Anordnungen beauftragten Abrichters übergeben wird. Diese Hähne werden einige Zeit zuvor ihrer natürlichen Sporen beraubt und erhalten dann im Augenblick des Kampfes künstliche aus einer polirten Stahlklinge, etwa 7 cm lang und 12—13 mm breit, welche, leicht nach oben gebogen, in eine scharfe Spitze ausläuft, deren oberer Rand geschliffen ist; diese Sporen werden mittels Schlußhaken stark an das Bein befestigt. So ausgerüstet und kampfbereit, werden die Hähne von den Abrichtern, welche sie in der Luft halten und den Zuschauern zur Besichtigung vorstellen, in der Arena herumgeführt. Während dieser Ausstellung werden die Wetten untergeordneten Ranges abgeschlossen, und der Kampf beginnt erst, wenn der durch die Ausstellung veranlaßte Lärm sich gelegt hat.

Gewöhnlich weichen die Hähne durch ihre Größe, Farbe ihres Gefieders, Länge ihres Schweifes so sehr von einander ab, daß sie leicht unterschieden werden können. Manchmal indeß unterscheiden sie sich nur dadurch, daß man dem einen Kamm und Bart abgeschnitten hat. Ist diese Operation an keinem oder an beiden vorgenommen worden, so kann es nöthig werden, das Bein des einen Kämpfers mit einem weißen Tuchstückchen als Erkennungszeichen zu belasten, wobei dann das Loos entscheidet, welchem diese Ungunst zu Theil werden soll. Da die Hauptwetter gewöhnlich die schönsten Hähne ankaufen, ist es sehr selten, daß unter ihnen eine allzugroße Ungleichheit hervortritt, und die Wetten

sind fast allgemein. Die Leidenschaft für dieses Spiel hat bei den Mexicanern so tiefe Wurzel gefaßt, daß beinahe nicht Einer, so arm er sein mag, die Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne auf den Ausgang des Kampfes seinen Obolus zu wagen. Wenn die Wetten organisirt sind und die aufgeregte Menge einigermaßen zur Ruhe zurückgekehrt ist, beginnen erst die dieser Art Sport eigenthümlichen Gemüthsbewegungen. Die Abrichter treten in die Mitte der Arena vor, lassen dann, auf einen oder zwei Schritt von einander angekommen, ihre Hähne los und ziehen sich zurück. Oft ehe diese kriegerischen Vögel den Boden berührt haben, stürzen sie mit solchem Ungestüm auf einander los, daß die Heftigkeit des Stoßes beide zurückschleudert und zu Boden wirft. Kaum aber haben sie sich wieder aufgerichtet, kehren sie von Neuem zum Angriff zurück, und die Stöße ihrer schrecklichen Sporen folgen ohne Unterbrechung, bis der Kampf durch den Tod oder die Kampfunfähigkeit des einen der beiden Gegner endigt.

Etwas weniger blutig gestalten sich die Hahnenkämpfe gewöhnlich auf Cuba, wo im Allgemeinen mildere Sitten herrschen. Die Cubaner, welche für Stiergefechte nicht sonderlich schwärmen, hängen allerdings mit gleicher Leidenschaft wie die Mexicaner an den Hahnenkämpfen, verabscheuen aber das englische System der künstlichen Sporen und begnügen sich, die natürlichen Waffen der Hähne fein zuzuspitzen. Im Uebrigen unterwerfen sie die armen Vögel einer sonderbaren Behandlung. Sie schneiden ihnen dicht über der

Haut die Federn am Halse, auf den Schenkeln und dem größten Theile des Körpers ab und belassen ihnen blos die zum Schutze der Brust erforderlichen, sowie den Schwanzschopf. Die entblößten Theile zeigen sich von brennender Röthe, weil man sie früher häufig mit Aguardiente (Branntwein) begießt. Man gewöhnt die Hähne überhaupt an dieses starke Getränk und schüttet alltäglich davon einen Mund voll über ihren Kopf, den man des stolzen, aber nutzlosen Kammes beraubt, weil er nur dem Gegner einen Angriffspunkt gewähren könnte. Ihre Nahrung wird genau geregelt; sie erhalten bloß zweimal des Tages zu bestimmten Stunden eine gewisse Anzahl Maiskörner und des Morgens kleine und scharf gewürzte Fleischklöße. Dabei hält man sie sorgfältig von den Hennen entfernt. Diese ganze Behandlung bezweckt die Abhärtung und Kräftigung der Vögel. Man erkennt auch gleich die Wirkung des Branntweins auf sie, wenn man sie unter den Brustfedern aufhebt; die herabhängenden Beine werden dann von einem außerordentlichen nervösen Zittern erfaßt. Leicht unterscheidet man ihre kräftige Race unter den gewöhnlichen Spielarten der übrigen Hähne. Ihre Flügelfedern sind weit härter, der Schnabel scharf wie eine Scheere, ihr Krähen hell und kurz abgeschnitten. Solch ein gallo fino hat für den Spanier einen bedeutenden Werth, ein gallo criollo dagegen blos den, welchen die Köchin dafür bewilligt. Auch die Cubaner strömen in die Galleria, den Schauplatz des Hahnenkampfes, und gehen beträchtliche Wetten ein. Vor mehreren Jahren setzte man in der Galleria nicht nur

sein Baargeld, sondern auch sein Haus, seine Pflanzung, seine Neger, seine ganze Habe aufs Spiel; man betrat sie als Millionär und verließ sie als Bettler. Gegenwärtig ist die Galleria auf Cuba einem weisen Gesetze unterworfen, das aber leicht zu umgehen ist. Die Wetten dürfen gesetzlich eine gewisse Summe nicht übersteigen; wie will man aber die im Flüstertone oder durch eine Geberde abgeschlossenen Wetten hindern?

Wie ein Volk vom andern gewöhnlich seine schlechten Eigenschaften vor seinen guten lernt, bemerkt Ernst v. Hesse-Wartegg, so überschritten auch die Vergnügungen der Hahnenkämpfe die Grenzen Mittelamerikas und sind heute in den Vereinigten Staaten bis hinauf an die canadischen Seen eingebürgert. Wohl sind sie in den meisten nördlichen Staaten verboten, aber das Gesetz wird hier nicht gehandhabt, und unter dem Mantel der Dunkelheit werden in den Städten sowohl wie auf dem Lande ganz bedeutende Hahnenkämpfe abgehalten, denen oft Tausende von Personen beiwohnen und bei welchem zwanzig bis dreißig Hähne dem barbarischen Zweikampfe geopfert werden, um den Leidenschaften und der Spielwuth einiger „Sportsmen" zu fröhnen. In den Südstaaten der Union sind die Hahnenkämpfe nicht verboten und werden deßhalb auch ganz offen so häufig betrieben, daß ihnen jährlich vielleicht Tausende von Hähnen zum Opfer fallen. Die Metropole dieser Volksbelustigung ist Neworleans, obwohl der weitaus größte und beste Theil der Bevölkerung sich ihr, im Gegensatz zu den Spaniern, gänzlich fern hält und sie sogar mit allen Mitteln bekämpft. In

Mexico, in Texas gehören die Thierkämpfe zu den Volksfesten, in Neworleans sind sie jedoch im Verein mit dem Karten- und Roulettespiel nichts als ein Laster des schlechtesten Theiles der Bevölkerung. Was Herrn v. Hesse am meisten überraschte, waren die spaltenlangen Berichte, welche die englischen Zeitungen von Neworleans und viele auswärtige Blätter über die „Cockfights“ brachten, ebenso wie die Art und Weise, in welcher die Berichte abgefaßt werden. In keinem war auch nur ein Wörtchen des Bedauerns über diese ungebührlichen Belustigungen zu lesen.

Mit nicht weniger Leidenschaft als im spanischen Amerika werden aber die Hahnenkämpfe in Ostasien von den einheimischen Malayen gepflegt. Der dänische Reisende Karl Bock fand sie überall auf Borneo. Der Radschah von Ghoa lud ihn dringend ein, ihn am nächsten Sonntag zu besuchen — die wichtigsten Hahnenkämpfe finden stets Sonntags statt —, wo er sich alsdann einen Vogel aussuchen und auf ihn wetten sollte. Auch der Sultan von Kutei hat, wie der mexikanische Präsident Santa Anna, und wie fast jeder Malaye seine größte Lust am Hahnenkampf. Es vergeht kein Tag, wo nicht ein wichtiger Kampf auf seinen Grundstücken stattfände. Die Menge versammelt sich mit ihren Hähnen zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags und bald darauf erscheint Seine Hoheit auf dem Platze und prüft sorgfältig die Vögel, die ihm zum Kampfe gebracht werden. Der Sultan legt seinen eigenen Hähnen selber die auch dort üblichen künstlichen Sporen an, krumme 7 cm lange Stahlklingen, scharf

wie ein Rasirmesser; er bestreicht dieselben mit Citronensaft, damit die Wunden um so schmerzhafter werden, und beweist das Vertrauen, daß er auf seine Vögel setzt, dadurch, daß er jede Wette darauf eingeht. Die Hähne, welche auf diese Weise aneinander gebracht werden, sind bald kampfunfähig. Sobald einer der Kämpfer sich als geschlagen erweist, wird er vor dem Scharfrichter, der dort bei einem regelrechten Hahnenkampf eben so nothwendig ist wie der Zeitmesser bei einem Wettkampfe, mittels des Mandau, des malayischen Säbels, enthauptet; zuvor wird jedoch dem Sieger gestattet, ihm den Gnadenhieb durch einen Biß in den Hals oder Kopf zu versetzen. Der Hahnenkampf ist aber nicht blos ein Vergnügen des Großen. Eines Tages, als Bock durch den Wald streifte, kam er unerwartet auf einen offenen Rasenplatz, wo sich mehrere Hundert Malayen versammelt hatten, um sich verstohlen am Hahnenkampf zu erfreuen. In der Mitte eines von eifrigen Zuschauern umschlossenen Kreises waren zwei mit langen Speerklingen bewaffnete Vögel in tödtlichem Kampfe begriffen; einer davon erlag bald darauf einer tiefen Wunde, die ihm sein Gegner versetzte. Der Besitzer des letzteren ergriff mit strahlendem Antlitz den siegreichen Vogel und sammelte dann die Wetten ein, die er während des Kampfes gewonnen hatte. Die Freude am Hahnenkampfsport ist nicht blos auf Borneo, sondern in allen Malayenländern, insbesondere auch auf den Philippinen, sowohl bei den Küstenmalayen Luzons und der Bisayasinseln als auch bei dem Volke der Ilocanen auf Luzon verbreitet. Ja sogar in Chnai

kommen Hahnenkämpfe vor; Gustav Kreitner, der Begleiter des Grafen Szechenyi auf seiner großen ostasiatischen Expedition, beschreibt einen Hahnenkampf, dem er in Shanghai beiwohnte. Der Schauplatz befand sich allerdings im englischen Viertel, aber die zuschauende Gesellschaft wies hauptsächlich die glattrasirten Gesichter malayischen Ursprungs auf. Sie dürfte wohl also die grausame Belustigung, welcher sich diese tiefstehende Klasse der Shanghai-Ansiedler allsonntäglich hingiebt, nach dem chinesischen Hafenplatze verpflanzt haben.





Musik und Tanz in Ostasien.

Es dürfte kaum einen Zweifel begegnen, daß der Ursprung aller Musik in der Biegsamkeit der menschlichen Stimme wurzelt, daß mit anderen Worten Gesang die ursprünglichste Musik gewesen ist. Ermöglicht wird diese Biegsamkeit der Stimme durch die aufrechte Körperhaltung, worauf schon der Gesang der Vögel hinweist. Aber auch unter jenem Affengeschlechte, welches dem menschenähnlichen Affen der Vorzeit am nächsten steht, beim Gibbon, finden sich Arten, die mit dem aufrechten Gange eine solche Gewalt über die Kehlkopfmuskeln vereinen, daß sie die Tonleiter für das Ohr musikalischer Beobachter richtig singen können. Dies ist beim Hylobates agilis der Fall. Die Intervalle der von diesem anthropoiden Affen ausgestoßenen sehr musikalischen Töne liegen um einen halben Ton auseinander und die von ihm auf- und abwärts gesungene Scala umfaßt eine Octave. So sind denn Anlage und Befähigung zum Singen ein Gemeingut aller Menschen, und in der That ist die Neigung für

Vocalmusik fast bei allen Völkern und Stämmen, wenn auch in recht verschiedenem Maße vorhanden. Nicht selten äußert sie sich in ganz roher Weise, ohne Rücksicht auf das, was wir Harmonie nennen, die erst als Angebinde eines verfeinerten Geschmackes sich kundgibt. Schon auf sehr niedrigen Gesittungsstufen nehmen wir Versuche wahr, Töne künstlich zu erzeugen, die ersten Spuren der Instrumentalmusik, wenn man sich so ausdrücken darf. Die Südseeinsulaner, wie die Neger Innerafrikas, haben alle schon mehr oder weniger sinnreiche Instrumente erdacht, welchen sie in der verschiedensten Art Töne zu entlocken verstehen. Im Allgemeinen darf man alle diese musikalischen Instrumente in die drei großen Gruppen der Schlag-, Blas- und Saiteninstrumente theilen, die ja auch unserem eigenen, hoch ausgebildeten Orchester zu Grunde liegen. Die einfachsten und zugleich unbeholfensten unter ihnen sind zweifelsohne die Schlaginstrumente, welche nur eine sehr beschränkte Anzahl von Tönen hervorzubringen vermögen, daher auch hauptsächlich bei den niedrigen Völkerstämmen verbreitet sind. In Afrika spielt die Trommel mit ihren Verwandten eine gewaltige Rolle, hat sich aber auch in höhere Culturkreise gerettet. Uebrigens sind die Schlaginstrumente je nach dem zu deren Herstellung verwendeten Stoffe einer ansehnlichen Vervollkommnung fähig. Zwischen der hölzernen Negertrommel und dem metallenen Gong Ostasiens ist ein bedeutender Unterschied.

Es bezeichnet allemal eine höhere Entwicklungsstufe, wenn Vocal- und Instrumentalmusik sich mit einander

zu verbinden beginnen, wenn der Gesang nach Be-
gleitung verlangt, ganz abgesehen von dem musikalischen
Werthe beider. Auf dieser Stufe treffen wir die
Nationen Ostasiens, die ja in der That auch einer
alten, eigenartigen Gesittung sich rühmen dürfen. Die
Musik der Japaner hat F. Kallenberg seinerzeit ge-
schildert.*) Darnach bilden dreiseitige Guitarren, Sam-
sing, nach J. Rein Samisen genannt, nebst kleinen
Tarabucken oder Trommeln, die verschieden gestimmt
sind, aber mit dem Klang der Guitarren harmoniren
die Hauptinstrumente. Professor Rein nennt außerdem
noch die dreizehnsaitige Koto, eine Art Zither, welche
liegend gespielt wird. Ihre Töne sind viel harmoni-
scher, wohlklingender als jene des Samisen, doch ist
ihr Spiel ungleich schwieriger. Die Biwa, eine Man-
doline mit vier Saiten, wird meist von Greisen gespielt.
Die Satzverbindung der Melodie, sagt Kallenberg, ist
dem Gehör kaum wahrnehmbar; es ist ein fortwähren-
des Durcheinander von Tönen, wobei weder Tromme
noch Guitarre dissoniren; die Schlußcadenz kommt s
unerwartet als möglich, da eine eben begonnene Steige-
rung eher die Fortsetzung erwarten ließe. Gesang und
Instrumentalmusik sind Künste, die in Japan, wie im
gesammten Morgenlande, in der Regel nur von Mäd-
chen ausgeübt werden. Diese werden stets im Spielen
des Samisen, in besseren Häusern wohl auch der Koto
unterrichtet. Diejenigen, welche diese Künste gewerbs-
mäßig betreiben, heißen Geisha und stehen dem An

*) Siehe Monatsschrift für den Orient. Bd. XII., Seite 184

sehen nach in der Mitte zwischen den zwei anderen niederen Berufsclassen, den Yacusha und Jôro, welche dem Vergnügen dienen. Sie sind Vertreterinnen nicht blos der neun Musen, sondern auch einiger anderer Göttinnen, insbesondere der Hebe.

Auch die Chinesen bevorzugen die Schlaginstrumente; sie haben zuerst entdeckt, daß gewisse Steine das Vermögen besitzen, musikalische Töne hervorzubringen und so bearbeitet werden können, daß sie die Töne der Octave wiedergeben. Einige alte Instrumente wurden aus dem von ihnen hochgeschätzten Nephrit gemacht und dem kaiserlichen Gebrauche vorbehalten; jetzt werden dieselben aus einem schwarzen Kalkstein verfertigt. Daneben gibt es Trommeln in den verschiedensten Größen und Gestalten, und ebenso Saiteninstrumente, die entweder mit der Hand oder mit einem Plektrum angeschlagen oder wohl auch mit einem Bogen gestrichen werden. Darunter verdient die Pi-Pá Erwähnung, eine ballonförmige Guitarre, welche in den volksthümlichen Kapellen unentbehrlich ist. Die Musik ist bei den Chinesen nach ihren eigenen Aussagen uralt und stand ursprünglich sogar mit Maß, Gewicht und Münze im Zusammenhang. Europäischen Geschmack vermag dieselbe aber nicht zu befriedigen. Im Allgemeinen scheinen die Chinesen auf genaue Einhaltung der Tonstufe und der Intonation keinen besonders hohen Werth zu legen; sie begnügen sich mit einer gewissen Annäherung, und in dem Umfange von zehn oder zwölf unveränderten Noten finden die Musiker eine unendliche Zahl von Melodien, welche den Anforderungen des bescheidenen

Geschmacks vollkommen genügen. Diese Melodien aufzufassen, ist anfänglich sehr schwer; sie hinterlassen keinen bleibenden Eindruck, da sie sich fortwährend von Dur in Moll und umgekehrt bewegen, so daß sie keine entschiedene Klangfarbe zeigen. Immerhin ist Musik eine der beliebtesten Unterhaltungen der Chinesen und in den meisten Städten bestehen Concerthallen, wo es dem Publicum für ein Geringes erlaubt ist, ein Lied oder eine Ballade anzuhören. Im Theater ist Gesang das Privilegium der Hauptperson des Stückes, häufig eine Art Recitativ, und die Art, wie das Orchester in gebrochenen, kurzen Accorden oder in langen getragenen Tönen denselben begleitet, ist dem sogenannten Recitativstyl des Abendlandes sehr ähnlich. Im Allgemeinen freilich läuft das Urtheil der meisten Europäer darauf hinaus, daß die chinesische Musik, wie die japanische deßgleichen „rein nicht zum Anhören" ist, und strenge Richter brandmarken sie gar als „Ohrenschinderei".

Bei weitem erträglicher klingt die Musik auf der hinterindischen Halbinsel, besonders in Siam und Birma. Ein siamesisches Orchester, aus fünf bis sechs Instrumenten bestehend, ist ziemlich gut zusammengestellt. Außer der Flöte gibt es aber auch hier blos Schlaginstrumente, und zwar nebst der Trommel solche aus Bronze, Eisen oder Bambu, die auf eine Octave von acht Noten gestimmt sind. Diese Metallplatten, dem chinesischen „Gong" oder „Tamtam" entsprechend, sind an beiden Seiten an schiffförmigen Schnüren aufgehängt und werden nicht mit den Fingern, sondern mit Stäbchen gespielt, die in einer kleinen Scheibe enden. Die

melodischesten dieser Miniaturklaviere sind jene aus Bambu. Die Birmanen besitzen vollends eine Anzahl höchst merkwürdiger, ihnen eigenthümlicher Musikinstrumente. Das größte davon ist eine Art „Trommelharmonika“, Patschaing genannt. Das Gehäuse selbst gleicht einer großen offenen Trommel und ist so geräumig, daß der Virtuos darin sitzen kann. An den inneren Wänden sind 18—20 Trommeln und Pauken von 7—25 cm Durchmesser angebracht und verschieden gestimmt. Der Spieler schlägt sie mit den Fingern, so daß man das Instrument auch ein Trommelklavier nennen könnte. Aehnlich ist das Gehäuse einer Beckenharmonika, die aber mit Trommelstöcken geschlagen wird und von besonderem Wohlklange ist. Die birmanischen Blasinstrumente, Clarinetten und Trompeten, verdienen wenig Lob, bemerkenswerth sind aber die Harfen, die einen Resonanzboden aus Büffelleder und 13 Saitenstränge besitzen. Sie haben eine äußerst elegante Form; wie die altegyptischen besitzen sie keinen Pfeiler oder kein Fronstück, sondern die Saiten sind nur an einen schön geschwungenen Hals gespannt. Ganz vorzüglich ist aber ein anderes, den Birmanen eigenthümliches Instrument, welches unserer Glasharmonika gleicht, nur daß statt der Glastasten auf doppelten Schnüren kleine Bambusplitter mit der convexen Seite nach oben schweben. Die Abstufung der Töne wird dadurch hervorgebracht, daß der mittlere Theil der Bambustäbe mehr oder weniger ausgehöhlt ist. Die Klaviatur hängt über einem luxuriös geschnitzten Kästchen von anmuthiger Form, und die Stäbchen, die mit zwei Stöcken geschlagen

werden, geben einen äußerst weichen Ton. Man darf diesem Instrumente sonder Zweifel schon einen hohen Rang der Ausbildung anweisen, ja dasselbe wohl für das höchstentwickelte in Ostasien halten. Schließlich gedenken wir noch einer dreisaitigen Guitarre, die aber wie eine Zither gespielt und deren Gehäuse sehr sinnreich in der Form eines Alligators ausgeschnitzt wird.

Wie man sieht sind es bei aller Vervollkommnung doch immer die Schlaginstrumente, welche die Grundlage der ostasiatischen Musik bilden. Das Nämliche beobachtet man auch in Java, bei der dortigen Tantak-Musik, welche durch Schlagen mit hölzernen Klöppeln auf kupferne Becken und auf eine Trommel hervorgebracht wird. Die Instrumente für die Tantak-Musik sind: 10—20 messingene runde Becken von verschiedener Größe, die in zwei oder drei Reihen auf einem Gestelle liegen und mit Holzklöppeln geschlagen werden; dann 10—15 nebeneinander auf einem Gestelle liegende 15—20 cm lange und 5—7,5 cm breite Stücke Metall die man ebenfalls mit hölzernen Hämmern schlägt, ferner 8—12 Stücke verschiedenen Holzes von der Form der erwähnten Metallstücke; auch sie liegen auf Gestellen und werden mit hölzernen Hämmern bearbeitet. Dazu kommen zwei runde kupferne Becken von 60 cm bis 1 m Durchmesser, in Schwebe hängend und gleichfalls mit Holzklöppeln geschlagen, sowie eine meterlange Trommel von 30 cm Durchmesser, die mit dem Klöppel oder wohl mit der Faust geschlagen wird. Nur zuweilen befindet sich bei der Tantak noch eine Zither mit zwei Saiten. Schon diese Schilderung der üblichen

Musikinstrumente genügt hinlänglich zur Kennzeichnung der ostasiatischen Musik, die noch weit entfernt ist von dem, was wir unter diesem Namen begreifen.

Müssen wir es nun an der Erkenntniß genügen lassen, daß selbst Völker von unbestreitbarer Gesittungshöhe, wie Chinesen und Japaner, doch nur auf sehr schwache musikalische Leistungen blicken dürfen, so zeigt ein Gleiches sich auf dem verwandten Gebiete des Tanzes. Rudolf Voß, der in seinem Buche über den Tanz auch einen Anlauf nimmt, denselben geschichtlich zu verfolgen, erklärt: das Tanzen ist in der menschlichen Natur begründet; die Ansicht hat Vieles für sich, denn Tänze sind selbst den rohesten Menschenstämmen eigen und fast noch bei allen beobachtet worden. Freilich ist bei diesen der Tanz etwas ganz Anderes als bei den gesitteten Nationen der Gegenwart. Bei Völkern niederer Gesittungsstufe bildet er wie Edward B. Tylor treffend bemerkt, den Ausdruck der größten Leidenschaftlichkeit und Feierlichkeit. Bei Wilden und Barbaren äußern sich Freude und Trauer, Liebe und Zorn, selbst Zauberei und Religion im Tanze. Man hat daher auch verschiedene Arten von Tänzen zu unterscheiden, worunter die Kriegstänze und die religiösen Tänze die wichtigsten sind. Erregung des Muthes ist der Zweck der wilden Kriegstänze, welche sowohl bei ganz rohen als auch bei höher cultivirten Völkern weit verbreitet sind. In den alten Religionen wurde der Tanz als eine der wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen angesehen: ja, Plato erklärte alles Tanzen für eine religiöse Handlung. Während nun bei den modernen

Culturvölkern die religiöse Musik einen hohen Grad der Ausbildung erreicht hat, ist der religiöse Tanz fast ganz außer Gebrauch gekommen. Bei vielen weniger fortgeschrittenen Völkern hat er sich jedoch noch als ausschließlich priesterliche Verrichtung erhalten. Aller Tanz, auch der kriegerische und der religiöse ist aber ohne Frage erotischen Ursprungs, eine mimische Aeußerung des Geschlechtstriebes. Erwägt man, wie sehr die Erotik in das Religionswesen der alten wie auch der heutigen Naturvölker hineinspielt, so kann dies kaum befremden. Es wird auch nicht entkräftet durch den Umstand, daß die Wilden im Tanze die Geschlechter noch nicht vereinen. Ursprünglich tanzte der Mann allein, das Weib mußte sich im günstigsten Falle mit dem Zusehen begnügen. Was jedoch dieses Männertanzes Sinn war, läßt unter Anderem jener der westaustralischen Watschandi im Murchisonstrome deutlich erkennen. Aber selbst die Tänze in den europäischen Ballsälen, so verfeinert und ceremoniös sie auch sind, weisen in Form und Zweck Spuren jenes Ursprunges auf.

Auf niederen Stufen der Cultur gibt es noch keine Grenze zwischen der Tanzkunst und der Schauspielkunst. Der nordamerikanische Hundetanz und Bärentanz sind mimische Darstellungen, wobei höchst naturgetreu und drollig nachgeahmt wird, wie sich die Thiere auf der Erde wälzen, wie sie sich kratzen und beißen. Sehr frühzeitig hat sich auch der Bund von Tanz und Musik vollzogen. In der That erheischt der einfachste Rhythmus der Bewegungen irgend eine „musikalische“

Begleitung. So sehen wir denn überall den Tanz unter nicht unbeträchtlichem Aufwande von Schallerregungen vor sich gehen. Bei sehr vielen ungesitteten Stämmen bildet das Geschrei der Tänzer selbst die einfachste „Tanzmusik". Aber auch die makassar'schen und buton'schen Tänzer kennen keine andere Musik bei den Tänzen, die sie gewöhnlich nur bei Festlichkeiten aufführen. Diese selbst tragen durchaus den Character der Kriegstänze und bestehen darin, daß ein oder mehrere Männer sich mit Schwert und Schild bewaffnen und nachher jeder einen besonderen Platz im Kreise umlaufen, wobei die Tänzer fortwährend ihre Schwerter und Schilder rechts und links, zuweilen aber auch über ihre Häupter drehen und schwingen. Wenn letzteres geschieht, schreien sie laut auf und wenden für diesen Augenblick ihren Oberleib mit hochausgestreckten Armen nach der Außenseite des Kreises. Auf diese Weise dauert der Tanz wohl eine halbe Stunde und länger fort. Bei den weniger kriegerischen Timoresen sind die Tänzer roth gekleidet und mit Säbeln oder langen Messern bewaffnet; diese umschreiten bei ihren Tänzen nur einen Kreis von 1,3 bis 1,5 m Durchmesser mit kleinen Schritten und krummgebogenen Knien. Die Schritte müssen ebenso wie die Zuckungen ihrer steifgehaltenen Arme nach dem Tacte der Musik, der Tantak, geschwinder oder langsamer ausgeführt werden. Ein solcher Tanz dauert oft mehrere Stunden lang ununterbrochen fort. Alle diese Tänze werden durch berufsmäßige Tänzer ausgeführt, das Volk selbst betheiligt sich nicht daran. Ueberall auf den Sunda-Inseln,

Celebes und den Molukken finden die Eingeborenen, Moslemin wie Heiden, es unterhaltender, das Tanzen nur zu sehen, als selbst mitzutanzen. Wilde Kriegstänze sind dagegen unter den Dayaken auf Borneo zu Hause. Dem dänischen Naturforscher Carl Bock zu Ehren veranstaltete einen solchen der Rajah des Stammes der Modong-Dayaken zu Melan. Der Tanz bestand aus fortgesetzten lauten Stampfen mit den Füßen, begleitet von wildem Geschrei und drohenden Stellungen mit Mandau (Säbel) und Schild. Gleichzeitig spielte ein Dayake mit aller Kraft auf einem zweisaitigen Instrumente, einem Mitteldinge zwischen Banjo und Violine. Es war roh aus einem einzigen Stück Holz gearbeitet, mit hohler offener Rückseite. Die Saiten aus dünnen Bambusfäden wurden nur mittelst der Finger gerührt. Die sehr gefürchteten Tring-Dayaken rannten bei einem solchen Kriegstanze rund herum, stampften gleichfalls heftig mit den Füßen, schrieen mit hoher Stimme, schwangen ihren Mandau, als ob sie einen Feind treffen wollten, deckten sich dabei mit ihrem Schilde und wurden allmählig so aufgeregt und wüthend in ihren Bewegungen durch das Geschrei ihrer Genossen angefeuert, daß Herr Bock sich nicht leicht einbilden konnte, einem Ballettanze beizuwohnen. Viel zahmer nehmen sich die Kriegstänze auf Java aus. Der französische Reisende Désiré Charnay beobachtete am Hofe des Fürsten von Soerakarta einen „Lanzentanz". Die höchst originell gekleideten Tänzer gruppirten sich, entfernten sich, drohten und kämpften, aber Alles dies mit so abgemessenen Bewegungen und in so

langsamen Rhythmus, daß man schwerlich einen kriegerischen Tanz darin entdecken konnte; sie heben die Füße, drehen sich um und treten auf, als ob sie auf Eiern gingen. Weniger langsam sind Kampf und Paradebewegung im „Cris-Tanz“. Die Cris (dolchähnliche Messer) treffen sich, schlagen los und ertönen beim Klange der Musik, die ihren Gang etwas beschleunigt. Noch bestimmter wird die Bewegung im Tanz mit Stöcken. Da ist Hieb, Nachhieb, Parade; sie schlagen wirklich darauf los, man hört Holz gegen Holz, und die Schilde erdröhnen unter den Schlägen der Kämpfer. Das Orchester, der „Gamellang“, läßt kriegerische Klänge hören, die Geigen kreischen, die Gong donnern und die Casserolen gerathen in Aufruhr.

An all den erwähnten Tänzen betheiligen sich blos Männer. Carl Bock sagt, daß malayische Frauen niemals tanzen. Doch erzählt Alfred Russel Wallace von dem Tanze der Orang Kaya auf Borneo in einem Tone, der auch auf Betheiligung des schönen Geschlechtes schließen läßt. In Java vereinigen sich jedoch beide Geschlechter zu diesem Zeitvertreibe, sagt Bock. Der Ausdruck scheint ungenau, denn die darauffolgende Schilderung läßt wiederum keine Vereinigung der Geschlechter, sondern blos eine einseitige Betheiligung, diesmal der Weiber, erkennen. Ein Zusammenwirken von Männern und Frauen oder Mädchen ist nicht vorhanden; an Stelle des oder der Tänzer tritt eine oder mehrere Tänzerinnen; das ist Alles. Gewöhnlich aber zeigen sie einzeln ihre Kunst. Bock's Tänzerin war ein Mädchen, bekleidet mit einem rothgestreiften

Sarong und einem violetten Slendang oder Shawl über der rechten Schulter, das Haar mit natürlichen Blumen geschmückt und Juwelen im Ohr und an den Fingern. Das Mädchen machte verschiedene Stellungen und der Tanz war eher eine Reihe von Geberden als jene anmuthige Körperbewegung, welche die Europäer unter diesem Namen verstehen. Sie nahm einen rothen Shawl und schlang ihn um Oberleib und Arme, wobei sie zuweilen einige Worte sang; hin und wieder bedeckte sie ihr Gesicht bis zu den Augen mit dem Shawl. Der größere Theil der Vorstellung bestand jedoch blos in einer Verrenkung der Hände und Finger in der Art, als ob dieselben völlig aus den Gelenken wären.

Recht übel ist Charnay auf diese Tänzerinnen und ihre Kunst zu sprechen. Sie reckt sich aus, erzählt er, verschränkt die Arme, windet die Hände auseinander, Alles mit einer verzweiflungsvollen Langsamkeit; sie spielt die Besiegte und zu Boden Geworfene, während man bis 100 zählen könnte. Ihre Hüften sind unbeweglich; der Tanz ist züchtig; man sieht kaum die Füße der Künstlerin; nur ihre Extremitäten bewegen sich wie die Fühlfäden kranker Insekten oder sterbender Spinnen, ohne daß man eine Ahnung von den Gefühlen hat, die sie ausdrückt. Von Zeit zu Zeit stoßen ihre Gefährtinnen einige klagende Töne aus, als ob Katzen heulten, und sie selbst murmelt, wie ein Todtengesang, unverständliche Worte. Indeß gibt es in diesen Tänzen der Rongkäng, so heißen die gewerbsmäßigen javanischen Tänzerinnen, mancherlei Schattirungen. Aber stets tanzen sie, wenn auch mehrere zugleich, doch

jede nur für sich mit kleinen, höchstens 5 cm langen Schritten, wohl aber mit Bewegungen des Oberleibes, der Knie und mit Gesticulationen nach dem Takte der der Tantakmusik; die Arme werden dabei nicht über die Schultern erhoben. Die Tänzerinnen bewegen sich auf diese Weise nur 2—3 m vorwärts, singen alsdann eine Strophe ihres Liedes und zittern mit den Fingern, wobei viele Triller der Musik erklingen. Hierauf tanzen sie nach der rechten oder linken Seite hin oder auch wohl rückwärts und singen alsdann wieder eine Strophe, worauf die Zahl der Triller noch vermehrt wird. Auf diese Art dauert der Tanz bis der Gesang zu Ende ist. Aehnliche Darstellungen gaben die javanischen Tänzerinnen auf der jüngsten Pariser Weltausstellung zum Besten. Ein launiger Berichterstatter eines Wiener Blattes fand ihre Tänze stets als eine Serie stereotyper müder Bewegungen und einschläfernd bis zum Hypnotismus, und wenn die Bezeichnung „Ratten" für Ballerinnen je gerechtfertigt war, hier traf sie jedenfalls am bestimmtesten zu.

Die Sitte, daß nur Frauen oder Mädchen allein tanzen, bildet das Gegenstück zu der älteren, ursprünglichen, welche den Tanz ausschließlich den Männern vorbehielt. Sie ist ungemein weit verbreitet, kennzeichnet aber stets Stämme oder Völker von einer schon vorgerückteren Cultur. Insbesondere herrscht sie im ganzen großen Bereiche des Islam, wo der Männertanz, von wenigen Ausnahmen abgesehen, blos als priesterliche Handlung auftritt. Aber auch China und Japan kennen keine andere Art des Männertanzes.

Von den Chinesen behauptet Gustav Kreitner geradezu, daß sie das Tanzvergnügen als solches nicht kennen, so wenig wie den Kuß. In der That ist Schreiber dieses keine Schilderung eines chinesischen Tanzes bekannt. Rudolf Voß führt einen solchen unter dem Namen Tavou an, welcher der Gesundheit halber eingeführt worden sein soll. Zudem sagt er, jedoch ohne Angabe einer Quelle, Männer und Weiber tanzten gemeinschaftlich, ohne sich die Hände zu reichen, im Kreise oder in Schlangenwindungen herum. Nach einer gewissen Zeit bleiben sie, um auszuruhen, stehen. Während dieser Pausen tanzen öffentliche Tänzerinnen ihre Solo. Der Bericht klingt bis auf letzteren Punkt wenig wahrscheinlich. Sonst weiß man blos von religiösen Tänzen, welche am kaiserlichen Hofe oder bei den Ceremonien der In-tschiao, der Religion der Literaten, unter Absingen von Hymnen ausgeführt werden. Die Tänzer sind würdige Leute, welche durch Haltung und Bewegungen dem Auge die Gefühle der Anbetung und Verehrung, wie sie die Hymne ausdrückt, zur Anschauung bringen sollen. In Japan hören wir gleichfalls blos von einem Solotanz der Mädchen. Nach Herrn Kallenberg's Beschreibung hat er viel Aehnlichkeit mit dem der Javaninnen. Er verbietet eine hüpfende Bewegung nach europäischer Weise, die Füße müssen stets vom Gewande bedeckt bleiben. Der wesentlichste Antheil an der Uebung fällt somit dem Oberkörper zu, welcher in gefälligen Beugungen nach vorne, rückwärts und seitwärts sich bewegt. Vornehme Sitte ist, die Füße während des Gehens einwärts zu

richten und kurze Schritte zu machen. Die Tänzerin bewegt sich demnach auch in Japan auf sehr kleinem Raume, und ihr Hauptbestreben bleibt, jede auch noch so unbedeutende Bewegung in formvollendeter Weise zur Darstellung zu bringen. Verschwiegen darf indeß nicht bleiben, daß doch auch Tänze anderer Art den Japanern nicht fremd sind. Da ist insbesondere der Odori, welcher Fremden oft zu Nagasaki vorgeführt wurde und in seiner obscönen Form dem berüchtigten, lasciven Hulahulatanze der Hawai'schen Inseln wohl wenig nachgibt. Recht herzliches Ergötzen findet endlich das Volk an den religiösen Tanzvorstellungen der Bonzen. Beim Feste des Odschi Gonghen springt und hüpft Alles, was im Kloster Beine hat, und ein alter Mönch schlägt die Pauke. In manchen Bonzereien wird das Erntefest mit Charaktertänzen gefeiert, in anderen Tempeln aber werden Maskeraden aufgeführt, genau so wie sie in alten Zeiten am Hofe des Mikado stattgefunden haben. Dazu gehört namentlich der Hahnentanz. Die Tänzer haben einen mächtig großen Kamm und tragen Hahnenmaske mit Schnabel und Schellen am Halse. Bei den Priestern von Funabas glaubt man sich unter mohammedanische Derwische versetzt. Die Bettelbruderschaften des Kamicultus endlich führen ebenfalls Tänze auf und singen dabei ihre Litaneien ab.

Tänze, in welchen beide Geschlechter vereint wirken, kommen in Ostasien nur bei einzelnen urwüchsigen, von der Cultur noch wenig beleckten Stämmen vor; so bei den Hochzeitsfesten einiger Negrito auf den Philippinen und bei den Pepohoan der Insel Formosa,

welche in mondhellen Nächten einen wilden Rundtanz, Mädchen und Bursche bunt zu einer festen Kette verschlungen, aufführen. Alles in Allem sind die choreographischen Leistungen der Ostasiaten ebenso schwach wie ihre Musik. Der Einzeltanz der Geschlechter herrscht vor, und überall wo dies der Fall ist, kann von Tanz als Volksvergnügen keine Rede sein.





Der Schwertertanz im Mittelalter.

Der Ursprung der Tänze ist recht mannigfaltig und deutlich kann man gewahren, daß man nicht blos zum Vergnügen, sondern auch vielfach aus religiösen oder sonst festlichen Anlässen tanzte. Im Kreise der europäischen Völker sind die sogenannten Culttänze nahezu verschwunden und auch von den Festtänzen haben sich nur mehr schwache Spuren erhalten. Einer der interessantesten aus der letzterwähnten Gattung war der sogenannte Schwertertanz, der hauptsächlich im Mittelalter und insbesondere in Deutschland blühte.

Schon bei den alten Germanen durfte der Tanz bei einem öffentlichen oder häuslichen Feste so wenig fehlen, als eine gutbesetzte Tafel und ein wohlgefüllter Becher. Der begeisterte Lobredner unserer germanischen Vorfahren, der römische Geschichtsschreiber Tacitus, beschreibt einen Tanz germanischer Jünglinge, der aus Sprüngen und kühnen Bewegungen zwischen zwei aufgesteckten Schwertern bestand. Er erzählt: „Die Art der Schauspiele ist bei allen Zusammenkünften (der

Germanen) ein und dieselbe. Jünglinge, denen dies Kurzweil ist, stürzen sich springend zwischen Schwerter und vorgehaltene Speere. Die Uebung bringt Fertigkeit, die Fertigkeit Anstand. Doch nicht zum Gewinn oder Lohn; der Preis für den kühnen Muthwillen ist das Vergnügen der Zuschauer." Ohne Bedenken kann man diese Uebungen als etwas in sich Abgeschlossenes, als einen Schwerttanz ansehen, und auch darüber dürfte kaum Zweifel herrschen, daß derselbe als eine Art **Kriegstanz** aufzufassen sei. Kühnheit und Gewandtheit sind diesem Urtanze deutscher Tanzweisen gewiß nicht abzusprechen. Wie man sieht, war auch dieser älteste Schwertertanz lediglich auf die Männer beschränkt, wie das fast immer bei den Kriegstänzen der heutigen Naturvölker der Fall ist.

Vor vielen Jahren hat der berühmte deutsche Alterthumsforscher Karl Müllenhof in einer kleinen Schrift so ziemlich Alles zusammengestellt, was sich über den eigenthümlichen Volksgebrauch des Schwertertanzes erhalten hat. Seither sind noch weitere Beiträge zu dessen Geschichte bekannt geworden. Ob man die Turniere in Deutschland als eine Erweiterung des Schwertertanzes betrachten dürfe, wie Einige wollen, scheint angesichts des fremden Ursprunges dieser höfischen Ritterspiele immerhin fraglich. Zwar kommen Turniere schon sehr frühzeitig in Deutschland vor, doch stammen sie aus Frankreich. Allerdings war auch damit ein Tanz verbunden, er trug aber schon einen wesentlich verschiedenen Charakter, da an demselben beide Geschlechter sich betheiligten. Den Turnieren wohnten

nämlich auch Frauenzimmer bei, und weil sie nicht am Spiele selbst, doch aber an den ganzen Lustbarkeiten Theil nahmen, so ward ihnen zu Ehren nach Beendigung des Spiels und der Mahlzeit ein Tanz angeordnet und ausgeführt. Ursprünglich gewiß ein Kriegstanz, ging der Schwertertanz im Mittelalter auf die Handwerker über; wenigstens sind es zumeist Handwerker, Mitglieder der Zünfte und Handwerksgenossenschaften, welche diesen Tanz ausführen, und zwar fast immer nur in den Städten, wo sich die Zunft oder Genossenschaft befand. Bei diesen setzte sich, durch die Stetigkeit der Arbeit, des Orts und aller nothwendigen Handlungen bedingt, der Sinn für bestimmte Gebräuche fester und ausgebildeter als sonst in anderen Ständen. Mit einem Schwert oder Reif in der Hand, sich in bestimmter Weise da und dorthin bewegen, hier springen, dort stille stehen, das Alles war in der Zunft Ursache genug, den Tanz der Aufführung werth zu erachten und ihn Generationen hindurch vererben zu lassen. So ward der Schwertertanz ein Zunfttanz. Bekanntlich bildeten im Mittelalter die Zünfte den bürgerlichen Geschlechtern gegenüber eigene Gesellschaften, welche wie jene besondere Trink- und Tanzstuben hatten. Den Schwertertanz nun pflegten die Messerer in Nürnberg zu halten; sie tanzten vor dem Rathhause und „hielten eine Fechtschule". Im fünfzehnten Jahrhundert hielten sie den Tanz beinahe alle sieben Jahre; später setzten sie, der Kosten wegen, längere Zeit aus, oft aber hielten sie ihn auch wieder in kürzerer Zeit hintereinander. Daß auch Mißbräuche manchmal dabei unterliefen, läßt sich nicht

verschweigen. So wurde im Jahre 1555 zu Dresden eine Anzahl Leute gefänglich eingezogen, welche eingestandenermaßen bei Nacht auf dem Kirchhofe um die Kirche und über die Gräber hinweg unbekleidet oder in Hemden mit Schwertern allerlei Tänze aufgeführt hatten. Im Allgemeinen ward der Schwertertanz aber nur bei ganz besonderen Festlichkeiten ausgeführt, so 1613 zu Leipzig den jungen altenburgischen Herrschaften zu Ehren. Die Veranstalter waren aber nicht die Messerer, sondern die Schuster. Im Jahre 1620 ward von den Kürschnern zu Breslau aus Anlaß der Huldigung Friedrich's I., Königs in Böhmen, Pfalzgrafen am Rhein, Kurfürsten, Herzog in Ober- und Niederschlesien und Breslau ebenfalls ein Schwertertanz veranstaltet. Dasselbe thaten auch die Schmiede auf Schloß Wernigerode vor dem alten Grafen Wolf Ernst zu Stollberg. Dabei sind jedenfalls noch eiserne Schwerter benutzt worden. Es wurden dafür zwei Thaler bezahlt, worüber sich die Quittung einer alten Dienerin, welche das Geld vorläufig auslegte, vorgefunden hat. Wahrscheinlich hielten zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Schmiedegesellen eigens wegen des Schwertertanzes einen Umzug zu Neujahr. Als die Sitte im Verlaufe der Zeit noch mehr abgeschwächt wurde, übernahmen es die Schäfer in einem Weihnachtsspiel jener Gegend, den Schwertertanz an der Krippe zu Bethlehem aufzuführen. Dabei bedienten sie sich aber nur mehr hölzerner Schwerter. Mit der Unterdrückung des frommen Schauspiels durch die Polizei im ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts in der Gegend von Klausthal wurde dort auch der

letzte Ueberrest des alten Schwertertanzes begraben. Zu Frankfurt a. M. führten die Schuhknechte, die wegen ihrer Geschicklichkeit im Schwertertanz berühmt waren, einen solchen zu Fastnacht eines jeden Jahres auf dem Römerberg öffentlich aus, und ungefähr um das Jahr 1700 hat Taubert ihn noch gesehen und beschrieben. Ob dies aber das Kunststück eines Einzelnen oder ein Ueberrest des geschichtlichen Tanzes war, bleibt freilich dahingestellt: „Ein baumstarker Mann aus Thüringen tanzte entweder mit zwei großen blanken Degen, oder, wenn er solche nicht bei Händen hatte, mit zwei großen, armdicken Prügeln nach der Bierfidel oder Sackpfeife wacker herum. Seine Füße gingen zwar nach der spanischen Manier gar gravitätisch und langsam, aber die Arme desto hurtiger und gewaltsamer, und zwar so, daß wenn er die eine Hand aufhob und ausholte, indessen die andere zu- und niederschlug; bald hieb er zu beiden Seiten in die Runde, bald über den Kopf, bald ins Kreuz und in die Quere um sich herum, doch solchergestalt, daß jedesmal ein Schlag hinter, der andere vorwärts ging. Und dies Alles verrichtete er mit solcher Geschwindigkeit, daß man kaum merken konnte, wo die Hiebe zugingen. Auch glaube ich fest, daß dieser Tänzer ohne Mühe mehrere Personen hätte von sich abhalten können, ohne daß sie ihm die geringste Beschädigung hätte zufügen sollen.“

Als eine Art Volksbelustigung hat sich der Schwertertanz in einzelnen deutschen Städten erhalten, so in Braunschweig, Nürnberg, Ulm, Schmalkalden, Breslau, Köln, München und Braunau. Daß auch

das Landvolk jemals den Schwertertanz gepflegt habe, dafür besitzt man blos Andeutungen. Im Jahre 1651 führte in Hessen das junge Landvolk vor dem Landgrafen Ludwig VI. einen Tanz auf, von dem Johann Justus Winkelmann erzählt. Aber auch in der oberen Steiermark hat er sich erhalten, und zwar im Ennsthale und, wie leicht erklärlich, im Salzkammergute Steiermarks. Wie in Norddeutschland, wurde er nur bei ganz besonderen Festlichkeiten aufgeführt. Eine solche Festlichkeit fand 1808 in Aussee bei einer Anwesenheit des Erzherzogs Johann statt, und der dabei abgehaltene Schwertertanz zeichnet sich durch einen sehr eigenthümlichen Dialog aus, der von den Tänzern dabei zu sprechen war. Die Darsteller — der dramatische Charakter des Ganzen rechtfertigt diese Bezeichnung —, zwölf an der Zahl, mit einem Faschingsnarren, bedecken sich mit grünen Hüten, welche reich mit „Buschen" und Bändern geziert sind, und tragen einen grünen Rock, ein rothes Leibchen, schwarzes Beinkleid, rothe Strümpfe und Bundschuhe; über der rechten Schulter eines Jeden befindet sich ein weißes Tuch, welches unter dem linken Arme in eine Schleife gebunden wird, und über dieses Tuch wird um die Mitte des Leibes ein Schellenkranz gelegt, um den Tact beim Tanze zu markiren. Jeder hat in der rechten Hand einen Säbel. Die einfache Musik besteht nur aus zwei Feldpfeifen und einer Trommel.

Es ist schließlich nicht uninteressant, zu bemerken, daß der alte Schwertertanz kein alleiniges Eigenthum der Deutschen ist. Wenigstens schildert Lady Blunt eine

sehr ähnliche Aufführung aus dem fernen Arabien. An den beiden letzten Abenden ihres Aufenthaltes in Dschôf veranstaltete der Befehlshaber noch zu Ehren der Reisenden Festlichkeiten in der Kawah des Schlosses, bei denen er selbst mit seinen Leuten eine Art feierlichen Schwertertanzes aufführte. Ein nicht unmelodischer, getragener Gesang der Tanzenden und der Schall einer aus Palmenholz hergestellten und mit Pferdehaut bespannten Trommel begleiteten die Vorstellung, deren feierlicher Ernst nur gelegentlich einmal durch ein plötzliches wildes Schwingen der Schwerter und einen dabei ausgestoßenen lauten Schlachtruf unterbrochen wurde. Auch dort scheint demnach der Schwertertanz ein Kriegstanz gewesen zu sein.





Afrikanische Kochkunst.

Bei oberflächlicher Betrachtung mag uns vielleicht die Kochkunst nicht eben als ein wichtiges Moment in der Culturgeschichte erscheinen. Wenn wir aber dem Gegenstande eine nähere Beachtung schenken, dann werden wir eben so sehr von ihrem Eingreifen in alle anderen häuslichen Stadien, als auch durch die Fülle des Materials überrascht, das uns geboten wird. Werfen wir dann vollends einen Blick auf die mancherlei Veränderungen, die nicht blos im Laufe der Zeiten, sondern auch bei den verschiedenen Völkern sich in der Bereitung der Speisen, in der Geschmacksrichtung, wie im Anordnen der Mahlzeiten ergeben, so werden wir bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Nahrung und die Art ihrer Zubereitung, also die Kochkunst, kein unwürdiger Gegenstand des Nachdenkens ist und sich das geflügelte Wort unbestritten bewährt: „Der Mensch ist, was er ißt." Und es ist auch keine Ausnahme bekannt, durch welche die bekannte Definition des Menschen als „des Thieres, welches kocht" erschüttert

würde. Denn obgleich es wahrscheinlich dem Menschen nicht unmöglich sein würde von rohen Nahrungsmitteln zu leben und auf tiefer Bildungsstufe solche auch in der That Verwendung finden, so verstehen doch die ungesittetsten Menschenstämme daneben doch auch die Nahrungsmittel zu kochen, so zu sagen zu „Speisen" zu veredeln. Von diesem Gesichtspunkte aus wird Einiges, das ich aus zerstreuten Reiseberichten über die Kochkunst der Afrikaner gesammelt habe, des allgemeinen Interesses vielleicht nicht ganz entbehren.

In Aegypten und Marokko, wie überhaupt in ganz Nordafrika, wo mit dem Islam eine gewisse Gesittung die Barbarei des Binnenlandes überwunden hat, enthält der Küchenzettel des Volkes mancherlei complicirtere Gerichte, die sowohl dem Thier= als dem Pflanzenreiche, häufiger allerdings letzterem, entnommen sind. Gekochter Reis bildet bekanntlich fast die Hälfte der Nahrung des Menschengeschlechts und spielt auch hier seine Rolle in dem weitverbreiteten „Pilaw". Kaum minder beliebt ist der „Kuskussu", nicht blos in Nordafrika, sondern auch weiterhin im Süden; ja selbst in Timbuktu, diesem Hauptmarkte der westlichen Sahara, und im westlichen Sudan ist diese Speise allgemein verbreitet. Eine Uebersetzung des Wortes ist kaum möglich. Man kann Kuskussu aus jeder Sorte Mehl darstellen, aus Weizen, Gerste, Mais, Korn, im Sudan sogar aus Negerhirse (Durrah). Dieses Mehl wird etwas angefeuchtet, dann rollen es die Frauen durch eine eigenthümliche Bewegung mit der Handfläche und den Fingern in kleine Körner von der Größe eines

groben Grieses; in der Regel wird diese Masse dann noch gesiebt. Dieser rohe Kuskussu wird an der Sonne getrocknet, damit er sich halte. Um ihn genießbar zu machen, wird er nicht gekocht, sondern gedämpft; man hat dazu besondere eiserne oder irdene Töpfe, die mit Wasser gefüllt werden, darauf wird ein zweiter kleinerer Topf gestellt, der durchlöchert ist, dann das Ganze zugedeckt und über das Feuer gestellt. Es dauert ziemlich lange, ehe der Kuskussu genügend durchgedämpft ist. Dann wird er in die zum Auftragen bestimmten Schüsseln gethan, oft noch mit etwas Saffransäure übergossen, Fleisch und Gemüse in zierlicher Weise darauf gelegt und das Ganze so verspeist. Der im ganzen westlichen Sudan gebräuchliche Durrah-Kuskussu ist natürlich bei weitem schlechter als der Weizen-Kuskussu der Marokkaner; sein Geschmack ist sogar unangenehm und man muß sich erst daran gewöhnen. Die Marokkaner verzehren ungeheure Mengen von ihrem Lieblingsgericht und verstehen auch allenthalben aus Weizen recht gutes Brot in kleinen flachen Laiben zu backen. Ganz Nordafrika kennt endlich den „Kebab“, das mit Reis und Pistazien oder Rosinen gefüllte Lamm, und dieses so wie mancherlei Süßigkeiten, als „Kunafe“, „Rachletel-Gum“, Dattelwurst und „Mischmisch“ werden selbst verwöhnte Europäermagen nicht leicht verschmähen, wogegen Lust an „Zebibi“ und „Kuschaf“ einen eigenthümlichen Geschmack voraussetzen.

Zum Braten der Speisen wird Olivenöl, im südlichen Marokko auch Arganöl sowie Butter verwendet.

Das Letztere ist etwas bedenklich, da man nur geschmolzene Butter nimmt, die monatelang in Ledersäcken aufbewahrt wird und oft einen stark ranzigen Geschmack annimmt. Das aber zieht der Marokkaner allem Anderen vor, und frische Butter verschmäht er.

Recht interessant ist, daß der Reisende Dr. Schweinfurth keinen Anstand nimmt, die splitternackten Dinka-Neger im Gebiete des oberen Nils in culinarischer Hinsicht über Araber und Aegypter zu stellen, der Bewohner Nubiens gar nicht zu gedenken. Ihre Mehl- und Milchspeisen stehen den gekünstelten Erzeugnissen unserer Kochkunst nicht nach. Das Schroten und Entkleien des Korns von Sorghum und Durrah, das Sichten des Mehles und das Körneln desselben nach Art des Sagos, bringen nur Dinkasclavinnen zu einem gleich hohem Grade von Vollkommenheit. Ihre Küchentalente führten sie in Hungerjahren und zur Zeit der Noth auch auf die Entdeckung von mancherlei als Speise Verwendbarem. Wie auch andere afrikanische Völker, z. B. die Bewohner von Bagirmi, die Musgu und Adamauaner bereiten sie aus den stärkemehlhaltigen Theilen der Borossuspalme ein feines, schneeweißes Mehl, nachdem dieselben durch Brühen und Auslaugen ihrer Bitterkeit beraubt worden sind. In ähnlicher Weise werden die Knollen von Nymphäen genießbar gemacht. Weit wählerischer als Andere in Hinsicht auf das von animalischen Stoffen als eßbar Erlaubte erfüllt den Dinka alles kriechende Gewürm mit Ekel, nur die Schildkröte wird als Suppe verkocht; sie wissen, was gut schmeckt, und schätzen unter Anderem den Hasen

als das feinste Wild. Das Hauptnahrungsmittel im ganzen südöstlichen Sudan ist indeß der Durrah- oder Duchnmehlbrei. Auch der sowohl in Aegypten wie im Sudan gezogene Hibiscus, eine Eibischart, liefert in seinen schleimigen, auf verschiedene Weise zubereiteten Samenkapseln eine nahrhafte und wohlschmeckende Speise. Die Nubier bereiten die sogenannten „Kissere-Fladen", die sie nicht entbehren können; lieber verzichten sie auf alle Fleischkost. Die unreif getrockneten Kapseln des Hibiscus führen sie aller Orten mit sich, um mit Hülfe des unentbehrlichen rothen Pfeffers und etwas Fett oder Oel eine schleimige Sauce zu bereiten, in welche sie ihre Kissere tunken. Feinschmecker führen auch stets einen Vorrath von sogenanntem „Duggu" (d. i. Gestoßenes) in einem Horn mit sich, das ein Potpourri aus allen möglichen Gewürzen, Salz, Cayennepfeffer, Foenum graecum, Basilicum, Coriander, Senf, Dill u. s. w. darstellt. Dieses Nationalgericht ist bis zu den Bedschavölkern verbreitet unter dem Namen „Lugme", worunter man in Aegypten das Brot bezeichnet. Nicht selten wird dem Lugme des Sudan, dem steifen Mehlbrei, nebst der erwähnten Sauce auch noch getrocknetes oder geriebenes Fleisch beigesetzt. Die Leute kennen nämlich sehr wohl die einfachste und vollkommen ausreichende Conservirungsmethode, um in diesen Ländern Fleisch wochenlang genießbar zu erhalten, indem sie das in Streifen geschnittene Fleisch auf einem breiten Gestell über Feuer dörren.

Weiter im Süden tritt Mais an die Stelle der Durrah und ein Brei von frischem Maiskorn ist das

beste und schmackhafteste Gericht der Niamniamküche. Das Korn wird noch in saftigem, milchendem Zustande auf dem Mahlsteine fein gerieben, von der Kleie gereinigt und dann nach einer sinnreichen Methode gekocht, welche das Anbrennen am Boden des Kochtopfs verhindert und die des Mittheilens nicht unwerth erscheint. Man thut etwas Wasser in den Topf und schüttet, sobald dieses aufkocht, den rohen Brei in Form von kleinen, mit der Hand zusammengeballten Klumpen oder Klößen hinein, läßt diesen locker auf einander geschichtet einige Zeit durchdämpfen und rührt sie erst nachträglich zusammen. Bei den benachbarten Monbuttu ist aber die Basis der Nahrung die Banane, welche, im Reifezustand gedörrt, ein Leckerbissen ersten Ranges ist. Auch die Monbuttu scheinen große Sorgfalt auf die Zubereitung ihrer Speisen zu verwenden, in Innerafrika ein untrügliches Merkmal von hoher Stufe der äußeren Cultur. Die meist unreifen Früchte der Banane und der allerorten mühelos angebaute Maniok ersetzen ihnen das fehlende Korn. Als Gewürze dienen ihnen Capsicum, Malaguettapfeffer und die Früchte zweier Solaneen, die indeß einen abscheulich widerwärtigen Geschmack besitzen. Als das Höchste aller irdischen Güter gilt diesen Völkern indeß Fleischkost, und Fleisch, Fleisch ist das Losungswort, das bei ihren Kriegszügen erschallt. Freilich nimmt ihr Geschmack dabei eine uns kaum behagende Richtung. Denn nicht nur sind Niamneiam wie Monbuttu eingefleischte Menschenfresser, sondern sie erachten auch das Hundefleisch als ihren vorzüglichsten Leckerbissen und mästen diese Hausthiere

eigens zum Schlachten. Beiläufig bemerkt begegnen wir der Vorliebe für Hundefleisch auch in Westafrika, sowohl bei den Bakwiri im Kamerunlande als in Klein Batanga und mehr noch bei den Bakoko. Die Monbuttu versetzen alle Speisen mit dem Oel der Oelpalme, das in den ersten Tagen allerdings einen angenehmen Geschmack besitzt, doch geht er nach kurzer Zeit ins Ranzige über. Von allgemeinstem Gebrauche ist indeß bei ihnen — grauenhaft aber wahr — Menschenfett.

Bei den Waganda in Centralafrika ist die Art des Kochens nicht sehr mannichfaltig, zeugt jedoch in manchen Fällen von großem Scharfsinn. Die Töpfe, die fast zu allen Küchenverrichtungen dienen, sind große, kugelrunde, irdene Gefäße, die ungefähr zwei Gallonen fassen. Beim Kochen der Bananen, welche neben der süßen Kartoffel das Hauptlebensmittel in Uganda bildet, legen sie ein großes Blatt derselben Pflanze vorsichtig in den Topf, dann die geschälten Früchte hinein und gießen Wasser unter das Blatt, so daß es die Bananen nicht berührt, die auf diese Weise nur in Dampf gekocht werden. Um Fleisch oder Fisch zu kochen, nehmen sie ein junges Bananenblatt, entfernen den größten Theil der Mittelrippe und halten es einige Augenblicke über das Feuer, um es biegsam zu machen. Das Fleisch wird dann fest eingewickelt und oben auf die Banane gelegt und das Ganze zusammen gekocht. Dadurch wird das Fleisch weich, während alles Fett in dem Blatt bleibt, und kann mit diesem aufgetragen werden. In diesen Töpfen braten sie auch das Fleisch, indem sie auf den Boden des Topfes zwei oder drei Stöcke legen, um das An-

brennen zu verhüten, kleinere Stücke werden auf Stöcke gespießt und über der heißen Asche gebraten. Einige Arten der Bananen und die Maiskolben werden ebenfalls in der Asche geröstet.

Unter den Ostafrikanern scheinen die Suaheli, die Bewohner der Sansibarküste, ausnehmend begnadete Kochkünstler zu sein. Ihre Köche verstehen es ganz vorzüglich, aus nichts etwas hervorzubringen. Giebt es nun gar etwas, was in Ostafrika meist der Fall ist, so hat man sich über die Verpflegung ganz und gar nicht zu beklagen. Auch führen die in jenen Gegenden überall ansässigen „Araber“, die zumeist Suaheli sind, mitunter einen recht üppigen Tisch. Das Hauptgericht der Eingeborenen in Unyamwesi ist „Ugali“, eine Mehlsuppe, die reichen arabischen Kaufleute zu Tabora schwelgen aber in Hühnern, gekochtem Schöpsenfleisch, verschiedenen kostbaren Brühen, in Zucker gebackenen Nudeln, Früchten, Reis und einer großen Mannichfaltigkeit von Reis- und Weizenkuchen. Kulinarisch ist Ostafrika dem Westen des Erdtheils weit überlegen, und noch am oberen Kongo ist die Nahrung zusammengesetzter als die der Eingeborenen am unteren Strome, obgleich sie zumeist aus Pflanzenkost, als Bananen, Erdnüssen, Maniok, Mais und süßen Kartoffeln besteht. Eine der wichtigsten Alltagsspeisen am Kongo bildet das Maniokbrot oder „Kikwanga“. Die Wurzel der Maniokstaude wird zu einer schön weißen breiartigen Masse zerstampft und etwa vierundzwanzig Stunden lang mit fließendem Wasser ausgewässert, um sie von einem scharfen, darin enthaltenen Gifte zu befreien,

dann der Gährung überlassen. Wenn darauf der Brei die Steife eines zähen Teiges angenommen hat, wird er in Stücke zerschnitten und jedes Stück in ein großes grünes Blatt geschlagen, bis es in die Küche wandern soll. Kikwanga schmeckt und sieht aus wie Sauerteig, ist aber sehr nahrhaft. Am besten ißt man ihn zerschnitten in sehr dünne Scheiben und dann in Butter gebacken, oder, wenn Butter nicht zu haben ist, in Erdnußöl. Im Gebiete des unteren Kongo kocht man allgemein mit Palmöl, und dieser Gebrauch erstreckt sich weit an der Westküste. Auch hier wiegt die Pflanzenkost vor: Maniokbrot, Planten oder Erdnüsse, seltener Bohnen oder Mais. Eine beliebte Speise ist „Luku“, ein großer, warmer Kloß aus Maniokmehl, den man in gelbe Palmölsauce tunkt; auch Hühner, Fische und Muscheln kocht man in Palmöl. Sie bilden das „Mbisi“, worunter jede Art von Fleisch verstanden wird. Die Palmölsauce würzt man reichlich mit „Ndungu“, den Schoten des rothen Pfeffers. Die berühmteste Speise an der Westküste ist indeß die Palmölsuppe, die auf Verlangen jederzeit, wenn auch nicht in sehr reinlicher Weise bereitet wird. Sie besteht aus dem mit Maniokmehl vermischten Oel der zwischen den Fingern zerquetschten Palmnüsse, aus den gekochten Scheiben der möhrenartigen Kokowurzel und aus gesottenen, in Stücke geschnittenen Hühnern. Durch einen starken Zusatz von Landespfeffer und zuweilen auch noch von anderen Gewürzen wird diese breiartige Speise so beißend und „heiß“, wie man es zu nennen pflegt, daß im Vergleich mit ihr indischer Curry ein mildes

Gericht heißen könnte und Uneingeweihte wohl auch nach dem ersten Löffel allerlei Gesichter schneiden.

Noch gar Vielerlei könnte ich über afrikanische Kochkunst berichten, doch will ich hier abbrechen. Was ich davon herausgegriffen habe genügt jedenfalls, um zu zeigen, daß der Küchenzettel der Schwarzen über eine weit größere Mannichfaltigkeit verfügt, als man gemeiniglich annimmt und Alles in Allem betrachtet, die Kochkunst bei ihnen die untersten Stufen schon überwunden hat.





Erdessen und andere seltsame Eßgelüste.

„Die Entdeckung einer neuen Speise trägt mehr bei zum Glücke der Menschheit als die Entdeckung eines Sternes.“ Diese tiefsinnige Wahrheit hat Brillat-Savarin in seiner „Physiologie des Geschmacks“ zum ersten Male ausgesprochen; doch ist es ihr nicht leicht geworden, sich Geltung zu verschaffen. Schließlich mußte man sich allerdings der besseren Einsicht fügen, seitdem nachgewiesen ward, daß die Nahrung der Völker auf ihre Geschicke mächtigen Einfluß übt; wirkt sie doch auf deren Temperament, somit auch auf deren Denkweise, Sitten und Einrichtungen. Je weiter die geistige Bildung fortschreitet, je mehr eine zunehmende Gesittung ihren Einfluß auch auf das materielle Leben geltend macht und die ästhetische Verfeinerung vom geistigen Gebiete aus auf das sinnliche einwirkt, um so mehr prägt sich das Wechselverhältniß zwischen Gesittung und Nahrung in weitgreifenden Zügen aus. Man kann die Nahrung auch um so mehr als Gradmesser der Cultur annehmen, als gerade bei ihr z. B. mehr als

bei Kleidung und Wohnung die natürlichen ländlichen Verhältnisse bedingend auftreten. Sie ist unmittelbar vöm Boden und Klima und dann besonders vom Fleiße, von der Anstelligkeit der Menschen abhängig, also von Bedingungen, denen man sich, zumal die Masse des Volkes, nie völlig entziehen kann. Mag die zunehmende Gesittung, der verfeinerte Geschmack dann auch nach Erzeugnissen ferngelegener Länder greifen, das gemeine Bedürfniß haftet zum größeren Theil unmittelbar am heimischen Boden. Immerhin ist die Thatsache, daß der Speisezettel auch ein gut Stück Moral und Culturgeschichte enthält, noch nicht genug erkannt und gewürdigt. Und doch ist es höchst reizvoll und lehrreich, zu sehen, wie der Mensch allmählich und nicht ohne Irrungen und Fehltritte, dem unmittelbaren Naturinstinkt sich entwunden hat. Dies kann freilich nicht die Aufgabe eines kurzen Aufsatzes sein; es bedürfte dazu einer ausführlichen „Geschichte der Kochkunst“, die allerdings ein sehr unterhaltendes Buch wäre.

Wir stecken uns hier also bescheidenere Grenzen und beabsichtigen blos auf einige der angedeuteten Verirrungen oder, wenn man will, auf manche recht seltsame Tafelgenüsse hinzuweisen, von welchen die Völkerkunde berichtet. Dahin sind wohl vor Allem jene Stoffe zu rechnen, welche weder dem Pflanzen- noch dem Thierreiche entstammen, welche beide doch sonst die allgemeine Grundlage aller Nahrung bilden. So dürfte z. B. Erde als Nahrungs- oder wenigstens Genußmittel kaum nach Jedermanns Geschmack sein. Dennoch ist die Vorliebe für diese Speise viel verbreiteter, als

Mancher denken mag, und man braucht nicht einmal sehr weit vom Mittelpunkte der Gesittung sich zu entfernen, um auf Erdesser, Geophagen, zu stoßen. Es mag der Mühe verlohnen, das Wichtigste, was über das Erdessen bei verschiedenen Völkern bekannt geworden, in gedrängter Uebersicht zusammenzustellen.

In ältester Zeit lernen wir Erde zuerst als Heilmittel kennen. Die alten Aerzte, Hippokrates, Dioscorides, Galen u. s. w., wendeten, besonders bei Frauenkrankheiten, außerordentlich häufig Erde an, und zwar sowohl reine als eisenhaltige weiße, graue, gelbe und rothe Thonerden, deren Gebrauch, nach dem was Strabo, Plinius u. A. davon berichten, ungeheuer verbreitet gewesen sein muß. Es gehören dahin vor Allem die Erde aus Lemnos, welche mit Ziegenblut gemischt und zu Pastillen geformt wurde; die Erde aus Samos, deren man zwei Arten kannte und eine davon gebrannt genoß; eine Walkererde aus Chios, welche auch heute noch von den an Pica leidenden Frauen gegessen wird; die Erde von Kimolis, eine rothe und eine weiße, welch' letztere auch an vielen anderen Orten, namentlich in Kleinasien vorkommt und von Schwangeren gegessen wurde; die eretrische Thonerde aus Euböa, die Dioscorides auch gebrannt anwendete; dann die melische, die pnigische, die selinuntische und die Erde von Sinope. Endlich wurde sogar aus Spanien eine solche Erde im alten Griechenland eingeführt, wahrscheinlich eine der gegenwärtig noch in Spanien gegessenen Thonarten, der Almagro oder der Thon von Estremoz. Im Allgemeinen freilich ist von Geophagie im alten Griechen-

land nichts bekannt. Wenn man aber bedenkt, wie außerordentlich verbreitet durch den Handel die oben erwähnten Erdarten waren, wie unverhältnißmäßig häufig die griechischen Aerzte sie in Frauenkrankheiten anwendeten und das Erdessen der Schwangeren erwähnen, wenn man endlich bedenkt, daß seit Jahrhunderten die Geophagie den neueren Griechinnen und Türkinnen bekannt ist, so kann man nur sehr wahrscheinlich erachten, daß die Geophagie auch bereits im alten Griechenland bestand.

So viel ist sicher: es wird heute noch in Europa Erde gegessen, und zwar nicht als Arznei, sondern als Genußmittel. Die Bauern in der Nähe von Ochrida in Macedonien fanden eines Tages eine weiße Erde, die ihnen genießbar schien; sofort buken sie dieselbe unter das Brot und brachten sie auch als Nahrungsmittel auf den Markt zum Verkauf. In vier oder fünf Dörfern von Ogliastro auf der Insel Sardinien bereitet man noch ein Brot aus einem Teige von Eicheln (Quercus ilex), die gut gekocht und zu einem Brei verarbeitet werden; hierzu mischt man eine gewisse Menge einer geschlämmten feinen Thonerde, die im Bezirke gegraben wird. Man bereitet daraus flache, dünne Kuchen, die man mit etwas Asche bestreut, damit sie nicht am Tische ankleben. Um sie etwas schmackhafter zu machen, bestreicht man sie mit Fett. Im südlichen Spanien scheint ebenfalls sehr viel eisenhaltiger Thon verzehrt zu werden. Der Piment oder spanische Pfeffer (Capsicum annuum), der als Pulver fast allen Gerichten zugemischt wird, soll mit rothem Ocker, dort

unter dem Namen Almagro bekannt und von Almagaron in Murcia kommend, verbunden werden. Auch wird den Spanierinnen sowie den Portugiesinnen nachgesagt, daß sie die Scherben ihrer Wasserkühl-Gefäße, der sogenannten „Alcarazos“ verzehren, besonders jene, die aus wirklicher orientalischer Siegelerde gemacht sind. Die Frauen behaupten, daß sie davon weiß werden.

Außerhalb Europa's ist das Erdessen noch viel häufiger; so z. B. an der Westküste von Afrika, wo die genießbare Erde „Couac“ heißt. Die Guineaneger essen diese Thonerde, deren Geschmack ihnen sehr behagt, ohne daß sie sich davon belästigt fühlen. Diejenigen, welche sich an den Genuß des Couac gewöhnt haben, sind so lüstern danach, daß keine Strafe im Stande ist, sie von dem Verschlingen desselben abzuhalten. An den Ufern der Flüsse, die in den Golf der Los Idolos-Inseln in Senegambien und in den oberen Theil des Flusses Bunk fallen, findet man eine seifenartige, vortreffliche weiße Erde, so weich wie Butter und so fett, daß die Eingeborenen ihren Reis und andere Speisen damit anmachten. Selbst Europäer fanden einen solchen Reis sehr wohlschmeckend und vertrugen das Gericht ohne alle Beschwerden.

In Asien kommt Erdessen im Westen wie im Osten und selbst im Norden vor. Einen gewissen Ruf genoß in früherer Zeit die Erde von Nischapur in Persien, welche roh und geröstet vielfach genossen wurde. Man mischte sie mit Gewürzen, Wohlgerüchen und machte Pastillen daraus. In unseren Tagen hat der Reisende A. Göbel aus Kirman, der hohen Salzsteppe Süd-

persiens, das „G'hel=i=G'ireh“ mitgebracht. Es bildet weiße, hie und da etwas graue, wurzelmäßige Knollen von Nuß= bis Apfelgröße, im Wasser zum unfühlbaren weißen Schlamm aufweichend, in verdünnter Salzsäure, ja selbst in warmer zehnprozentiger Essigsäure unter starker Kohlensäureentwickelung und geringem Kiesel=rückstande löslich. Göbel erhielt diese Substanz als „eßbare Erde“, die in größeren Nestern und Lagen vorkomme und beim Backen dem Mehl zugesetzt werde. Die chemische Untersuchung ergab als Hauptbestandtheile fast 67 Prozent kohlensaure Magnesia, 23,6 Prozent kohlensauren Kalk und 3,5 Prozent Kochsalz. Diese Substanz ist wahrscheinlich durch Zusammenfluß von Steppenbächen und Frühjahrswasserläufen entstanden, welche reich an Chlormagnesium und Chlorcalcium sind. Das Fällungserzeugniß, eine Art natürlicher kalkreicher roher Magnesia alba, spielt beim Backen als Kohlen=säurequelle zur Auflockerung des Teiges, beim Genuß als diätetisches Mittel eine wohlbegründete Rolle.

Sehr verbreitet scheint das Thonessen in Bengalen zu sein. Auf den Märkten zu Kalkutta verkauft man kleine Scheiben aus gebranntem Thon, welche die Frauen essen. In der Gegend von Patna findet man einen gelblich=grauen Thon, der Siegelerde ähnlich, aus dem man, wie in Spanien, Wasserkühlgefäße macht, welche, auch wie in Spanien, die Frauen, insbesondere die schwangeren, zerbrechen und verzehren. In Siam sollen Frauen und Kinder Speckstein essen, was indeß wenig glaublich klingt. Dagegen ist auf Java, wenigstens an der Küste, Thonessen sehr häufig. Gebrannter Thon

wird auf den Märkten in Gestalt kleiner viereckiger Brötchen oder kleiner zimmtartiger Röhrchen verkauft. Wiederum sind besonders die schwangeren Frauen danach sehr lüstern, doch auch andere, um mager zu werden; ja nach Mohnicke wird das „Ampo“ — so heißt dieser Thon — von Personen jeden Alters und Geschlechts, rein als Leckerei, gerne gegessen. In China ist das Erdessen, vornehmlich unter den Frauen, sehr alt. Du Halde erwähnt bereits eine weiße Thonerde aus der Provinz Schensi, deren sich die Chinesinnen bedienen, um eine blasse Hautfarbe zu bekommen; es gibt aber solche Erden auch in vielen anderen Gegenden des Reiches. Nach Steller essen die Tungusen um Ochotzk und die Kamtschadalen ebenfalls Thonerde; desgleichen die Itelmen und Korjäken; der subtile und geschlämmte weiße Thon sieht wie Milchrahm aus und schmeckt nicht unangenehm, wirkt aber adstringirend. Sogar die Russen finden Gefallen daran und essen diese Thonerde entweder allein oder noch lieber mit Milch, ohne einen merklichen Nachtheil in der Gesundheit davon zu empfinden. Auf der Halbinsel Kola im nördlichsten Rußland — um noch rasch dieses Beispiel aus der kalten Zone einzuführen — wird als Beimischung zum Mehl beim Brotbacken eine „eßbare Erde“ verwandt, die aber nichts wie fein zermalmter und geschlämmter Kaliglimmer ist.

Die wahre Heimath des Erdessens scheint indeß das mittägliche Amerika zu sein. Dort, am Orinoko, traf Alexander von Humboldt das rohe Volk der Otomaken, welche inmitten der schönsten und fruchtbarsten

Gegenden Wohlgefallen daran finden, Kalk oder schmutzige Thonerde zu verschlucken, mit welcher sie monatelang ausschließlich ihren Hunger stillen. Die Otomaken essen aber nicht allen Thon ohne Unterschied, sondern sie wählen solche Schichten aus, welche die schmierigste und beim Anfühlen feinste Erde enthalten. Für die zwei Monate des höchsten Stromstandes stapelt er Klöße von Thonerde zur Nahrung in seiner Hütte auf, denn nur selten vermag er während jener Periode eine Eidechse, eine Farnkrautwurzel oder einen auf dem Wasser schwimmenden todten Fisch zu fangen. Wenn der Otomake nun zwei Monate lang nothgedrungen Erde verspeist, und zwar ein drittel bis ein halbes Kilogramm jeden Tag, so genießt er solche darum nicht minder auch das ganze übrige Jahr. Alltäglich mischt er den Speisen etwas Thonerde bei. Am auffallendsten bleibt, daß die Otomaken von diesen großen Erdmengen keineswegs mager werden. Sie sind im Gegentheil sehr kräftig und bekommen auch keinen harten oder aufgetriebenen Leib. Der Missionär Fray Ramon Buena, der zwölf Jahre unter diesen Indianern lebte, versichert, er habe zur Zeit des höchsten Wasserstandes des Orinoko durchaus keine Störung in der Gesundheit der Eingeborenen wahrgenommen, trotzdem daß dann die Nahrung nur aus Erde bestand. Die Geophagie ist aber keineswegs auf die Otomaken am Orinoko beschränkt; überall am Cassiquiare, an der Meta, am Rio Negro ist sie im Schwunge und Spix und Martius beobachteten sie am Amazonenstrome, auch wenn es den Indianern an anderer Nahrung nicht gebricht. Im Dorfe

Banco, an den Ufern des Magdalenenstromes, sah Humboldt indianische Weiber, die, mit Töpferarbeit beschäftigt, beständig große Stücke Lehm verschluckten. Die Erde, versicherten sie, sei eine Speise, die ihnen gar keinen Nachtheil bringe.

Diese eigenthümliche Liebhaberei bleibt aber nicht bei allen amerikanischen Völkerschaften ohne schädlichen Einfluß. Ein Guahibakind, welches Humboldt in der Mission von San Borja erblickte, war mager wie ein Beingerippe, und nach Aussage seiner Mutter war dieser traurige Zustand die Folge einer unnatürlichen Eßlust. Seit vier Monaten hatte das kleine Mädchen einzig nur Thonerde genießen wollen. Wie es scheint, artet die Geophagie sehr häufig in eine unbezähmbare Leidenschaft aus und dann ist sie von den bedenklichsten Folgen begleitet. In den meisten Fällen stellt sich eine entsetzliche Abmagerung ein, wobei jedoch der Bauch mitunter sehr stark aufgetrieben ist. Einen solchen Fall beobachtete der Reisende Paul Marcoy in der Mission San José am Amazonas an einem etwa fünfjährigen Mädchen. Ihre Haut war gelb und wie Pergament, Arme und Beine völlig abgemagert, nur der Bauch unförmlich aufgedunsen. Das Kind war eine leidenschaftliche Erdesserin und mußte stets überwacht werden, denn sobald man sie allein ließ, rutschte sie auf den Knieen bis an den Rand des Tisches, auf dem sie sonst unbeweglich mit untergeschlagenen Knieen saß, ließ sich hinabfallen und leckte dann die Erde mit unbeschreiblicher Begierde. Nicht selten kann man auch Indianer von den Mauern der meist aus eisenhaltigem Lehm

aufgeführten Häuser Stücke ablösen und gierig zum Munde führen sehen. Ja, nicht blos die Indianer, auch die Neger in Brasilien theilen diese einem sicheren und qualvollen Tode zuführende Leidenschaft. Wie Keller-Leuzinger berichtet, sieht man auf den Kaffee- oder Zuckerpflanzungen manchmal einen Unglücklichen, welcher in der Sonnengluth bei seiner harten Arbeit eine eiserne Maske trägt; es ist ein Erdesser, den man auf solche Weise von seiner beklagenswerthen Leidenschaft zu heilen versucht; nur wenn er unter guter Aufsicht steht, darf er sich der eisernen Maske entledigen.

Wie die Neger sind auch die Weißen in Süd- und Mittelamerika Erdesser. Humboldt fand in der heißen Zone allenthalben bei einer großen Menge von Personen, Weibern und erwachsenen Männern, eine fast unwiderstehliche Neigung Erde zu verschlucken, und zwar stets eine fette, schmierige und stark riechende Thonerde. Man ist öfters genöthigt, Kindern entweder die Hände festzubinden oder sie einzuschließen, um sie, wenn es geregnet hat, vom Erdessen abzuhalten. Der amerikanische Naturforscher James Orton bestätigt, wie es Herrn Hauxwell, dem peruanischen Gouverneur am oberen Amazonas, unmöglich ward, seine Kinder am Erdessen zu hindern. Der moderne Reisende L. Posselt erzählt aus Mexiko, wie seine Wirthin in einer freundlichen Rancheria (Bauernhof) gar viel damit zu thun hatte, ihren kleinen Mädchen das Erdessen zu untersagen. Diese Gewohnheit ist auch in Mexiko keine seltene Erscheinung; nicht allein Kinder, sondern selbst

Erwachsene, namentlich Frauen, huldigen dieser Liebhaberei. In Guadalajara, San Luis, Puebla und anderen Orten werden auf dem Markt eine Art Pastillen verkauft, die aus leicht gebrannter, weißer thoniger Erde bestehen; wer sie genießt, rühmt sie als köstlichen Leckerbissen. Tschudi fand die Neigung ebenso häufig in Peru, und sie herrscht auch auf dem bolivianischen Hochlande, wo sehr häufig eine leichte weiße Thonerde, die sogenannte „Pasa", genossen wird. Man verkauft sie auf dem Markte, wie die übrigen Lebensmittel; sie wird besonders von den Indianern zur Bereitung einer Brühe verwendet und mit gekochten Kartoffeln gegessen. Dies thun auch theilweise die Weißen, besonders die Frauen. Man ißt den Thon entweder gleich roh, so wie er in der Nähe von Oruro gegraben wird, theils schlämmt man ihn und formt ihn zu verschiedenen Figuren und mengt auch wohlriechende Harze bei, um dem faden Geschmacke der Erde ein wenig Aroma zu geben. Herr von Tschudi lernte eine Dame kennen, welche seit langen Jahren täglich eine Monstranz oder einen Heiligen aus Thon verspeiste.

Das Erdessen erscheint, wie aus der mitgetheilten Uebersicht hervorgeht, zwar in allen Klimaten verbreitet, ist aber doch vorwiegend an die heiße Zone gebunden, wo eben die Natur der Nahrungsstoffe in Hülle und Fülle bietet. Eigentlicher Nahrungsmangel kann daher die Entstehungsursache nicht sein. Es ist sehr bedeutungsvoll, daß, wie Keller-Leuzinger bemerkt, der Hang zum Erdessen sogar bei sehr vielen Thierarten, sogar Vögeln auftritt; der einzige Jaguar bildet

eine Ausnahme. Bei den feuchten, lehmigen Gräben, welche in Brasilien unter dem Namen Barrieros bekannt sind, findet sich in mondhellen Nächten allerlei Gethier ein, was der Jäger, freilich auch der Jaguar wohl auszubeuten versteht. Die gesuchte Erde ist fast ohne Ausnahme Thonerde und unter allen Ländern, wo Geophagie vorkommt, ist keines, wo nicht die Malaria herrschte; mehrere gehören geradezu zu den verrufensten Malarialändern der Erde. Daraus hat schon vor nahezu 40 Jahren C. F. Heusinger geschlossen, daß das Vorkommen des Erdessens dem der Malaria-Chlorose gleich sei, nur daß diese auch schon erscheint, wo man noch nichts von herrschender Geophagie weiß, wenngleich sie sich schon unter den Thieren zu zeigen beginnt. Wie weit diese Ansicht sich Geltung verschafft hat, ist mir unbekannt; vielleicht ist es jedoch von Interesse daran zu erinnern, daß Heusinger noch zu folgenden Sätzen gelangt ist: die Geophagie Gesunder habe dieselbe Bedeutung wie das gleiche Symptom in der Malaria-Chlorose der Menschen und der Thiere; sie ist daher eine Folge der Wirkung des Malariagiftes auf das Gangliennervensystem. Es könne einfach an sich zwecklose oder selbst schädliche Aeußerung dieser Verstimmung des Nervensystems — es könne aber ebenso wohl eine zweckmäßige Aeußerung des Organismus, das instinktmäßige Verlangen nach dem Heilmittel sein. Für letztere Auffassung schien Heusinger das eingangs erwähnte praktische Handeln der griechischen und arabischen Aerzte zu sprechen, welche die Thonerde außerordentlich häufig in analogen

Krankheiten anwandten. Die griechische und arabische Medicin ist eben in Malarialändern erwachsen, die neuere Heilkunde aber auf fieberfreiem Boden, daher sich auch die Thonerde seit Jahrhunderten aus unserem Arzneischatz verloren hat.

Ist Thonerde in unseren Augen wenigstens gewiß keine Leckerei, so gilt dies ebensowenig von einem andern mineralischen Stoff, der zudem noch ein starkes Gift ist, vom Arsenik. Sollte man es glauben, daß es Menschen giebt, welche Arsenik zum Vergnügen und zwar nicht einmal in ganz geringen Dosen genießen, ohne Schaden zu nehmen? Nun wohl, solche Leute leben gar nicht selten mitten im Herzen unseres Erdtheils, in der grünen Steiermark. Sie haben die Gewohnheit, regelmäßige Dosen arseniger Säure, von zwei bis zu fünf Gran, täglich zu nehmen. Sehr zahlreiche Fälle solcher Arsenikesser sind ärztlich beglaubigt, und es steht fest, daß man diesen Giftstoff regelmäßig in Mengen genießt, die man gewöhnlich für zureichend hält, um augenblicklichen Tod herbeizuführen. Wir schweigen von einem andern, minder gefährlichen Gifte, dem Opium, welches in Indien und Ostasien massenhaft gegessen wird und leider auch schon in Europa, mehr noch in den Vereinigten Staaten Amerikas zahlreiche Anhänger gewonnen hat. Es ist das keine Leckerei im Sinne der Nahrung, sondern wird wegen seiner berauschenden und narkotischen Wirkungen mit deren psychischen Folgen genossen.

Soweit die Nahrung den beiden anderen Naturreichen entnommen wird, lassen die Menschen sich be-

kanntlich in Pflanzen- und in Fleischesser gruppiren. Es giebt nicht wenige Völker, welche sich nur an den Genuß von Pflanzenspeisen halten. Manche dieser vegetabilischen Gerichte mögen nun nicht immer unserem Geschmacke zusagen, im Allgemeinen läßt sich gegen sie nichts einwenden, und Verirrungen sind auf diesem Felde so gut wie ausgeschlossen. Anders bei den Fleischessern, bei welchen mitunter die seltsamsten Eß-gelüste anzutreffen sind. Blos fleischessende Völker sind selten, gewöhnlich läuft Pflanzenkost in geringerem Grade nebenher. Nur im höchsten Norden, wo der Boden nichts hervorbringt, sieht der Mensch sich aus-schließlich auf animalische Nahrung angewiesen. Be-merkenswerth ist blos, daß über die Rechtmäßigkeit und Schicklichkeit der thierischen Nahrung fast jede begin-nende Civilisation ihre Bedenklichkeiten gehabt hat. Von dem Genuß von Fleisch gefallener Thiere hält die Menschen im Allgemeinen tiefer Abscheu zurück. Dennoch kennt man Stämme, welche selbst davor nicht zurückschrecken. Sogar in Europa lebt ein solches Volk: die Zigeuner! Wachsende Gesittung hat dann in der Auswahl dessen, was wir zur Nahrung benutzen, einen unzweifelhaft sittlichen Geschmack gezeitigt und damit allmählich Grenzen gezogen, deren Werth und Bedeutung sich nur schwer auf bestimmte Begriffe bringen lassen. Culturvölker verwenden zur Nahrung fast ausschließlich Wirbelthiere, und selbst unter diesen sind die Amphibien niemals eine allgemein übliche Speise geworden; unter den Wirbellosen dagegen sind nur sehr vereinzelte, wie Krebse, Schnecken,

Hummern, Austern und andere Schalthiere anzuführen.

Was außerhalb dieses Kreises liegt, gilt uns als Geschmacksverirrung, und mit Erstaunen sehen wir manche Völker ihre Leckerbissen gerade aus den von unserer Gesittung verfehmten Gebieten holen. Das Außerordentlichste leisten in dieser Hinsicht die bezopften Söhne des Reiches der blumigen Mitte, welche sich den Hunger mit Affen-, Hunde- und Schlangenfleisch stillen, Ratten, Mäuse, verdorbene Eier, faule Fische nicht verschmähen und unter der Rubrik der Leckerbissen Fischlaich, Frösche, indianische Vogelnester und Meerschnecken verzeichnen. Obwohl Reis die Grundlage ihrer Nahrung bildet, sind die Chinesen im eigentlichen Sinne des Wortes Allesesser und genießen sogar die uns greulichen Holothurien, den Trepang. Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht rechten. Vieles beruht auch sicher auf Vorurtheil. Man verdenkt den Chinesen, daß sie Ratten verzehren, aber wer das Vorurtheil gegen dieses Geschöpf überwunden hat, wird finden, daß dessen Fleisch ganz zart ist. Die sonst so verwöhnten Pariser lernten dasselbe während der Belagerung schätzen. Ratten wurden mit Madeira und Oliven geschmort, gebratene Mäuse mit Polenta, Hundefilets mit kleinen Gurken, Katzenrücken mit Compott zur Tafel gebracht. Den Lieblingsbraten der schon erwähnten Zigeuner liefert der Igel, und wer denselben einmal gekostet hat, wird den Geschmack der braunen Pußtasöhne kaum verurtheilen.

Indes, gleichviel ob Vorurtheil, sicher ist, daß diese

Abneigung gegen gewisse Nahrungsmittel durch die wachsende Gesittung selbst herangezogen worden ist, in Folge deren der unbefangene Geschmack des gebildeten Menschen, allen Gegengründen zum Trotze, hartnäckig dabei bleibt, daß zwischen den verschiedenen Geschöpfen allerdings ein Unterschied der Reinheit und Unreinheit bestehe. Insekten zu essen, wird uns stets als ein Zeichen von Barbarei gelten, und in der That treffen wir diese Gepflogenheit auch nur bei niedrigen Menschenstämmen. In Südafrika werden die dort oft so verheerenden Heuschreckenschwärme zur Nahrung benutzt; geröstet sind die Thiere den eingeborenen Kaffern eine willkommene Leckerei. In Südfrankreich ist die soupe de hanneton nichts Unbekanntes, und auch unsere liebe Jugend weiß dem Maikäfer Geschmack abzugewinnen. Der Gebildete hält sich aber von derlei Genüssen fern. Theils ist es die Formlosigkeit dieser doch lebendigen Massen, was uns anwidert, theils manche unangenehme äußere Eigenschaften, wie die schlüpfrige Kälte, theils stört uns die Fremdartigkeit ihrer Gestalt und selbst ihre Kleinheit. Denn wenn wir auch thierische Stoffe, massenhafte Stücke Fleisch genießen, so hat es doch etwas Abschreckendes, ganze Organismen mit allen Apparaten ihrer Lebendigkeit, überhaupt etwas unzergliederbares Mannigfaches zu verzehren. So werden wir durch einen natürlichen Instinkt zur Aufzehrung der höheren Thierklassen gedrängt, deren Organisation der unseren näher steht, als es bei den Wirbelthieren der Fall ist.

Selbst unter diesen entscheidet jedoch der Geschmack.

Katzen werden in Paris, als Hasen zubereitet, den verwöhnten Feinschmeckern vorgesetzt, auch in Italien und anderen Ländern vom niedrigen Volke vielfach verzehrt, aber stets nur im Geheimen, niemals eingestandermaßen. Man schämt sich dieser Speise. Noch vielmehr trifft dies den Hund, den unsere Gesittung als Nahrungsmittel verabscheut; die Zahl der anders urtheilenden Völker ist sehr groß. In China ist er ein wahrer Leckerbissen. Hunde, besonders junge, werden ganz gewöhnlich zum Verzehren verkauft, und man sieht dieselben abgehäutet in den Fleischerläden friedlich neben Schweinen und Hammeln hängen. Daß dieselben auch vielen afrikanischen Völkern eine beliebte Speise sind, dürfte bekannt sein.

Die gesitteten Europäer scheiden aus der Liste ihrer Nahrungsmittel überhaupt höher organisirte Geschöpfe aus und sträuben sich beispielsweise Affen wegen ihrer Menschenähnlichkeit zu genießen. Nicht alle Völker theilen diese Scheu. Von vielen Indianerstämmen abgesehen, kommen auf den Fleischmärkten Brasiliens, wo auch Papageien und Ochsenfrösche als vorzügliche Speise gelten, täglich eine Menge Vierhänder zum Verkaufe, und junge Affen namentlich werden dort von den Feinschmeckern ihres zarten Fleisches wegen hochgeschätzt. Viele Barbaren — und zwar die begabtesten und tüchtigsten unter den sogenannten Naturvölkern — tragen bekanntlich kein Bedenken, selbst ihre Brüder aufzuspeisen; sie hegen in dieser Hinsicht keinerlei Vorurtheil. Der Menschenfraß war dereinst ziemlich allgemein und ist heute noch fast in allen Erdtheilen, in einigen sogar

stark verbreitet. Man weiß, daß nicht Hunger, auch selten religiöser Aberglaube Ursache dieser uns so greulichen Gepflogenheit ist, sondern hauptsächlich bloße Leckerei. Die Kannibalen wissen sogar sehr wohl die verschiedenen Menschen, mit denen sie in Berührung kommen, nach der Güte ihres Fleisches zu beurtheilen. Die Bewohner der Neuhebrideninsel Santos gaben den Offizieren des britischen Kriegsschiffes „Rosario" (1871) ihre Vorliebe für Menschenfleisch unverblümt dadurch zu erkennen, daß einer derselben auf einen recht beleibten Seelieutenant zuschritt, dessen Arme und Beine umfaßte und dann meinte: He very good kai-kai.

So nimmt denn, von wohlerzogenen Pudeln und Schoßhunden nicht zu reden, unter allen Säugethieren Homo sapiens die mannigfachsten Speisen zu sich. Es ist unglaublich, bemerkt sehr treffend Johannes Ziegler, was außer den bekannten Nahrungsmitteln auf der Erde von feinen und unfeinen Leuten alles gegessen und getrunken und — fügen wir hinzu — als Leckerbissen geschätzt wird: von der Chokolade bis zum Seehundsthran, vom Haselhuhn bis zur Heuschrecke, von der Sandtorte bis zur Baumrinde — alles, alles!





Das Bier und seine Verehrer.

Wahrscheinlich sage ich dem freundlichen Leser kaum etwas Neues mit der Bemerkung, daß das Reich des sagenhaften Gambrinus, des feisten flandrischen Königssohnes, weit größer, aber auch viel älter ist, als man denkt. Ganz wilde Völker allerdings kannten, als sie von den Europäern entdeckt wurden, überhaupt keine gegohrenen Getränke, folglich auch kein Bier. Die Aermsten waren zur Stillung ihres wohlberechtigten Durstes auf das von der Natur gespendete Naß angewiesen und sehr wahrscheinlich war auch den frühesten Vorfahren dieser Völker die edle Kunst, Getränke durch Gährung zu bereiten, unbekannt. Denn nach den geringen Neigungen zu urtheilen, welche die Menschen allerwärts den Temperenzbestrebungen entgegenbringen, läßt sich nicht wohl annehmen, der so verführerische Genuß geistiger Getränke sei jemals wieder in Vergessenheit gerathen, wo er einmal bekannt geworden war. In den meisten Gegenden nun, wo Getreide und Früchte angebaut wurden, mußte auch früher oder

später der Gährungsprozeß entdeckt werden, da er leicht beobachtet wird, wenn irgend ein geeigneter Fruchtsaft oder eine Art Maische durch Zufall stehen bleibt.

Obzwar mir nicht im Sinne liegt, hier einen Abriß der Geschichte des Bieres zu geben, sei doch die Bemerkung gestattet, daß das erste geschichtlich nachweisbare Bier jenes ist, welches die alten Aegypter schon vor Jahrtausenden aus Gerste brauten und „Hag" nannten. Gar so übel muß das Gebräu etliche Jahrtausende vor der Gründung des Münchener Hofbrauhauses nicht gemundet haben, da laut altägyptischen Urkunden nicht bloß das gemeine Volk, sondern auch die Prinzen vom Blute der Pharaonen und die vornehmsten Priester des hunderttthorigen Theben nach ihrem Tode im Himmelreiche sich am Genusse von Bier und Gänsebraten erlaben. Die berühmteste Bierstadt Aegyptens, das Pilsen der Tage des Rhamses, scheint Pelusium gewesen zu sein, und es muthet uns wahrlich recht heimathlich an, wenn wir beim ehrwürdigen Columella schon Rapunzel und Rettige als Reizmittel bei den Pokalen des pelusischen Bieres genannt finden. Wie die alten Aegypter sich zu der bedeutsamen Frage verhielten, ob das Hag aus steinernen oder gläsernen Gefäßen zu trinken sei, wissen wir freilich nicht, wenigstens habe ich nichts darüber in Erfahrung bringen können. Außerdem wurde auch in Alexandrien, der Gelehrtenstadt, viel Bier gebraut, gerade kein Wunder, da, wie die deutschen Universitäten schlagend beweisen, Gelehrsamkeit und Bier einander keineswegs ausschließen. Das muß schon damals so gewesen sein,

denn gelehrte Aegyptologen haben festgestellt, daß auch in Aegypten an den hohen Schulen des Frühschoppens wegen das Tempelkolleg geschwänzt worden und die Studenten bei ihren Kommersen sich übernommen haben, jedenfalls ein achtenswerther Beweis für die Güte des Stoffes in so alter Zeit. Es existiert eine in einem Grabe gefundene Papyrusschrift, in welcher ein alter Herr, Namens Ameneman, seinem Schüler Petaur Vorwürfe macht, daß er den ganzen Tag in den Schänken liege, um das „verfluchte Hag" zu trinken. Nach der Uebersetzung des Professor Lauth heißt es in dieser Epistel unter Anderem: „Es ist mir gesagt worden, Du vernachlässigest das Studium und gehst von Kneipe zu Kneipe. Wer nach Bier riecht, ist für Alle abstoßend, der Biergeruch hält Alle fern, er macht Deine Seele verhärtet. Du findest für gut, eine Wand einzurennen und das Bretterthor zu durchbrechen .... Dein Ruf ist notorisch, es liegt des Suffes auf Deinem Gesichte; thue doch nicht die Krüge in Deine Gedanken, vergiß doch die Trinkbecher .... Du trommelst auf Deinem Bauch, Du strauchelst, Du fällst auf Deinen Bauch." Zu Strabos Zeit wurde Bier, das er „Gerstenwein" (Zythos) nennt, in Alexandrien ganz allgemein getrunken und soll sogar oft mit Schuld an den berüchtigten Tumulten des dortigen Pöbels gewesen sein. Die Bereitung des Gerstenbieres als Ersatz des Weines soll aber kein Geringerer als Osiris selbst gelehrt haben. Jedenfalls war die nützliche Erfindung in Aegypten uralt und der gelehrte Tylor meint, die Kunst des Bierbrauens sei vielleicht aus Aegypten nach Europa gekommen.

Einige Spuren im alten Testamente weisen darauf hin, daß die Israeliten das ägyptische Gerstenbierrecept mit nach Kanaan genommen haben; sie tranken davon zwei Sorten, ein weißes und leichtes, das „Chithem“, und ein rothes und starkes, das „Carin“. Wenn irgendwo eine Gegend zum Weinbau ungeeignet war, sagt Diodor von Sicilien, so wurde aus Gerste ein Trank bereitet, welcher dem Rebensafte an Geist und Wirkung wenig nachgab. Herodot, Archilochos, Sophokles und Aeschylos, sie alle nennen das Bier wie Strabo Gerstenwein; denn auch den wackeren Hellenen war das Bier nicht völlig unbekannt, da ihre Nachbarn, die Thraker, es liebten, und auch die Völker des nördlichen Kleinasien Bier tranken. Die Zehntausend Xenophon's machten Bekanntschaft mit dem armenischen Biere, als sie von den karduchischen Gebirgen herabgestiegen waren. Sie fanden in den Dörfern Kessel voll Gerstenwein, aber noch vermischt mit der Gerste selbst; deßhalb bediente man sich zum Trinken auch kleiner Rohrhalme, ähnlich wie heute beim Sherry-Cobbler. Das Getränk wird als berauschend geschildert und Xenophon bemerkt ausdrücklich, daß es sehr lieblich schmecke, wenn man sich daran gewöhnt habe. Plinius dagegen nennt es einen abscheulichen Trank, der die Menschen weit stärker berausche als der Wein. Weiß der liebe Himmel, was für ein Bier der gelehrte Naturforscher getrunken haben mag! Tacitus, der doch sonst fast alles an den Germanen lobt, sagt, ihr Gebräu, aus Gerste oder Weizen, habe eine gewisse Aehnlichkeit mit schlechtem Wein. Er und Diodor erwähnen erst

das Bier als germanisch, der frühere Cäsar aber noch nicht. Es war's auch ursprünglich nicht, denn aus Getreide bereitete Getränke waren über den ganzen Norden Europas verbreitet und auch die Kelten in Gallien und Spanien waren in Bereitung und Vertilgung des Gerstenweins sehr erfahren. Im mittleren Frankreich war um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Bier unter dem Namen „Korma" noch eigentliches Volksgetränk und erhielt sich in Nordfrankreich, Belgien und England während des römischen Kaiserreiches bis zum Mittelalter und auf den heutigen Tag.

Ist die Bierbereitung demnach schon uralt, so ist sie auch bei einer großen Menge der verschiedensten Völker verbreitet. Die Chinesen bedienen sich schon seit Jahrtausenden des Bieres; auch die Japaner kennen es, aber auch sehr viele Völker geringerer Cultur verstehen sich auf's Brauen. Was sie zusammenbrauen, will ich zwar mit Spatenbräu oder gar Pilsener entfernt nicht auf eine Stufe stellen, muß aber doch sagen, daß sogar europäische Gaumen vor manchen dieser einheimischen Erzeugnisse nicht ohne Achtung sind. Wahre Bierschlemmer sind geradezu die Schwarzen Afrikas, Neger wie Kaffern. Sie stellen ihre Biere in mancherlei Weise her. In Abessinien wird das Getränk meist aus Gerste und Dagussa, in der Region der sogenannten Kolla und im Sudan von Büschelmais, in Kordofan von „Dochn" (Pennisetum) und „Durrah", das ist Negerhirse, auch Kafferkorn genannt (Sorghum) fabricirt. Man bäckt zu dem Ende dünne Brodkuchen, die in

Wasser gebrockt werden. Nach zwei Tagen wird gewöhnlich keimende Gerste zugesetzt, die den Gährungsproceß noch befördert. Man nennt diese Getränke „Asalia", „Bilbil", hauptsächlich aber „Merissah", und sie unterscheiden sich bloß in ihrer Bereitungsweise; mancher Reisende vermag ihnen keinen Geschmack abzugewinnen, sie bilden aber ein beliebtes Nahrungsmittel. In Abessinien benützt es allerdings meist blos die ärmere Klasse und genießt die Merissah theils vergohren, theils schon während des Gährungsprozesses, in ersterem Falle in Töpfe gesetzt und verpfropft, wobei sich die ganz klare bierfarbige Flüssigkeit vom Satze säubert. Dieses Bier ist ziemlich berauschend, durststillend, aber auch ungemein sättigend, so daß man wenig Bedürfniß nach anderer Nahrung fühlt. Mein verstorbener Freund Gustav Nachtigal, welcher während seiner langjährigen Wanderung im Sudan mehr Merissah schlucken mußte, als ihm lieb war, versichert sogar, daß der Merissahtrinker mit der Zeit einen hochgradigen Widerwillen gegen alle mehlhaltigen Speisen gewinne. Dabei aber setze es in Erstaunen, wie lange die Leute den übermäßigen Genuß von alkoholischen Getränken ertragen und wie rüstig und kräftig sie dabei bleiben. Im muhammedanischen Sudan bereitet man die Merissah, deren Gebrauch im ganzen östlichen Sudan, wenig aber mehr im Negerreiche Bornu verbreitet ist, aus gegohrenem Sorghum-Mehlteige auf kaltem Wege, auf warmem Wege und mit größerer Mühe den „Bilbil", beide Getränke sind aber, so urtheilt Schweinfurth, nach unseren Begriffen nicht viel besser als gesäuerter

Kleister, und selbst die „Busa" der Aegypter ist nur ein solcher von Weizenmehl.

Im Lande der Niamniam, dieser edlen Menschenfresser, welche der eben genannte Gewährsmann zuerst ausführlicher geschildert hat, tritt eine neue Getreideart auf, die Eleusine, und das aus ihr hergestellte Getränk verdient in der That und beansprucht vermöge seiner Bereitungsart, ein Bier genannt zu werden. Es ist völlig klar, von rothbrauner Farbe, wird aus regelrecht gemalztem Korn gebraut und besitzt auch ohne anderweitige Zuthat eine angenehme Bitterkeit, welche ihm die dunkle Schale des Korns ertheilt. In wie hohem Grade die Niamniam dem Biergenusse ergeben sind, geht aus der Art, wie sie ihre Kornvorräthe aufspeichern, zur Genüge hervor. Auf jedes Wohnhaus kommen nämlich in der Regel drei Kornspeicher, und von diesen enthalten nur zwei das zur Mehlkost erforderliche Korn; der dritte aber ist ausschließlich mit solchem in gemalztem Zustande angefüllt. Die Bierbereitung aus gemalztem Eleusinekorn ist über sehr viele Negerländer und bis zu den Kaffern in Ost- und Südafrika verbreitet. Ein dieser Race angehöriger Stamm, die Makalaka, verwenden ganz besondere Sorgfalt darauf. Ueberhaupt verdienen die Kaffern nicht, daß die deutsche Studentensprache ihrem Namen einen so wenig schmeichelhaften Beigeschmack gibt, denn sie verstehen sich ganz gründlich auf's Zechen und kennen kein größeres Gaudium als um große Töpfe „Utyaka", ihres Durrahbieres, herum zu sitzen, zu trinken, zu rauchen, zu schnupfen und zu schwätzen. Steht irgend ein Fest

oder sonst ein feierlicher Akt bevor, so werden große Mengen dieses Bieres gebraut und alle Freunde und Nachbarn eingeladen an der Fröhlichkeit theilzunehmen.

In Ost- und Mittelafrika ist allenthalben ein Bier gebräuchlich, das „Pombe" genannt wird und mit den oben erwähnten Sorten so ziemlich übereinstimmt. In Unyamwesi, dem „Mondlande", gehört das Brauen des Pombe zu den täglichen Beschäftigungen der Frauen. Es wird aus zwei Hirsearten bereitet, die man genau wie bei uns die Gerste zuvor in Malz übergehen läßt. Hierauf wird gewöhnlich mitten im Dorfe eine Gasse von Brennholz gebaut, dazwischen Gefäße mit Malz und Wasser gesetzt, das Holz angezündet und das Bier gesotten. Nach drei Tagen ist die Gährung vollzogen und das Getränk genießbar. Es besitzt die Stärke von Dünnbier, das Aussehen von Maische, schmeckt aber sehr lecker und ist sehr nahrhaft. Im Innern wird das Pombe ungemein stark hergestellt und umnebelt daher sehr häufig die schwarze Menschheit. So lernte Stanley im Fürsten von Kagehyi, Namens Kaduma, einen centralafrikanischen Zechbruder gediegenster Sorte kennen, dem der große Krug mit schaumbedecktem Pombe nie fehlen durfte. Kaduma's Lieblingsbecher bestand aus einem ausgehöhlten Kürbis von regelmäßiger Form und vermochte wohl ein Quart zu fassen. Der Herrscher von Unyoro läßt aber gar ungeheure Gefäße voll starken Pombebieres brauen und dieses soll als eine Probe dienen, um die Tapfern und die Feiglinge unter seinen Kriegern nachzuweisen! Die großen Töpfe, gleichsam Probirtiegel für die echte Tapferkeit, werden

vor dem Monarchen aufgestellt, dann treten die Krieger heran und berichten einer nach dem andern von ihren Heldenthaten. Nur Jener, welchen der Beifall seiner Genossen danach für würdig erklärt, darf dann vom Probebier trinken. Wie mir scheint, kommt übrigens der Name Pombe nicht blos dem Hirsebier allein, sondern allen bierartigen Getränken in Ostafrika überhaupt zu. Oskar Baumann erwähnt wenigstens unter diesem Namen eines aus Zuckerrohr zubereiteten Nationalgetränkes, welches vollständig mit der am oberen Congo üblichen „Massange“ übereinstimmt, frisch, sehr angenehm und weit besser schmeckt, als das Hirsebier. Stanley in seinem neuesten Reisewerk gedenkt ebenfalls dieses gegohrenen Bieres aus Zuckerrohr, das er äußerst kräftig fand. Es war dies bei den Bangala, auf dem Marsch vom Stanley Pool des Congo nach Jambuja, also recht im Herzen des schwarzen Erdtheils. Ueberall in diesen Gegenden ist auch der Maniok- oder Kassavestrauch einheimisch und wird wegen seiner fleischigen, oft 15 Kilogramm schweren und stärkemehlhaltigen Wurzeln häufig angebaut. Auch daraus gewinnen die Eingeborenen ein Bier, das in frischem Zustande süß und vorzüglich mundet.

Das Reich des Gambrinus beschränkt sich indeß nicht auf die alte Welt. Auch über dem Weltmeere drüben schwingt er sein Scepter, und nicht blos bei den zahlreichen Nachkommen der Europäer — das ist geradezu selbstverständlich. Jedermann weiß von dem großen Bierverbrauch in den Vereinigten Staaten, hat gehört von dem dortigen Aufblühen des Braugewerbes,

das natürlich die deutschen Einwanderer ins Leben riefen und zumeist auch in Nahrung setzen. Ebenso wird auch in den deutschen Kolonien Brasiliens und überhaupt überall, wo Deutsche in größerer Menge sich niederlassen, Bier nach deutscher Art gebraut. Aber nicht von diesem will ich sprechen, sondern bemerken, daß im spanischen Amerika allerwärts bierartige Getränke unter verschiedenen Bezeichnungen beim niederen eingeborenen Volke heimisch sind. Einer der gebräuchlichsten Namen dafür ist „Chicha", der von Peru aus sich über das übrige spanische Amerika verbreitet hat. Der peruanische Chicha ist nun eine Art Bier aus Mais und war schon vor der Eroberung Perus durch die Spanier das allgemein beliebte Getränk der Indianer. Man befeuchtet die Körner, läßt sie keimen und dörrt sie an der Sonne; dann werden sie zerstampft, in Wasser gekocht und der Gährung überlassen. Die Flüssigkeit sieht gelb und trübe aus und hat einen wenig bitteren, scharfen Geschmack, der Fremden in der Regel nicht besonders behagt, daher man unter ihnen nur selten „Chicheros" trifft. In Lima wird die Chicha hauptsächlich in den eigenthümlichen, gewöhnlich sehr schmutzigen Speisehäusern ausgeschänkt, die als „Picanterias" bekannt sind. In einigen Theilen der Stadt ist fast jeder zweite Laden eine Picanteria, um welche sich die Wasser- und Packträger, die Neger- und Indianerarbeiter in Schwärmen zusammendrängen. Dort werden nur „Picantes" zubereitet, das sind Speisen, die mit einer sehr großen Masse spanischen Pfeffers gewürzt — papricirt sind. Dazu trinkt man

Chicha und diese wird in großen Gläsern kredenzt, an deren Rande man den fettigen Ansatz der Lippen seines Vorgängers erkennt. Da bei der Bereitung der Chicha die klarere Flüssigkeit vom Brei nicht abgegossen wird, so bildet sich in den „Botijas“ (hohen Thongefäßen), in denen sie aufbewahrt wird, ein sehr dicker Bodensatz. Verlangt man Chicha, so wird man gefragt, ob man „Bomba ariba“ (vom oberen, klaren) oder „Bomba abajo“ (vom Niederschlage) wolle; wird Letzteres gefordert, so erhält man ein Glas voll Flüssigkeit, an der man mehr zu kauen als zu trinken hat. Die echten Chicheros ziehen aber Bomba abajo vor.

Man macht auch Chicha von Reis, Erbsen, Gerste, Jucca, einer sehr schmackhaften Wurzel, von Ananas und von Brod. Die gewöhnlichste ist aber die von Mais. In Guatemala wird Chicha hauptsächlich in der sogenannten Tierra fria, den kühleren Hochlanden erzeugt, gleichfalls meistens aus Mais, dem man aber Honig oder Panela zusetzt und einige Früchte des Jocote-Baumes als Würze beigibt. Sie wird in beträchtlichen Mengen in halbkugeligen gebrannten Tassen oder aus „Guacales“ (Kürbisschalen) warm genossen und berauscht rasch und ausgiebig. Der Zuspruch zu den „Chicherias“ ist sehr stark, so daß deren Inhaber, trotz hoher Steuern, sich gemeiniglich rasch bereichern. In Mexiko erfreuen sich die Indianer am Genusse einer Chicha, welche dort „Pulque“ heißt. Die Lokale, wo dieser Nektar ausgeschänkt wird, die „Pulquerias“, sind zumeist offene Trinkhallen mit langen Schänktischen, wo die Meisten stehend ihr Quantum vertilgen. Dichte

Gruppen stehen umher, die gefüllte Schale geht von Mund zu Mund, und die Rede fließt den köstlichen Tropfen zu preisen; die Weiber setzen sich auf den Boden, nehmen die Kinder vom Rücken, legen das Kleine an die Brust und stopfen dem Größern den Mund mit einem „Cocole“ (kleines, süßes Schwarzbrod), aber thun mitunter auch selbst einen tiefen Blick in die Pulqueschale, wenn der Ehemann oder ein galanter Nachbar sie reicht. Denn der Pulque ist auf der ganzen mexikanischen Hochebene das beliebte National=getränk, das vollkommen unser Bier und unsern Wein ersetzt und dadurch den Genuß des Branntweins, wenigstens in den niederen Klassen, heilsam beschränkt. Er wird aus der auch sonst sehr nützlichen Maguey=pflanze (Agave americana) gewonnen und meistens aus großen Gläsern getrunken, von denen viele gegen drei Viertelliter halten. Oder man schänkt ihn aus ebenso großen weißen Flaschen ein, in denen seine etwas durchscheinend milchweiße Farbe vortheilhaft zur Geltung kommt. Im Beginn der Gährung, wo er noch vielen Zuckerstoff enthält, heißt er „Pulque dulce“, in den späteren Stadien, wo die Kohlensäure= und Weingeist=bildung so ziemlich allen Zucker aufgezehrt hat, „Pulque fuerte“. Er schäumt nur schwach, da man ihn nicht fest verschlossen hält, aber im Geschmack macht sich die Kohlensäure durch ein angenehmes Prickeln bemerkbar. Sein Geruch erinnert manchmal an den haut-goût alten Fleisches, oder selbst an Käse, was wohl von den Häuten herkommt, in denen er gährt, und den Schläu=chen, in denen er versandt wird; aber nicht aller Pulque

hat diesen Geruch. Den Geschmack der besseren Sorte kann man sich vielleicht am besten vorstellen, wenn man sich starken Weinmost in den letzten Stadien der Gährung mit trockenem Weißbrod versetzt denkt. Doch ist der Geschmack immer etwas milder, als von Most, weil der gute Pulque eine zähe Consistenz hat, die beim allerbesten bis zum Fadenziehen gehen soll und die seine Schärfe gewissermaßen einhüllt. Auch in der rasch eintretenden und starken Berauschung, die er hervorbringt, gleicht er dem gährenden Most mehr, als eigentlichem Bier.

Na, das wäre doch gewiß eine ganz stattliche Reihe von Versuchen im Reiche des Gambrinus, die ich noch stark verlängern könnte, wollte ich auch uns näher gerückte Völker herbeiziehen. Ich breche aber lieber ab! Nun, man weiß es ja längst, das Bier hat in unserem großen Zeitalter seinen Triumphzug angetreten, und wehe unseren Enkeln, die unter einer solchen Conjunctur geboren werden. Das Bier hat die alten Weinländer überfallen und ist insbesondere dem kosmopolitischen Deutschen auf seiner Verbreitung durch die Welt gefolgt.





Pfeife und Cigarre.

Es ist doch ein köstlich Ding um den feinen Duft einer edlen Havana, wenn der Rauch in zarten blauen Ringeln emporschwebt und die mattweiße Asche mit den kleinen schwärzlichen Pünktchen immer länger und länger an der Spitze sich ansetzt. Traurige Zeiten das, möchte man ausrufen, denen der Genuß des jetzt so geschätzten Glimmstengels noch fremd war! Je nun, unsere Altvordern ließen sich dafür ihr Pfeifchen munden, und das „Pfeifchen" war unter Umständen nicht selten ein recht respektabler Pfeifenkopf. Freilich, einmal, einmal, da gab's auch das nicht, und das ganze Mittelalter hindurch wußte die europäische Menschheit nichts von der Freude am Rauchen. Ist doch der Tabak uns erst nach der Entdeckung Amerikas bekannt geworden, und die Sitte, sein Kraut zu rauchen, ist ebenfalls den Rothhäuten abgelauscht worden. Ich will's dahingestellt sein lassen, ob es für uns Europäer spreche, daß wir uns dem Brauche roher Naturmenschen willig beugten und ihm alsbald so viel Geschmack abgewannen, daß

uns der Tabak ein unentbehrliches Genußmittel geworden ist. Thatsache ist, ganz Europa — mit wenigen Ausnahmen — raucht, aber — daß ist das Merkwürdige — fast die ganze übrige Welt dazu! Sie sind dünne gesäet auf Erden die Völker oder Stämme, welche den Tabak verschmähen oder die nicht gierig danach griffen, wenn sie ihn einmal kennen gelernt haben. Das Rauchen ist ihnen häufig eine weit größere Leidenschaft als uns, eine Leidenschaft, die man nahezu eine allgemein menschliche zu nennen versucht wäre.

Wer da sagen könnte, wie das Rauchen in die Welt gekommen ist! Die Gelehrten wissen's nicht, aber in den Dekkan (Kaufläden) Persiens hört man oft eine Geschichte erzählen, welche hier an ihrer Stelle sein dürfte: In den guten alten Tagen, als die Zeit noch jung war und Jeder so viel hatte, als er wünschte, lebte zu Mekka ein junger Mann, welcher so gut und tugendhaft war, wie junge Männer damals zu sein pflegten und wie sie es jetzt sein sollten. Er hatte viele Schätze, allein keinen schlug er höher an, keinen hütete er sorgsamer und zärtlicher, als ein schönes, tugendhaftes Weib. Ach, sie wurde krank und starb. Vergebens bot er die ganze Kraft seiner Seele auf, um diesem Schlage nicht zu unterliegen. Er suchte sich auf Reisen zu zerstreuen, er nahm die vier schönsten Jungfrauen von Mekka zu Gemahlinnen, wie der Prophet es ihm erlaubte; nichts aber konnte ihm den Verlust der kostbaren Perle aus dem Sinne bringen und der Kummer zehrte sichtbar an dem Marke seines Lebens. In dieser Noth beschloß er, einen frommen Mann zu

besuchen, dessen Weisheit er oft hatte rühmen hören. Er wohnte tief in der Wüste, in einer einsamen Felsenzelle; der junge Mann suchte ihn auf und der fromme Einsiedler empfing ihn, wie ein Vater den Sohn empfängt, auf den er stolz ist. Er bat ihn, sein Herz vor ihm zu erschließen, und als er die Leidensgeschichte vernommen hatte, sagte er: „Mein Sohn, gehe an Deines Weibes Grab; Du wirst dort ein Kraut finden; pflücke es, stecke es in ein Rohr und ziehe, nachdem Du es angezündet, den Rauch ein; dies wird Dein Weib, Dein Vater, Deine Mutter, Dein Bruder, vor Allem aber ein kluger Rathgeber sein; es wird Deine Seele Weisheit lehren und Deinen Geist erheitern."

Die Fabel entspricht ganz den Anschauungen des Morgenlandes, wo bekanntlich das Tabakrauchen noch viel allgemeiner ist als bei uns. Nur die strenge Sekte der Wahabiten in Arabien erachtet das Rauchen für schändlich, und als eine größere Sünde denn Mord oder Ehebruch. Sonst wird man im Orient selten einen Mann oder ein Weib finden, die nicht Tabak rauchen. So wie man in ein Haus tritt, ist das Darbieten eines Rauchwerkzeuges etwas ebenso Natürliches, wie man zum Niedersitzen gebeten wird. Wie ist nun das Tabakrauchen im Orient aufgekommen? Eine offene, noch ungelöste Frage, denn man kann kaum annehmen, daß es aus Amerika dahin verpflanzt worden sei. Die Sitte ist weit älter; ja, das britische Museum zu London besitzt einen zu Mossul gefundenen assyrischen Thoncylinder, einen König darstellend, der aus einem runden Gefäßchen, an welchem ein Rohr an=

gebracht ist, den Rauch einsaugt. Danach dürfte sich die Tabakspfeife eines geradezu Ehrfurcht gebietenden Alters rühmen! Aber auch ohne dieses ist kaum zu denken, daß in der vergleichsweise kurzen Zeit, seitdem die neue Welt entdeckt worden ist, diese Sitte den Weg bis an das entlegenste Ende von Asien sollte gefunden haben, denn der Birmane raucht wie wir, ja sogar der Wilde Ceylons braucht seine Hand als Tabaksbehälter und zieht aus derselben den Tabaksqualm ein. In China, diesem uralten Culturlande, das jeglicher Neuerung sich bis jüngst unzugänglich erwies, raucht man allgemein Tabak, und Niemand erinnert sich dort des Ursprungs der Sitte. In den Gräbern, welche die Engländer bei ihren kriegerischen Einfällen dort öffnen ließen, fand sich stets eine Pfeife neben dem Todten, damit er eine Art Erquickung fände, wenn er aus seiner „traumlosen Ruhe“ erwachte.

Ueberblickt man das große Weltreich der Raucher, so wird man sofort inne, wie zwei Königinnen sich in dessen Herrschaft theilen: die Pfeife und die Cigarre. Die Cigarrette ist nur eine Tochter der letzteren. Die ausgedehnteste Verbreitung, sozusagen das älteste angestammteste Recht behauptet allerdings die Pfeife. Man kennt sie in Asien unter mehr als hundertfünfzig Namen. Auch im dunklen Erdtheile schwingt die Pfeife ihr Scepter. Die meisten Neger sind große Raucher. Ueberall verbreitet unter ihnen ist der Bau zweier Tabakarten: des virginischen und des Bauerntabaks. Von ersterer Art ist es so gut als gewiß, daß sie erst in den wenigen Jahrhunderten seit der Entdeckung

Amerikas ihren Weg nach der alten Welt gefunden hat. Kein Gewächs hat, wie dieses, alle Schranken zu überwinden gewußt, welche sich seiner Verbreitung entgegenstellten, und man muß staunen, daß selbst Afrika, dieser massige Koloß, trotz aller Verschlossenheit gegen Culturbestrebungen jeglicher Art, den virginischen Tabak bis zu seinem innersten Herzen hat vordringen lassen. Bezeichnend ist der Umstand, daß fast alle Völker vom Niger bis zum Nil kein einziges Wort in ihrer Sprache besitzen, um diese Pflanze zu bezeichnen. Dagegen könnte der Bauerntabak wohl ein einheimisches Gewächs sein, da mehrere Stämme Mittelafrikas diese Art mit einem eigenen Namen bezeichnen. Jedenfalls haben die Afrikaner an Erfindungsgabe, die verschiedensten Rauchwerkzeuge herzustellen, von den einfachsten bis zu den zusammengesetztesten, alle übrigen Völker übertroffen. Obwohl nun auf den altägyptischen Denkmälern keine Spur vorhanden ist, die auf die Sitte des Rauchens deutete, so glaube ich, hat doch Georg Schweinfurth Recht mit seiner Vermuthung, daß die Afrikaner vielleicht nur aus dem Grunde die schnellere Verbreitung des ausländischen Tabaks begünstigten, weil ihnen, sei es der Bauerntabak als einheimisches Gewächs, sei es ein anderes Kraut, welches als Reizmittel diente, bereits die Form des Raucheinziehens zur Gewohnheit geworden war. Die meisten Beobachter stimmen darin überein, daß Rauchen beim Neger eine fast noch größere Rolle spiele, als bei uns. Hugo Zöller bezeugt dies für die Dualla in Kamerun, Wilson und Felkin von den Bewohnern des jetzt vielgenannten Uganda. Sie sind

große Raucher und die Frauen stehen hierin den Männern nicht nach. Im oberen Nilgebiete hat sich leidenschaftliches Tabakrauchen seit alten Zeiten, als noch kein Verkehr mit den Ländern des Islam herrschte, eingebürgert und die Pfeife ist hier allgemein. Schilluk und Dinka, nackte Wilde, die Europas übertünchte Höflichkeit noch keineswegs kennen, bedienen sich ganz kolossaler Pfeifenköpfe. Ein gewaltiges Rohr mündet in einen kleinen Flaschenkürbis, welcher als Mundstück dient und mit fein zertheiltem Bast gefüllt wird, um die narkotischen Oele aufzusaugen. Was wir Denikotinisirung nennen, ist also eine altafrikanische Erfindung, die sich in der That bei allen Völkern jenes Gebietes wiederholt; hier aber, wo der Tabak nur kümmerlich gedeiht, dient sie zu einem doppelten Zweck, die Spitze läßt sich nämlich abnehmen und der mit Tabaksöl gesättigte Bast wird nachträglich gekaut. Noch weit unappetitlicher rauchen die benachbarten Bongo oder Dorneger. Auch hier geht die gemeinschaftliche Pfeife von Hand zu Hand, der Bastknäuel aber, welcher die scharfen Oele aufsaugen soll, wird nicht in das erweiterte Rohr der Pfeife, sondern einfach in die Mundhöhle des Rauchenden gesteckt; zusammen mit der Pfeife die Runde machend, wandert derselbe aus einem Munde in den andern. Die Bongo bauen einen Tabak von außerordentlich scharfem Geruch; die kleinen dicken Blätter werden in Gestalt fester Kuchen im Mörser zusammengestampft, in Formen gepreßt und getrocknet. Davon bröckelt man sich nach Belieben ab, zerreibt die Masse zwischen Steinen und raucht aus langrohrigen

Pfeifen, deren Köpfe sehr zierlich aus Thon geformt werden. Die Leidenschaft der Bongo im Rauchen geht so weit, daß nur völlig sinnlose Betäubung ihnen Genuß zu verschaffen scheint. Von den Bari, gleichfalls in der oberen Nilregion, berichtet unser verstorbener Landsmann Ernst Marno, sie seien leidenschaftliche Tabakraucher, und zwar beide Geschlechter. Sie bauen daher auch das vielgeliebte Kraut, dessen Blätter aber noch unreif gesammelt, zusammengeknetet und in kleine Laibchen oder Cylinder geformt werden. Ihre Pfeifen sind nicht die riesigen, unförmigen Töpfe der Dinka und Schilluk, sondern kleiner, zierlicher, ähnlich der Form des türkischen Tschibuk. Die Art des Rauchens ist aber, wie bei den übrigen Negerstämmen eine sonderbare, verräth ein gewisses Raffinement; sie geben sich demselben mit Leidenschaft und häufig in Gesellschaft hin. Eine Pfeife um die andere wird nie geraucht und selten eine Pfeife nur von einer Person. Aus der durch einige Holzkohlen in Brand gesetzten Pfeife werden zuerst einige lange, tiefe Züge gethan und der Rauch durch Mund und Nasenlöcher wieder ausgeblasen; die folgenden Züge geschehen nun mit Anwendung aller Muskeln des Mundes, der Brust und des Bauches, der Rauch wird vollkommen geschluckt, ein Mund voll Wasser darauf getrunken und dieses mehrere Male wiederholt, bis eine Art Rausch eintritt und die Pfeife zum Nächsten wandert. Nach einiger Zeit gibt der Betäubte das genossene Wasser und dichte Rauchwolken wieder von sich und liegt halb ohnmächtig und recht katzenjämmerlich da. Es war aber doch ein Plaisir!

Bei den Papua von Doreh ist das Tabakrauchen sehr allgemein, zu welchem, wie Herr von Rosenberg meldet, etwas Tabak und ein Stückchen eines Pisangblattes gewickelt wird. Man darf dies wohl als einen Anfang der Cigarre deuten, wenn man lieber will der Cigarette, deren Verbreitung im malayischen Archipel anhebt und sich über ganz Hinterindien erstreckt. Schon bei den Dayak Borneos sind, neben der Pfeife, Cigaretten ungemein beliebt; sie bestehen aus einem wenig Tabak in ein Bananenblatt gewickelt. Auf Java raucht man Cigaretten, zu deren Hülle man allgemein die Kolbenscheiden des Mais benützt; solche Cigaretten beginnen die Kinder der Eingeborenen schon zu rauchen, sobald sie von der Mutterbrust entwöhnt sind; an Stelle der Maiskolbenhüllblätter tritt mitunter das Blatt der Arengazuckerpalme. In Kambodscha bevorzugt man Cigaretten von beträchtlicher Größe, größer als unsere Cigarren; es wird ein fein geschnittener Tabak in frische oder meist trockene Bananenblätter spitz eingerollt, und solche spitzgedrehte Cigaretten werden auch in Annam viel verbraucht. In allen diesen Ländern lernen die Kinder das Rauchen sehr zeitig, und Mädchen wie Frauen sind gleich eifrig darin. Den niedrigen Volksklassen in Annam kann der Fremde aber keine größere Freude bereiten, als wenn er ihnen einen glimmenden Cigarrenstummel schenkt; der wandert dann aus einem Mund in den andern. Wirkliche Cigarren werden in Manila, dann aber auch in Birma gemacht. Die keilförmigen Manilacigarren brennt man am dünnen Ende an, also umgekehrt als in Europa.

Die birmanischen Cigarren sind sehr groß; am auffallendsten und beliebtesten sind jene zwanzig Centimeter langen und zwei Centimeter dicken Cigarren mit Bambublatt umwickelt, die namentlich von birmanischen Frauen bevorzugt werden; denn beide Geschlechter auf allen Altersstufen rauchen diese „Cherfots“; selbst Kinder feiner Birmanen erblickt man mit solch' niedlichen Glimmstengeln, und der Amerikaner Frank Vincent behauptet, die Rauchwuth der birmanischen Knaben übertreffe selbst die der Buben seines Heimatlandes.

Das eigentliche Vaterland der Cigarre bleibt aber die neue Welt. Nach Deutschland kam das Tabakrauchen, gegen welches bekanntlich geistliche und weltliche Mächte eiferten, im Jahre 1622, als es englische und holländische Truppen nach dem Rhein und Main brachten, von wo es durch den dreißigjährigen Krieg bald in andere Theile Deutschlands gelangte. Cigarren wurden aber erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die französischen Heere bekannt; doch währte es noch lange, ehe sie allgemeinen Eingang fanden. Noch vor einem Jahrhundert waren Cigarren in Deutschland lediglich in der Form von Geschenken gebräuchlich. Erst im Jahre 1796 wurde das Cigarrenrauchen in Hamburg Mode und hat seitdem einen besonderen Industriezweig ins Leben gerufen, der in Bremen und den nahegelegenen Grenzorten Hannovers, in Sachsen, Westphalen und der badischen Pfalz am üppigsten blüht. Nach eigenem Geständnis wird eine treffliche Waare erzeugt, Feinschmecker freilich bitten den Himmel, sie mit solcher Heimsuchung zu verschonen.

Wer aber auch keinen so schroffen Standpunkt einnimmt, muß zugeben, daß einzelne Sorten geeignet sind, bittere Todfeindschaft unter sonst guten Freunden zu erwecken. Nur schaudernd zum Beispiel gedenkt gar Mancher der Leistungen der verflossenen Straßburger Tabakfabrik und freut sich herzinnig, daß sie zu den Dingen gehöre, die da gewesen sind.

Ueber Pfeife und Cigarre ließen sich noch gar manche tiefsinnige Betrachtungen anstellen. Die unglaublich mannigfaltigen Formen der Pfeife liefern insbesondere einen geradezu unerschöpflichen Stoff. In ihnen spricht sich verständlich genug die Eigenart der Raucher und durch eine auffallend vorherrschende Form jene ganzer Völker aus. Noch größer ist der Zwiespalt zwischen Pfeife und Cigarre. Ist es nicht kennzeichnend, daß erstere dem absterbenden, verknöcherten, geistesträgen Orientalen als typisches Merkmal zukommt, während die Cigarre die rastlos vorwärts strebende jugendliche neue Welt beherrscht? Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als den langrohrigen, kostbaren Tschibuk des Morgenländers, dessen Genuß Ruhe erheischt und bei dem man keinerlei Arbeit verrichten kann, zum kurzen Pfeifenstummel des Amerikaners, der bei keinerlei Arbeit hinderlich ist.





Etwas vom Schnupfen.

Eine Prise gefällig? Diese im freundlichsten Wohlwollen gestellte Frage, begleitet vom Anbieten der geöffneten Dose, auf deren Deckel der Besitzer zuvor sorglich zwei Mal mit den Fingern geklopft hatte, konnte man in früherer Zeit häufig vernehmen. Das Anbieten der Prise war eben so gang und gäbe wie heute das einer Cigarre, ja mehr noch, denn nur selten bediente der Schnupfer sich selbst, ohne dem Nachbar die Dose zu gleichem Gebrauche zu reichen. An dieser Gepflogenheit halten ja heute noch die Meisten fest, welche dem Genusse des Tabakschnupfens huldigen. Die Sitte ist heute immer mehr aus den vornehmen Kreisen verschwunden, in welchen dereinst der Luxus der Tabaksdose eine große Rolle spielte. In der jungen Herrenwelt unserer Tage möchte wohl kaum irgend einer mit einer Dose prunken, wäre sie auch noch so kostbar. Blos bejahrte Männer, die aus einer früheren Generation in unser Geschlecht hereinragen, gestatten sich noch ab und zu die Prise, an welcher sogar die

Damenwelt keinen Anstoß nimmt, während sie sich der Cigarre gegenüber nicht immer mit gleicher Nachsicht verhält. Man darf im Allgemeinen wohl glauben, daß das Schnupfen mit der Verbreitung und dem Salonfähigwerden des Rauchens abgenommen hat, wenngleich das Eine das Andere keineswegs ausschließt. In den geringeren Volksschichten wird auch heute noch mehr geschnupft als man glaubt, und in manchen Strichen Oberbaierns z. B. ist die Sitte unter der bäuerlichen Bevölkerung sogar allgemein. Man kann sie mit vollem Rechte und im besten Sinne als „altväterisch" bezeichnen. Deßhalb zählt sie treue Anhänger hauptsächlich im Kreise des seinem Wesen nach conservativen Klerus, wenigstens des katholischen, denn bei protestantischen Priestern habe ich den Brauch nur selten beobachtet. Dagegen ist die Tabaksdose mit dem unfehlbar dazu gehörigen bunten kattunenen Sacktuch ein sehr gewöhnliches Requisit der niederen katholischen Geistlichkeit und fehlt selbst bei hohen kirchlichen Würdenträgern nicht. Schön und anmuthig ist das Schnupfen an sich eben nicht, jedenfalls weniger gefällig als Rauchen; die Frage jedoch, ob Schnupfen ein Laster sei, wurde von einem Papste — ich weiß nicht mehr von welchem, glaube aber es war Pius VII. — im Gespräche mit dem französischen Botschafter in feiner Weise entschieden. Das Gespräch bewegte sich im besten Küchenlatein. Während desselben bot der gutmüthige Papst dem Franzosen eine Prise an. Der kecke Diplomat lehnte aber mit den Worten ab: „Heiliger Vater, dieses Laster habe ich nicht." Worauf der

Pontifex schlagfertig erwiderte: „O mein Sohn, wäre dies ein Laster, würdest Du gewiß es haben.“ (Si hoc vitium esset, tu certe haberes.)

So nachsichtig freilich hatten die Päpste nicht immer geurtheilt. Das Tabakschnupfen ward in Frankreich unter Franz II. üblich und gleichzeitig entstand zu Sevilla in Spanien eine Schnupftabaksfabrik, welche aus den schweren fetten Sorten des westindischen Tabaks den „Spaniol“ lieferte. Schon damals muß das Schnupfen unter der Geistlichkeit beliebt geworden sein, denn spanische Geistliche waren es, welche im Jahre 1636 das Schnupfen in Rom einführten. Papst Urban VIII. erließ aber gegen diese Neuerung eine Bulle und diese ward erst 1724 wieder aufgehoben.

Man kann oft lesen, Schnupfen und Kauen des Tabaks seien europäische Erfindungen. So ganz sicher ausgemacht scheint mir dies indeß wenigstens hinsichtlich des Schnupfens doch nicht. Wie ließe sich sonst erklären, daß die Sitte bei entlegenen Völkern angetroffen wurde, welche mit Europäern keine Berührung hatten, sie sogar kaum auf indirectem Wege von diesen erhalten haben können. Wenn wir von den schwarzen deutschen Reichsbrüdern in Kamerun, von den Dualla- wie von den Bakwiri-Negern mit Ueberraschung vernehmen, daß sie wenig rauchen, dagegen desto mehr schnupfen, so läßt sich dies bei diesen Küstenstämmen sehr wohl auf europäischen Einfluß zurückführen. Erhalten doch die Dualla ihren Tabak überhaupt von den Europäern; nur ihre Frauen rauchen, wozu sie kleine Thonpfeifen benutzen, die ebenfalls von Europa in den Handel

kommen: die Männer dagegen sind leidenschaftliche Schnupfer, deßgleichen die Bakwiri, welche mit einer Cigarre nichts anzufangen wissen, aber den benöthigten Tabak in eiförmigen hölzernen Gefäßen mit sich führen. Auch in Wuri wird Tabak zwar ziemlich viel geschnupft, aber gar nicht geraucht. Wie kam aber das Schnupfen in das Herz von Afrika, z. B. nach Uganda am großen Ukerewe-See? Und wie vollends will man die höchst eigenthümliche Art und Weise erklären, in welcher diese Leute zu schnupfen pflegen, eine Art und Weise, die sicherlich auf ureigener Erfindung beruht. Die besagten Waganda z. B. lieben es, sich mit einer „Wasserprise" zu erfrischen, die sie gewiß ein Europäer niemals gelehrt hat. Dies geschieht auf folgende Weise: ein kleiner Flaschenkürbis wird mit Tabak gefüllt, zwei unterhalb des Halses quer darüber gelegte Zweige halten ihn darin fest; dann füllt man den Kürbis mit Wasser auf und läßt ihn eine Zeit lang stehen. Dieses Tabakwasser wird in die Nasenlöcher eingesogen und ein paar Minuten darin gehalten, während welcher der Betreffende nur durch der Mund sprechen kann, als hätte er einen bösen Stockschnupfen. Fürwahr eine recht umständliche Prise, die aber in ähnlicher Weise auch in Udschidschi am Tanganykasee beliebt ist. Dort führt jedermann ein irdenes Geschirr voll Tabak bei sich; kommt ihm ein Gelüste, so füllt er den Topf mit Wasser, preßt mit den Fingern den Saft aus den Blättern und schlürft diesen in die Nase hinauf. Diese Schnupfweise beobachteten schon Burton und Speke, die ersten Europäer, welche zum Tanganyka gelangten.

Weiter im Süden stehen die Kaffern zwar schon seit längerer Zeit in Berührung mit den Weißen, ihre Art zu schnupfen ist aber auch recht eigen. Sie rechnen Tabak zu den Hauptgenüssen, und für den Kaffern-gentleman, besonders bei den Sulu, ist er ein unumgänglich nothwendiger Artikel. Ohne diesen Stoff in seiner kleinen Seitentasche zu haben, darf er sich gar nicht in anständiger Gesellschaft von seines Gleichen blicken lassen. Er verwahrt den Schnupftabak theils in zierlichen um den Hals gehängten Dosen, oder in ganz kleinen Dosen, die er im durchbohrten Ohrläppchen trägt. Neben der Dose hängt dann um den Hals der Schnupflöffel, mit dem er den Tabak zur Nase führt. Schämt sich auch der Kaffer, um etwas Anderes anzufragen, so verschmäht er doch nicht, um etwas Tabak zu bitten. Begegnen sich zwei Kaffern, so ist die erste Begrüßung ein würdevolles: „Sa ke' bona“, d. h. ich sah Dich, gewiß der stolzeste Gruß, den man sich denken kann, darauf folgt aber sogleich die Bitte: „Shi hile u' guay!“ zu deutsch: gib mir Deinen Schnupftabak! Er wartet auch nicht, bis der Andere sagt: Ist Ihnen nicht ein Prieschen gefällig? sondern bittet sich dasselbe bald selbst aus und würde sehr gering von seinem Bekannten denken, wenn dieser keinen Tabak bei sich führte. Hat der Kaffer nun etwas Tabak erhalten, so weiß er von dem köstlichen Kraute auf sehr sinnreiche Weise sich den möglichst großen Genuß zu verschaffen. Er bereitet sich den Schnupftabak selber, der auf einem flachen Steine mittelst eines anderen walzenförmigen zerrieben wird, während Asche eines Aloeblattes und

die frischen Triebe eines gewissen Krautes von scharfen Eigenschaften, ähnlich unserm Pfefferkraut, zugesetzt werden, um die Masse zu vermehren und die Kraft zu verstärken. Den auf diese Weise bereiteten Schnupftabak führt er, wie gesagt, mit dem Löffel zur Nase und reinigt diese auch damit, um Raum zu schaffen für neue Zufuhr. Er nimmt die Prise nicht beiläufig, sondern setzt sich bequem hockend dazu hin und stopft so viel ein, daß er durch den Mund athmen muß. Die Wirkung des Tabaks sind reichliche Thränen, denen er mit dem Nagel des kleinen Fingers die Straße vorzeichnet, ebenso starkes Niesen, dem er sich mit geöffnetem Munde behaglich hingiebt. Der Arme, welcher sich nicht den Luxus einer Dose erlauben kann, reibt den Tabak in ein Stückchen Fell ein, und damit ist Alles vorbereitet. Auch er kauert sich nun mit innigstem Behagen irgendwo nieder und läßt sich von der Sonne bescheinen, das Stückchen Fell beständig vor der Nase, den köstlichen Inhalt in langen Zügen in sein geräumiges Riechorgan einziehend; Stunden lang sitzt er so unverändert in frommer Beschauung, bis endlich auch das letzte Körnchen aus dem hin und her gezerrten Fell verschwunden ist und der letzte Fetzen öfters so tief in die Nase geschoben wird, daß man ihn völlig verschwinden zu sehen glaubt.

Amerika bietet uns endlich einen Beweis, daß Schnupfen, wenn auch nicht gerade von Tabak, eine dort heimische Gepflogenheit ist. Der englische Naturforscher Henry Walter Bates beobachtete dieselbe bei dem ganz rohen Naturvolke der Mura am unteren

Amazonenstrome. Der Schnupfstoff heißt Paricá und ist ein stark stimulirendes Pulver, das aus dem Samen einer Gattung der Ingápflanze, einer Leguminose, dargestellt wird. Man dörrt die Samen an der Sonne, zerstößt sie in Mörsern und bewahrt das Pulver in Bamburöhren. Wenn die Samen reifen und die Zeit zum Paricá-Bereiten heranrückt, veranstalten die Mura ein mehrere Tage währendes Zechgelage, welches die Brasilier Laurentena nennen und das eine Art Fest mit halbreligiösem Charakter ist. Es beginnt mit dem Trinken großer Mengen von „Caysuma“ und „Kaschiri“ zweier aus verschiedenen Früchten und Mandioka hergestellten gegohrenen Getränken, doch ziehen sie „Caschaça“ (Branntwein) oder Rum vor, wenn sie ihn bekommen können. In kurzer Frist trinken sie sich in einen Zustand halber Berauschung und beginnen dann das Paricá zu nehmen. Zu diesem Behufe sondern sie sich zu Zweien und jeder der beiden Partner versieht sich mit einem Rohre, das eine gewisse Menge Paricápulver enthält. Nachdem sie eine Menge unverständlichen Mummenschanzes durchgemacht haben, bläst jeder den Inhalt seines Rohres mit aller Lungenkraft in die Nasenlöcher seines Gefährten. Die Wirkung auf die gewöhnlich düsteren und schweigsamen Wilden ist wunderbar; sie werden ungemein geschwätzig, singen, schreien und hüpfen umher in wildester Erregung. Bald stellt die Reaction sich ein. Vermehrtes Trinken wird erforderlich, um sie ihrer Erstarrung zu entreißen, und so treiben sie es viele Tage hinter einander fort. Die Mauhé-Indianer gebrauchen ebenfalls das Paricá, das

aber ihren Nachbarn, den Mundrucu, nicht bekannt ist. Ihre Art es zu nehmen ist jedoch sehr verschieden von jener der Mura; es wird in der Gestalt einer Pasta bewahrt und vornehmlich als ein Vorbeugungsmittel gegen Fieber benutzt in den Monaten zwischen der trockenen und der nassen Jahreszeit, in welchen die Krankheit vorherrscht. Benöthigt man eine Dose, so wird eine kleine Menge der Pasta getrocknet und auf einer flachen Muschel zerrieben; das gewonnene Pulver wird mit beiden Nasenlöchern zugleich durch zwei Adlerkiele aufgesogen, die mit einem Baumwollfaden aneinander befestigt sind. Aeltere Reisende fanden das Paricáschnupfen auch bei den Omagua, einem Zweige der Tupi-Indianer, welche vormals am oberen Amazonas hausten, an 15 km von den Heimstätten der Mauhe und Mura entfernt.

Ueber die wenig appetitliche Sitte des Tabakkauens, zu welcher das oben erwähnte Schnupftabaknaschen eine Art Uebergang zu bilden scheint, kann ich nur wenig sagen. Bekanntlich ist es vorwiegend Seemannsbrauch, kommt aber auch bei manchen Völkern vor. So haben z. B. viele Javaner die Sitte, den feingeschnittenen Kautabak in großen Portionen zu verwenden und ihn dabei nicht ganz in den Mund zu stecken; sie lassen vielmehr die Hälfte des Tabaks zwischen den halboffenen Lippen zum Munde herausstehen, was kein ergötzlicher Anblick ist. Auch des sibirischen Polarvolkes der Tschuktschen größter Luxus ist der „Kau-kau“, nämlich der Kautabak, nach dem, kaum der Mutterbrust entwöhnt, die Kinder schon

greifen. In Afrika ist das Kauen bei allen Negervölkern ungebräuchlich, die noch vom Islam unberührt geblieben sind. Eine Ausnahme machen nach Schweinfurths Zeugniß die Bongo oder Dorneger im Gebiete des Gazellenflusses. Sie kauen leidenschaftlich Tabak mit Asche vermischt, gerade so wie die muhommedanischen Bewohner Nubiens, und das stets hinter das Ohr gesteckte Priemchen Kautabak gewährt einen widerwärtigen Anblick. Obgleich diese Gebrauchsweise des Tabaks bei den heidnischen Negervölkern nur ausnahmsweise beobachtet worden ist, so berechtigt nach Schweinfurths Meinung ihre Allgemeinheit im Bongolande demnach eher zu der Annahme, es handle sich hier nur um eine einheimische Sitte, als um eine von den Fremden abgelernte Neuerung.





Ursprung und Entwickelung des Schmuckes.

Die Lust oder wenn man will die Sucht, sich zu schmücken, ist ausnahmslos der gesammten Menschheit eigen, so sehr, daß man gerade in ihr ein sehr bedeutsames Merkmal erblickt, welches uns über die Thierwelt erhebt, ja geradezu als unüberbrückbare Kluft zwischen dieser und dem Menschen gähnt. In der That ist auch das höchst entwickelte Thier, soweit die Beobachtung reicht, einem solchen Bestreben fern geblieben, und der Mensch allein das Wesen, das sich schmückt, das schon auf der niedrigsten Stufe der Gesittung das Bedürfniß darnach fühlt und ihm in der mannigfachsten Weise nachkommt. Die Sitte des Schmuckes, so darf man kühnlich sagen, ist ebenso alt, als die Menschheit selbst. Schon in den ersten vorgeschichtlichen Zeitaltern liebte der Mensch, ein roher Wilder, den Schmuck. In den Höhlen von Périgord fanden sich Reste einer rothen Farbe, wie nicht minder durchbohrte Muscheln als ein Beweis, daß auch jener

vorzeitigen Bevölkerung von Renthierjägern das Schmücken und Bemalen des Leibes schon bekannt war. Warum liebt es nun der Mensch, sich zu schmücken? Die Frage scheint allerdings ungemein naiv, die Antwort auf der Hand zu liegen: wenn der Mensch sich putze und ziere, so gehe dies offenbar aus seinem Schönheitstriebe hervor, der ihm schon auf den untersten Culturstufen eigen sei und selbst den Thieren nicht fehle. Hat man doch beobachtet, daß der Pfauhahn behufs günstiger Entfaltung seiner Reize sich vor das Weibchen stellt, um dieses zu gewinnen. Würde man einen Gelehrten fragen, warum das Opium einschläfert, und er die Auskunft ertheilen, weil es eine schlaferzeugende Eigenschaft besitze, man würde ihm wahrscheinlich ins Gesicht lachen. Vergleicht man aber die beiden Antworten, so sind sie im Grunde völlig gleichwerthig, laufen auf das Nämliche hinaus und setzen blos ein Wort an die Stelle des andern. Denn woher kommt uns dieser Schönheitstrieb? Und das Schöne selbst, was ist es? Damit würde die Frage einfach in die hohen Wolkenschichten der Aesthetik entschweben. Soweit nun die Völkerkunde mit dreinzureden hat, muß sie sagen, daß der ästhetische Sinn, diese geheimnißvolle verborgene Macht, eine Wirkung, ein Erzeugniß der Gesittung ist und keineswegs an deren Anfängen steht. Die Liebe zum Schmucke, die Putzsucht beginnt bei den Rohen und Wilden, die den Luxus einer Kleidung nicht kennen, mit der Verzierung des eigenen Körpers. Gerade auf diesem Felde legen jedoch viele Völker so seltsamen Geschmack an den Tag,

daß wir ihn mit dem besten Willen nicht auf ein ästhetisches Bedürfniß, einen Schönheitstrieb, zurückführen können. Bei diesen Barbaren verstümmeln sich vielmehr Mann und Weib nach Herzenslust. Hier reißt man sich die Vorderzähne aus, dort durchbohrt man sich Nase und Lippen, Ohren oder gar die Wangen, und durch alle diese Löcher, Risse und Schnitte steckt man Glasstücke, Metallringe, Schnüre oder Stücke von Holz, Knochen oder Stein. Solche Verunstaltungen verleihen dem menschlichen Antlitz ein wahrhaft abschreckendes Aussehen, und ich kann mich der Ansicht des Prof. Dr. W. Jerusalem nicht anschließen, der auch diese Dinge dem Schönheitstrieb entspringen läßt. Dem Barbaren allerdings gelten sie als Zeichen höchster Eleganz. Empfahl doch ein Negerhäuptling dem englischen Reisenden Sir Samuel White Baker dringlichst, seiner Gemahlin, die ihn auf der gefahrvollen Reise muthig begleitete, die unteren vier Schneidezähne auszuschlagen und die Lippen zu durchbohren, um ein Kristallpflöckchen dareinzustecken. „Dadurch," meinte der Schwarze, „wird sie sehr schön werden." Das Studium der Entwickelungsgeschichte, welche auch der Schmuck, wie jedes Ding auf Erden, durchlaufen hat, lehrt nun auf welche Weise solche uns widerstrebende Anschauungen sich befestigen konnten, erweist aber, daß sie in nichts weniger als in einem etwa angeborenen Sinne für das Schöne wurzeln.

Das erwähnte Beispiel vom Pfauhahn führt Prof. Jerusalem auf den Schönheitstrieb zurück. Eitelkeit,

Ruhmsucht, Ehrgeiz können nicht Ursache desselben sein, sagt er, weil diese Eigenschaften sich erst mit der Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens entwickeln. Es muß ein ursprünglicher, dem Menschen von Natur aus innewohnender Trieb sein, und er glaubt nicht zu irren mit der Annahme, der Mensch schmücke sich, weil er Liebe erlangen will, und jeder Schmuck sei ursprünglich eine Liebeswerbung. Die Liebe, um welche geworben wird, ist allerdings zunächst nur der Sinnentrieb, die noch thierische Anziehungskraft beider Geschlechter zu einander; aber aus diesem Triebe entwickelt sich im Verlaufe der Gesittung die innige, zarte und allgewaltige Liebe im höheren Sinne. Der Zweck jedes Schmuckes wäre also ursprünglich Liebeswerbung. Fürwahr, ein geistreicher und auch bestechender Gedanke! Sicherlich steckt viel Wahres darin, — ob er aber ausreicht zur Erklärung jedes Schmuckes? Da scheint mir denn doch Julius Lippert, einer der scharfsinnigsten Forscher auf dem Felde der Culturgeschichte, noch das Richtigere zu treffen, wenn er nicht das Verschönern, sondern das Auszeichnende, Hervorhebende der Person auf alle Fälle als den Zweck des Schmuckes erklärt. Innerhalb dieses Rahmens findet wohl auch Jerusalems Voraussetzung Platz. Bei der Werbung ist es gewiß eines jeden Bestreben, sich durch irgend Etwas auszuzeichnen, die eigene Person zur Geltung zu bringen, hervorzuheben, und wird er erhört, so erscheint dann der wie immer Geschmückte schön. So weit, glaube ich, hat Professor Jerusalem wohl recht. Allein der Naturmensch hat noch andere

Gründe, seine Person hervorzuheben, als blos die Liebeswerbung. Gewiß lag ihm diese zunächst, doch berührt sie nur eine Seite, gewissermaßen die innere Seite des wilden Lebens, welches nach außen hin in der Urzeit nur Feinde kennt. Diesen durch Schreckhaftigkeit zu imponiren, mußte ein ebenso sehnlicher Wunsch des Menschen sein, was ihn wieder in der Wahl seiner Schmuckmittel leitete. Lippert, welcher diese Doppelseitigkeit des Schmuckes betont, weist mit Recht darauf hin, daß heute noch viele Völker einen für den inneren und einen für den auswärtigen Verkehr berechneten Schmuck besitzen, zu welch Letzterem aller „Kriegsschmuck“ gehört. Der Zweck dieses Putzes ist nicht Andern zu gefallen, sondern sich ein hohes und schreckliches Ansehen zu verschaffen. Nur jedoch im inneren Verkehr konnte Schmuck als Liebeswerbung auftreten.

Der Naturmensch ist aber mehr als wir auf die künstliche und äußerliche Kennzeichnung seines Ichs noch aus dem Grunde angewiesen, weil auf jenen niedrigen Stufen das Geistesleben der Individualität noch kein Gepräge aufgedrückt hat, daher auch, je niederer die Rasse ist, desto mehr eine Physiognomie der anderen gleicht. Die Putzsucht des Wilden folgt dem Drange nach persönlicher Auszeichnung, und Alles was dazu dient, ist ihm gut. Im Grunde giebt es ja gar nichts, was nicht den beabsichtigten Zweck erreichen könnte. Die Zahl der zu verwendenden Mittel ist Legion, sollen sie doch auch zunächst nicht verschönern, sondern blos das Individuum von den anderen unter-

scheiden. Damit gewinnen wir schon ein Verständniß, wie die uns oft so abstoßenden Schmucksitten in die Welt gekommen sind. Wenn wir jetzt mit dem Worte Schmuck den Begriff Verschönerung verbinden, so lag dieser Gedanke dem Menschen der Urzeit wie dem Wilden der Gegenwart noch fern. Erst die unabsehbare Dauer der Gewohnheit, die damit vererbte Anschauung ließ das Auszeichnende auch zum Schönen aufrücken, zum Schmucke in unserem Sinne werden.

Auf diesem langen Wege von der bloßen Auszeichnung zum Schmuck hat derselbe verschiedene Stadien durchlaufen. Seinen Ausgangspunkt nahm er vom nackten Wilden der Urzeit. Niemand zweifelt wohl daran, daß der Mensch ursprünglich in völliger Nacktheit einherging, wie wir dies heute noch an gar vielen Stämmen sehen. Eben dieser Nackte hatte aber noch weit mehr als später der Bekleidete das Bedürfniß, sein Ich hervorzuheben, und es ist heute ein nicht mehr zu bestreitender Satz der Völkerkunde, daß der Schmuck der Bekleidung des Menschen voranging. Auch jetzt noch treffen wir Verständniß für Schmuck bei allen jenen Völkern, denen sich der Begriff der Bekleidung noch nicht eröffnet hat. In späterer Zeit freilich treten Schmuck und Bekleidung, welch Letztere zum Theil sogar aus diesem hervorgegangen ist, in so innige Verbindung, daß es schwierig wird, beide in der Geschichte ihrer Entwickelung auseinander zu halten. Betreffs des Schmuckes in der kleidlosen Zeit muß man nun einen einfachen, der unmittelbar am Leibe haftet, und einen

zusammengesetzten unterscheiden, der zweifellos jünger ist, weil er erst entstanden sein kann, nachdem man das Befestigen eines Gegenstandes am anderen durch Binden und Schnüre kennen gelernt hatte. Dieser zusammengesetzte jüngere Schmuck hat dann einen weitgehenden Einfluß auf die Entwickelung und Gestaltung der Bekleidung gewonnen, indem er in einigen Formen sich selbst zu Urkleidungsstücken erweitert und umgestaltet, in anderen als Zierat zu solchen hinzugetreten ist. Aber auch innerhalb des älteren einfachen Schmuckes zeigen sich uns wiederum zweierlei Strebungen: die eine, ältere, bezweckt eben blos die Kennzeichnung des eigenen Ichs, die andere, jüngere, aber auch jene der Familienangehörigkeit, in weiterer Folge jene des Stammes. Dahin gehören die mannigfaltigen Stammesmarken, welche wir an einer Unzahl von Völkerschaften beobachten und welche also erst entstanden sein konnten, nachdem die Gliederung in Familien und Stämme vollzogen war. Es liegt in der Natur der Sache, daß die erste Art der Kennzeichnung, welche lediglich dem einzelnen Individuum galt, sich des freiesten Wechsels erfreut; sie kann, wenn es ihr beliebt, unter Umständen täglich anders sein. Dagegen erfordert der Zweck der zweiten, jüngeren, Familien- oder Stammesbezeichnung, daß sie womöglich in dauernder Art angebracht wird.

Das Gebiet des einfachen Schmuckes, sowohl des älteren, wie des jüngeren, ist für den nackten Naturmenschen die ganze Haut, soweit sie sich nur immer bemalen und bezeichnen läßt. Denn das einfachste

und wohl auch älteste Mittel, sich auszuzeichnen, ist das Einreiben des Körpers mit Erden und Stoffen von leuchtender Farbe in solcher Zusammenstellung, daß sie das Individuum erkennbar macht, also das Bemalen der Haut, am meisten des Gesichts. Hierin besteht unter allen Naturvölkern große Uebereinstimmung, bis auf die Auswahl der Farben, wobei jedoch nur die gebotenen Mittel maßgebend sind, nicht ein schon vorhandener ästhetischer Geschmack. Roth, Weiß und Schwarz treten überall am häufigsten auf, weil diese Farben theils aus Erden, theils aus Kohle am leichtesten sich herstellen lassen. Viele Wilde bemalen sich, ehe sie in den Kampf ziehen, und da ist der Farbenschmuck sicher nicht Liebeswerbung. Allmählich ward die Körperbemalung Volkssitte, so sehr, daß ihr Fehlen Schande brachte, etwa wie uns das der Kleidung. Alexander von Humboldt berichtet von den Orinoko-Indianern, sie drückten die verächtliche Armseligkeit eines Menschen mit den Worten aus: „Der Mensch ist so elend, daß er sich den Leib nicht einmal halb bemalen kann.“ Manchmal, nachdem einmal eine gesellschaftliche Gliederung sich ausgebildet hatte, wurde die Körperbemalung das auszeichnende Vorrecht der Häuptlinge. Jene der Thraker unterschieden sich nach Herodot vom gemeinen Volke durch ihre Bemalung, sowie auch in den ältesten Tagen Roms der Triumphator erst dann das Capitol bestieg, nachdem er sich den Leib mit Mennige gefärbt hatte. Paul Mougeolle, ein französischer Gelehrter, der sich gleichfalls mit unserem Gegenstande befaßt hat, meint, die rothe Farbe

bedeute in diesem Falle das Blut, welchem ja die Vorzeit, wie die wilde Welt, wichtige Eigenschaften zuschreibt. Auf manchen Eilanden der Südsee z. B. taucht der Sieger seinen Speer in das Blut seines Opfers und wähnt sich dann unüberwindlich. Nach Mommsens Auffassung wurde nicht nur das Bildniß des römischen Jupiter, sondern auch das Antlitz des Königs nach einer uralten Sitte mit Mennige bemalt, und Lippert deutet dies auf die Gepflogenheit einer älteren Bevölkerungsschicht zurück, welche dem Schmucköle auch noch die Farbe beimischte. Denn daß das Salben des ganzen Körpers mit Oel, das sowohl die homerischen Helden wie auch die historischen Griechen und Römer übten, ein letzter Rest der alten Hautbemalung war, ist kaum zweifelhaft.

Weiter als das Bemalen und Färben geht die Tättowierung, welche sich einer weiten Verbreitung erfreut und oft fast alle Körpertheile, von der Stirn bis zu den Füßen, mit den mannigfachsten Zeichnungen überzieht. Diese Tättowierung ist eine andere, dauerhaftere Form der Hautbemalung, allein die Sitte hat nicht immer, wenn auch meistens die schmückende Kennzeichnung eines Individuums im Auge, sondern steht bisweilen mit Alters- und Rangunterschieden, sowie mit der Religion im Zusammenhang. Ihre höchste Vollendung konnte diese eigenartige Kunst des Schmuckes natürlich nur in der Region völliger Nacktheit erlangen; vor der Bekleidung zog sie sich immer mehr, schließlich bis auf ein rudimentäres Restchen, zurück. Ursprünglich waren die Frauen meist viel weniger tättowiert als

die Männer, wie denn unter den einfachsten Verhältnissen der Naturvölker auf die Frau überhaupt nur ein geringer Antheil am Schmuck fällt; es ist der Mann, der sich am reichsten und auffälligsten schmückt. Es war dies eine Folge der untergeordneten rechtlichen Stellung des Weibes; aus gleichem Grunde durften auch die Sclaven vielfach keine Tättowierung tragen. Im Laufe der Zeit hat sich indeß der Brauch bei manchen Völkern dahin geändert, daß bei ihnen jetzt hauptsächlich das zarte Geschlecht diesen Schmuck zeigt, während das stärkere den Schmerz der Operation scheut und darum das peinlose Bemalen vorzieht. Uebrigens hat die fortschreitende Gesittung überall den Uebergang in der Putzsucht auf die Frau im Gefolge.

Sowohl nach Methode als nach Bedeutung steht die Tättowierung mitteninne zwischen der Bemalung und der Einschneidung, welche dauernde Hautnarben erzielt — eine gleichfalls weit über die Erde vorkommende Sitte. Wenn nun dieser Schmuck auch noch zur persönlichen Anwendung gebracht wird und z. B. bei den Kaffern als „Ordenszeichen" für bewiesene Tapferkeit im Kriege dient, so gilt er doch vorzugsweise schon zur Auszeichnung der Familien, gehört somit schon der jüngeren Periode der Schmuckgeschichte an. Nicht anders verhält es sich mit der Verwendung des Haares zur auszeichnenden Manneszier. In den meisten Fällen ist die Haarzurichtung wie die Bemalung immer noch ein primärer Schmuck, bestimmt, das Individuum als solches auch innerhalb seiner Familie auszuzeichnen. In anderen

Fällen aber haben die Familien eine Auswahl getroffen, und der Haarputz ist dadurch gleich der mittelalterlichen Helmzier, eine Art Wappenbestandtheil, die Kennzeichnung der ganzen Familie, ja sogar zum auszeichnenden Volkscharakter geworden. Noch viel mehr gilt dies für die übrigen Erscheinungen des einfachen Schmuckes, die sich hauptsächlich an die gleichsam für diesen Zweck von der Natur überschüssig gelassene Haut, wie z. B. den Ohrlappen, haften. Aber auch die Zähne dienen zur Kennzeichnung, und selbst die Form des Schädels sucht man in der Richtung eines Rassenideals zu beeinflussen. Endlich erscheinen noch Lippen und Nase besonders geeignet, gekennzeichnet zu werden oder ein äußeres Kennzeichen aufzunehmen. Sie alle jedoch kommen dem lieben Ich nicht mehr als solchem zu, sondern sind mehr oder minder Familien- und Stammesmarken, gehören also der erwähnten jüngeren Geschichtsperiode an.

Als jene Stammesmarken aufkamen, war die Menschheit den Urzuständen längst entrückt. Es bestand schon eine Familienorganisation mit einem väterlichen Haupte und damit enge verbunden ein häuslicher Cult. Ueberwunden ist die auf Blutsgemeinschaft beruhende Urstufe der auf Mutter und Kind beschränkten Muttergruppe, das Weib ist die Untergebene des Mannes geworden. Noch aber weiß der unbeholfene Mensch dieser jüngeren Stufe von keinem anderen Gesellschaftsverbande als jenem der Blutsverwandtschaft, welche die älteste Organisation der Natur nach thatsächlich war. Und nachdem nunmehr das Band der wirklichen

Blutsgemeinschaft verloren gegangen ist, sucht er dasselbe in künstlicher Weise herzustellen durch Blutsvermischung mit der stammväterlich gedachten Gottheit. Blut mußte fließen, um die Zugehörigkeit zum Gesellschaftsverbande zu besiegeln. In der Sitte des Blutsbruderschafttrinkens, der sich in unseren Tagen die deutschen Afrikareisenden mit so manchen eingeborenen Häuptlingen unterziehen, lebt dieser kindliche Gedanke ungeschwächt fort. Zugleich erscheint er aber allerwärts unter den Schutz des primitiven Cultes gestellt. Es ist eine feierliche, eine Culthandlung. Dieser nämliche Gedanke ist es, welcher die Aufnahme in den Gesellschaftsverband an die Blutentnahme knüpft. Von dieser Aufnahme mußte aber ein sichtbares Zeichen zurückbleiben, kurz, ein Jeder mußte die Marke seines Stammes tragen, und diesem Grunde verdanken ihre Entstehung zunächst alle jene Verzierungen des Leibes, die auf einem blutigen Eingriff beruhen. Aber nur in südlichen Breiten, wo nicht der ganze Körper des Schutzes der Kleidung bedurfte und durch diese bedeckt war, konnte man darauf verfallen, die Narben und Zeichen jener Blutentnahme so zu erhalten und zu ordnen, daß sie gleichsam als Bundesmarken erkennbar blieben, wie es bei den Hauteinschnitten so vieler Stämme der Fall ist. Dabei lag es nahe, zur Blutentnahme, welche als Marke des vollzogenen Gottesbundes zu einer heiligen Handlung, zu einer Art „Opfer", aufgestiegen war, besonders jene Hautpartien am Körper zu wählen, die scheinbar ohne andere Bestimmung diesen an irgend einem Theile überragen. Der weitverbreitete Brauch der Beschneidung,

der selbstredend ursprünglich völlige Nacktheit voraussetzt, findet darin seine naturgemäße Erklärung. Ebenso die Durchlöcherung der Ohrlappen, der beiden Lippen und der Nase und zwar sowohl in der Scheidewand, wie in den beiden Flügeln, sie alle sind ursprünglich Culthandlungen zur Herstellung von Stammeszeichen gewesen. Diese sollten aber unverlöschlich bleiben, denn sie waren die einzige Stütze des historischen Sinnes; eben zur Erinnerung an den vollzogenen Cultakt sollte das so geschaffene Mal nicht wieder verschwinden. Um es zu erhalten, erweiterte man es im Gegentheil durch einen hineingesteckten Gegenstand. So rückten die genannten Körpertheile allmählich zu Schmuckträgern auf. Obwohl nun diese Art Auszeichnung an Ohr, Lippe und Nase auch bei Völkern anwendbar blieb, welche ein kälterer Himmel zwang, ihren Leib zu umhüllen, so blieben doch nicht diese, sondern jene Hautzeichen, welche nicht geeignet waren, Schmuckgegenstände aufzunehmen, am längsten ihrem ursprünglichen Berufe, als wirkliche Stammesmarken zu dienen, treu. Als solche bemerken wir jetzt noch Hautschnitte auf der Stirn, den Schläfen, Wangen, auf Schultern und Brust, seltener Ohrklötze und Ohrringe, Lippen- und Nasenhölzer. Dagegen haftete an diese sich zuerst der Begriff des Schmuckes im engeren Sinne, zum mindesten der schmückenden Auszeichnung. Immer mehr und mehr erlosch die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung der Sitte, und in den meisten Fällen kann man nicht mehr entscheiden, ob ein Gegenstand in die Oeffnung gesteckt wurde, um sie sichtbar zu erhalten, oder ob sie

gemacht wurde, um zum Träger jenes Schmuckgegenstandes zu dienen. Für die der Urzeit entfernteren Epochen wird man wohl schon das Letztere als das Gewöhnliche annehmen dürfen.

Mougeolle hat für die mannigfachen Durchbohrungen eine andere Deutung. Er leitet sie von der einst allgemeinen Sclaverei her, die stets eine Folge der Unterjochung war. Er meint, daß der Sieger seinen Gefangenen, der Herr also seinen Sclaven, welcher ihm das nützlichste Hausthier war, wie dieses behandelte. Wie dieses zwang er ihn zur Arbeit, indem er ihm Ringe durch die Nase und Lippen zog und ihn daran mit Seilen leitete. In der That besitzt man Beispiele für einen solchen Vorgang, und es ist auch wahr, daß die Durchlöcherung bei denjenigen Wilden fehlt, die in den äußersten Winkeln der Erde hausten und daher von der Unterjochung durch höhere Rassen verschont geblieben sind. Ich gebe indeß der oben mitgetheilten Erklärung Lipperts entschieden den Vorzug. Sie umfaßt nicht blos eine weit größere Anzahl von Erscheinungen, sondern ist auch viel ungezwungener und stützt sich auf eine unendlich größere Reihe heute noch lebender Anschauungen und Gebräuche. Wenn wir nun bedenken, daß Essen das große Dichten und Trachten des Wilden ist, der Lippenschmuck dieses Geschäft beträchtlich erschwert, daß das Athmen ebenso wesentlich gehemmt wird, wenn man eine fingerdicke Stange durch die Nase zieht, so liefert diese Art des einfachen Schmuckes wohl den bündigsten Beweis dafür, wie hoch dem Naturmenschen die Auszeichnung über der Bequemlichkeit steht

und wie fernab vom Ideale der Schönheit der menschlichen Figur er jene sucht.

Bewegt der einfache, ursprünglichste Schmuck, wie wir sahen, sich vielfach im Rahmen dessen, was wir nur als Verstümmelungen oder Verunstaltungen des Leibes ansehen können, so fällt dies allerdings hinweg bei jener höheren Schmuckordnung, die man als die „zusammengesetzte“ bezeichnet. Verstümmelungen kommen dabei nicht mehr vor, vielmehr wird der Körper an verschiedenen Stellen mit Anhängseln „geschmückt“, die freilich unseren heutigen Begriffen von Zier oft herzlich wenig entsprechen. Auch waltet bei der Auswahl der zu schmückenden Körperstellen noch durchaus kein idealer Gesichtspunkt, nur allein das Praktische entscheidet. Schmuckträger am Leibe werden nämlich alle jene Stellen, welche als natürliche Verengerung über einer tragfähigen Erweiterung der Muskeln oder Knochen zurücktreten. Diese Stellen sind: Stirn und Schläfe mit den untenhin vortretenden Knochen und der subsidiären Stütze der Ohrmuscheln, der Hals mit der vortrefflichen Stütze der Schultern, die Lenden mit den vortretenden Hüften, an den Beinen die Gegend über dem Knöchel, und an den Armen außer diesen noch der Oberarm mit dem schwellenden Muskel, in geringerem Maße der Finger. Alle diese Stellen empfehlen sich der Ausschmückung, lediglich weil sie die entsprechende Tragkraft besitzen. Ebenso wenig sind die Gegenstände, welche sie zu tragen haben und die mit der Zeit zum Schmucke werden, in künstlerischer Absicht gewählt; der Zweck der Auszeichnung allein ist maßgebend, und jeder

beliebige Gegenstand, der diesem entspricht, kann angehängt werden. Wenn in der bekannten Operette „Pariser Leben" der Schweizer Admiral mit einer leeren Sardinenbüchse als „sardinischen Orden" geschmückt erscheint, so ist die Völkerkunde nicht verlegen, eine Menge gleich drolliger Beispiele aus dem Leben der Naturvölker anzuführen. Erst allmählich entwickelt sich bei ihnen eine Art Gesetz der Schönheit, dem die Auswahl immer ausschließlicher folgt.

Der zusammengesetzte Schmuck, einer jüngeren Entwickelungsperiode angehörend, verfügt über eine weit reichere Geschichte als sein einfacher Vorgänger, zumal er — ich bemerkte es schon — mit der Geschichte der Kleidung sich innig verquickt. Er umfaßt ein ungemein weitschichtiges Gebiet, aus welchem ich blos die allerwichtigsten Erscheinungen hervorheben will. Am meisten, weil am tragkräftigsten, treten als Schmuckträger Hals und Lenden, nebstdem auch der Kopf hervor. Zur Vermittelung des zu befestigenden Schmuckgegenstandes dient zunächst immer ein Reif, Ring oder Gurt, der sich einer der genannten Tragstellen des Körpers dem Umfang nach anschließt. Die Bedeutung dieses Schmuckmittels, das ursprünglich aus den werthlosesten Stoffen bestand, aus Thiersehnen, später erst aus Pflanzenfasern, ist für die Gesittung nicht zu unterschätzen, wie sich bald zeigen wird. Zuvörderst sei des einfachen Bandes um das Haupt gedacht, welches auf der ganzen Erde wiederkehrt und bestimmt ist, irgend einen auszeichnenden Gegenstand an der Stirn festzuhalten. Da giebt es denn gar nichts, was dieses Stirnband nicht irgend-

wo als Schmuck zu tragen hätte: Muscheln, Zähne, Steine, Federn, Blumen, Felle, selbst buschige Schwänze. Bei wachsender Gesittung wird dieses Stirnband aus immer ansehnlicheren, edleren Stoffen hergestellt und dadurch selbst Schmuck und Schmuckträger in einem. Pflanzenranken, Gewebe, Stoffe und Metalle aller Art ziehen in seinem Dienste an unserem Auge vorüber. So begegnen wir ihm bei den klassischen Völkern in allerlei Verwandlungen: als Kopfbinde der Priester, als Kranz, Reif, Diadem und Krone, an welch Letzterer nach einer älteren Anschauung das Recht der Herrschaft hängt, während der alte Schmuck des Haares auf die schirmende Bedeckung desselben als Federbusch, Roßschweif, Mähne, „Helmzier“ übergegangen ist.

Ebenso wichtig, ja wichtiger noch ist der in tausendfältigen Wechselgestalten über die ganze Erde mit nur sehr geringen Ausnahmen verbreitete Lendengürtel, in seiner einfachsten Form eine bloße Schnur, an welcher allerlei Dinge zur Zier angehängt werden. Er ist also ursprünglich ein Schmuckgürtel, und es ist, wie Lippert sehr richtig betont, eine Verkehrtheit, ihn von vornherein, wie gemeiniglich geschieht, einen Schamgürtel zu nennen. Ebensowenig ist er an sich und ursprünglich ein „Schurz“. Zu einem solchen wird er erst in fast unausweichlicher Weise als Träger irgend eines Schmuckgegenstandes. Aber noch findet sich zur Genüge die Lendenschnur in Uebung, die gar nichts verdeckt, und noch wird der Gürtel vielfach in einer Weise getragen, welche beweist, daß jene Gewöhnung an Verhüllung eine Folge, aber nicht der ursprüngliche Zweck desselben

war. Der am häufigsten zu beobachtende Gang in der Entwickelung der Lendenschnur ist das Anhängsel von Laub, Gras, Haar oder Fell beiderseits, allmählich rings um den Körper, dann ihre Verbreiterung zum flachen Gürtel und die Anheftung von Schmuckmuscheln an diesen. Kein Schmuckträger am menschlichen Körper bietet so viel Raum, und keiner ist daher auch so früh und in so vollendeter Weise bis zu einer Art Kleidungsstück entwickelt worden. In der That wurde er in seiner Verbreiterung das erste Kleidungsstück einer Menschheit, welche nicht die Noth der Kälte, sondern der Wunsch nach Verzierung geleitet hat. Ich will hier nicht weiter in die Geschichte der Kleidung hinüberschweifen, sondern nur so viel bemerken, daß diese einen doppelten Ausgangspunkt besitzt: der Kleidung des Bedürfnisses ist ein nordischer Ursprung zuzuweisen, sie unterscheidet sich aber wesentlich von der Kleidung des Schmuckes, welche, in den südlichen Erdstrichen aus der wilderen Sitte, sich zu schmücken, hervorgegangen, dieser gleichsam nur aufgepfropft ist. Diese letztere, südliche Art der Bekleidung, welche bis auf die Gegenwart in unserer Frauentracht erkennbar ist, geht ursprünglich auf den einfachen Lendengürtel zurück.

Nächst diesem ist der Ring des Halses der wichtigste Schmuckträger. Sobald der Mensch nur irgend eine Sehne oder Faser gefunden hat, die er um diesen Theil schlingen kann, so hängt er auch jeden denkbaren Gegenstand, der ihm zur Auszeichnung dienen soll, daran: Fellstreifen, Vogelbälge, Thierschwänze, Muschel-

stückchen, Steinchen, Thonkügelchen, Bambustäbchen, Zähne, Klauen, und alles, was schimmert und glänzt, gehört in diese endlose Reihe, in welcher sogar Menschenschädel nicht fehlen. Bemerkenswerth ist, daß auch Gegenstände des Cultus, Götzenbilder und Amulette, mit Vorliebe am Halse getragen werden. Auch dieser Brauch zieht sich durch gar viele Völker selbst höherer Cultur, ja ist selbst unter uns noch nicht erloschen. Geweihte Gegenstände, Heiligenbilder u. dergl. in einer Kapsel, die zugleich ein Schmuckobject ist, hängt noch gar mancher an einer Schnur oder Kette um den Hals. Bei den Alten, den Aegyptern und Griechen, treffen wir schon ausgebildeten Halsschmuck. Mit dem Hervortreten der Edelmetalle und ihrer Bearbeitung entstehen kunstvolle Nachbildungen älterer Formen in neuem Stoff, und je nachdem man bei solcher Umbildung mehr die Betonung auf die angehängten kleinen Schmuckstücke oder den selbst zum Schmucke ausgestatteten Traggurt legte, entstanden zusammengesetzte Halsketten oder Halsringe, zumeist von Bronze oder Gold. Solche trugen noch die römischen Ritter als Standesauszeichnung, und in gleichem oder verwandtem Sinne gelangt die Halszier bei Männern heute noch zur Verwendung. Die um den Hals zu tragenden Ordensbänder, die Ketten und Bänder der Bürgermeister u. s. w. gehören hierher. Eine gleich oder ähnlich verlaufende Geschichte hatten alle jene Tragbänder, welche, mit Schmucksachen oder Cultgegenständen behängt, überall da angebracht wurden, wo eine Einschneidung der menschlichen Gliedmaßen das Anknüpfen erlaubte: über den Knöcheln,

Waden und Knieen, am Oberarm, über der Handwurzel und zwischen den Fingergelenken. Von der Darmsaite bis zum Haarseil und von diesem bis zum Goldreife finden wir alle Stoffe als Schmuckträger verwendet, als angehängten Schmuck aber wieder jeden denkbaren Gegenstand; am gefälligsten scheinen bei vielen Völkern Fransenreihen von Federn oder entsprechenden Fasern. Je edler aber der Stoff des Tragbandes wird, desto mehr nimmt dieses selbst die Bedeutung des Schmuckes an, um das Anhängsel selbst zu verdrängen. So entstehen die Ringe und Spangen, wo dann der Schmuckgegenstand oft nur noch durch eine angefügte Volute oder einen eingesetzten Edelstein angedeutet ist. Man hat geglaubt, die Griechen von der barbarischen Tracht der Arm- und Fußringe freisprechen zu dürfen, aber dies trifft nur für eine spätere Zeit zu. Wohl aber zog sich bei Griechen und Römern diese ganze Art Schmuck immer mehr zurück, je mehr die Fülle des prächtig hergestellten Stoffes, des feinen Woll- und Leinengewebes der Hauptgegenstand des Prunkes wurde. Während aber die zunehmende Bedeckung des Körpers mit Stoffen den unmittelbaren Schmuck verdrängte, mußten gerade bei diesen Völkern die kunstvollen Nadeln und Fibeln zur Geltung gelangen und an seine Stelle treten. Andererseits zogen sich jene vor dem überwuchernden Gewande der Toga gleichsam bis auf die Finger zurück, die dem Ringe in der kleinsten Form ein ruhiges Altentheil gewährten.

Die Lust am Schmucke, die Putzsucht ist, wie man sieht, ein allgemeines Weltgesetz. Im weiteren Verlaufe

der geschichtlichen Entwickelung entdecken wir dann leicht die allgemeine Regel, daß die Südländer sich selbst, und die Nordländer ihren Anzug zu verzieren pflegen. Hier ist der Punkt, wo die Geschichte des Schmuckes mit jener der Tracht verschmilzt, welche selbst zum Schmucke wird. Wenn auch nicht in dem Maße, wie Mougeolle will, der darin eine der Ursprungsquellen des Schmuckes überhaupt erblickt, hat doch zweifellos die sociale Ungleichheit der Stände auf die Ausbildung des Schmuckes einen tiefen Einfluß geübt. Die Hohen, Vornehmen und Reichen waren auch stets die Geschmückteren, und so ist es allerwärts noch heutigen Tages. Immerhin hat der Schmuck im Laufe der Zeit und mit zunehmender Gesittung eine tiefgehende Aenderung erfahren. Der geläuterte Geschmack hat eine ganze Reihe von Dingen aus der Liste des Schmuckes für immer gestrichen, ja mit Recht für sein Gegentheil, für Verunstaltungen erklärt, vor Allem die Verstümmelungen des Körpers. Dabei gilt das Gesetz, daß die schmerzhaftesten und belästigendsten Gepflogenheiten zuerst erlöschen. Die Culturwelt weiß nichts mehr von Lippenhölzern und Nasenpflöcken, und nur die schmerzloseste dieser Operationen, die Durchlöcherung des Ohrläppchens, fristet in kaum sichtbarer Form noch ihr Dasein. Gewiß denken aber die wenigsten Damen, welche ihr rosiges Läppchen mit einem glitzernden Demantknöpfchen oder Ringgeschmeide schmücken, daß sie im Grunde einem barbarischen Brauche huldigen, der als ein „Ueberlebsel“ aus altersgrauer Vorzeit in die Gegenwart hineinragt. Parallel mit diesem Schwinden bar-

barischer Schmucksitten schreitet die wachsende Verwendung edler Stoffe, die schließlich in dem alleinigen Gebrauche von Gold und Silber zu Schmucksachen ausläuft. Verächtlich blicken wir auf den Eisenschmuck, auf den viele Afrikaner so stolz sind, daß sie bis zu zehn Kilogramm davon tragen, auch das gleißende Kupfer und sogar die Bronze, ehedem das begehrteste Schmuckmetall gesitteterer, kunstgeübter Völker, findet keine Würdigung mehr. Wo echte Edelmetalle unerschwinglich sind, greift man wenigstens zu Nachahmungen, welche den Schein von solchen vortäuschen. Gleichen Schritt mit diesem Entwickelungsgange hält die zunehmende Gewichtsverringerung des Geschmeides selbst. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, blos die Ringe, Ohrgehänge und Halsketten der alten Aegypter mit jenen zu vergleichen, welche uns die Hellenen aus der Zeit ihrer Kunstblüthe hinterlassen haben: so sehr die Ersteren überladen, schwer und massiv sind, ebenso sehr sind diese zart und zierlich. Die nämliche Umwandlung vollzieht sich alle Tage unter unseren Augen. Die Geschmeide werden immer kleiner, fast mikroskopischer. Ja nicht genug an dem, sie zeigen die Neigung, ganz zu verschwinden, in dem nämlichen Maße, wie die künstlichen Unterschiede unter den Menschen, die Vorrechte u. s. w. auch. Ein Gleiches zeigt die Geschichte der Kleidung. Längst schwelgen wir nicht mehr in der Kleiderpracht vergangener Zeiten; die Tracht wird immer schmuckloser. Die früheren äußeren Unterschiede zwischen dem Reichen und dem Armen verwischen sich, Dieser rückt empor, Jener steigt herab. Seit lange hat

der Hut seinen Federschmuck, seine Metallketten und Edelsteine verloren, um der düstere Cylinder zu werden, den wir kennen und den höchstens ein bescheidenes Schnürchen oder ein einfaches Band ziert. Der Schuh bietet das nämliche Schauspiel: die silberne Schnalle, der rothe Absatz liegen weit hinter uns. An Stelle der Sammtröcke, der Seidenwesten, der Achselschleifen und Spitzenvorstöße, der Gold- oder Silberstickereien und reich damascirten Degen stecken wir in den einförmigen Gewändern, welche die Livree der leitenden Kreise in der Culturwelt geworden ist. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts versuchten unter dem Directorium die sogenannten Incroyables sich aufzulehnen gegen die steigende Fluth des allgemeinen Gleichwerdens. Unter anderen Ueberspanntheiten trugen sie zwei Uhren und zwei Uhrketten mit mächtigen Anhängseln. Heute sind die Anhängsel nicht mehr Mode, eine der Ketten ist verschwunden, und die Uhr, statt als Prunkstück zu gelten, verbirgt sich auf dem Grunde der Westentasche. Der Gehrock, dieses nach oben und unten schließende Kleidungsstück, scheint wie erfunden, um den Blicken alles zu entziehen, was einem Geschmeide ähnlich sein könnte.

Die Geschichte der Bildhauerei bestätigt in allen Stücken diesen Niedergang des Schmuckes. Die Götzenbilder aus der Hinterlassenschaft der rohesten Völker des Alterthums sind von oben bis unten gestreift, mit den schreiendsten Farben bedeckt, mit Diademen, Halsbändern und Anhängseln überladen. Je mehr aber die Kunst fortschreitet, mildert sich die Lebhaftigkeit der

Farben, verschwindet die Polychromie, und der mit Vorliebe gewählte weiße Marmor ist eben der Stoff, welcher sich in die einförmigste Färbung kleidet; endlich verschwindet aller Zierat.

Die Venus von Milo, Venus Aphrodite, die jagende Diana, kurz alle die schönen Bildwerke unserer Museen aus der hellenischen Blüthezeit, tragen weder Armbänder, noch Ringe, noch irgend ein Geschmeide. Seinem Jahrhundert vorauseilend, den Entwickelungsgang der Schmuckgeschichte ahnend, hatte der Künstler, ohne die Ursache zu kennen, errathen, daß des Weibes schönster Schmuck seine eigene Schönheit sei. Ebenso kann man unter den Menschenstämmen der Gegenwart deutlich wahrnehmen, daß der gesittetere stets jener ist, der weniger schmucklüstern ist. Die Farben der Kleider werden weniger auffallend, die Verunstaltungen nehmen ab, die Schmucksachen desgleichen an Gewicht und Zahl.

So hat sich denn im Schoße der höchsten Gesittung aller Schmuck des Mannes schließlich auf die Andeutung durch einen Fingerring, einen Stein oder Zahn an der Uhrkette und allenfalls eine Busennadel zurückgezogen. Dagegen ist merkwürdigerweise dem Weibe, etwa mit Ausnahme der Fußringe, keine Kategorie wilden Schmuckes ganz verloren gegangen. Sie trägt in der Ehe den Trauring, den glückbringenden Armreif und das Ohrgehänge, schwärmt eben für Alles, was Ring, Arm- oder Halsband, Medaillon oder Berlocke heißt, mit einem Worte für allen Zierat, woran Gold und Silber gleißt und glänzt, wo Demanten,

Rubine und Saphire funkeln. Sie setzt ihren Stolz darein, mit zahlreichem Geschmeide zu prunken, während der Mann, der Geschmücktere von ehedem, im Begriffe ist, auf all diesen Putz der Vorzeit zu verzichten. Längst hat er der mühsamen Haartracht entsagt, auf welche der Naturmensch so viel Werth legt und so viele Sorgfalt verwendet; Jeder kämmt sich heute sein Haar und stutzt sich den Bart nach seiner Weise; die Putzsucht hat nichts mehr damit zu thun. Anders beim Weibe, dessen Haarputz keinen geringen Theil der Toilette bildet und zu festlichen Anlässen künstlich aufgebaut mit Blumen und Edelgestein sich schmückt. Da lebt in veredelter Gestalt allerdings die alte barbarische Haartracht des Wilden noch ungebrochen fort. So hat denn allmählich eine völlige Verkehrung des ursprünglichen Verhältnisses der beiden Geschlechter zu Putz und Schmuck stattgefunden, welche ungalante Erklärer aus dem Rückstande des Weibes hinter dem Manne ableiten. Je mehr indeß die Menschheit fortschreitet, desto höher steigt auch das Weib, desto näher rückt es dem Manne und wird immer mehr und mehr seinesgleichen. Im Einklange damit tritt auch im Kreise der Damenwelt der Schmuck allmählich in den Hintergrund. Von der Alltagskleidung ist er schon stark zurückgedrängt, aber auch im Salon und Ballsaale nimmt man eine Abnahme des weiblichen Schmuckes in Zahl und Größe wahr. Man scheut sich vor Ueberladung, welche der feine Geschmack verpönt. Groß ist sogar schon die Zahl der Damen aus den höheren Ständen, welche dem Ohrgeschmeide

entsagen und das unverletzte Ohr mit Recht als die höhere Zier betrachten. Alles in Allem aber darf man wohl sagen, daß die Lust am Schmucke in ihrer Entwickelung durch die Jahrhunderte, die Völker und die Geschlechter stets den der Gesittung **entgegengesetzten** Gang eingeschlagen hat: sie steigt, wo diese sinkt, und umgekehrt.





Zur Kosmetik der Römer.

Der Begriff dessen, was Schmuck ist, und wie man sich schmücken kann, ist unter den mannigfaltigen Bewohnern unseres Erdballes oft sehr verschieden, die Sucht, den Körper durch künstliche Mittel zu verschönern, jedoch selbst bei ganz rohen Völkern verbreitet und reicht auch, so weit wenigstens die Geschichte rückwärts zu schauen gestattet, bis in das graueste Alterthum zurück. Schon die Bibel gedenkt an mehreren Stellen der Vorliebe für Putz und Schmuck, welche in der Kleidung, in Juwelen, Haartracht und Anwendung von Wohlgerüchen sich kundgiebt. Verdammend weissagt der Prophet Jesaias, wie der Tag herannahe, an welchem der Herr dem eitlen Tand ein Ende bereiten werde. Das zweite Buch Mosis enthält im dreißigsten Kapitel ein vollkommenes Recept zur Bereitung eines heiligen Salböles, woraus zu entnehmen ist, daß Wohlgerüche in jener fernen Zeit schon sehr wohl bekannt waren, und der Prophet Ezechiel spricht ganz ausdrücklich von der Sitte des Schminkens.

Alt-Israel, auf welches diese Beispiele sich beziehen, war weit entfernt, ein Culturvolk zu sein. Wohl aber waren dies die Römer, insbesondere in der Kaiserzeit, und es läßt sich errathen, daß bei diesen die Toilettenkünste schon eine hohe Ausbildung erfahren hatten. In der That waren auch bei beiden Geschlechtern Schönheitsmittel aller Art an der Tagesordnung und insbesondere nahm der Gebrauch der Wohlgerüche immer mehr überhand. Reichen und Vornehmen wurden sie zu einem Bedürfnisse, das sie sich unter keinen Umständen versagen konnten. So salbte sich sogar der von den Triumvirn verbannte Lucius Plotus in seinem Versteck mit aromatischen Oelen, ward aber durch diesen Duft verrathen und dem Tode überliefert. Nach den Niederlagen des Antiochus und den Siegen in Asien steigerte sich diese Leidenschaft so sehr, daß die Consuln Licinius Crassus und Julius Cäsar ein Verbot auf den Verkauf ausländischer Wohlgerüche legten; ein Gesetz, das natürlich nicht gehalten wurde. Den Höhepunkt erreichte indeß dieser Luxus unter den Kaisern. Juvenal berichtet, daß Otho mit einem ganzen Arsenal von Essenzen, Salben und Oelen in's Feld gezogen sei. Caligula verschwendete ungeheure Summen auf Wohlgerüche und badete seinen entnervten Körper in aromatischen Essenzen. Nero war ein so leidenschaftlicher Freund der Wohlgerüche, daß in seinem Speisesaale ein Sprühregen von Essenzen von der Decke niederfiel. Bei dem Leichenbegängnisse seiner Gemahlin Poppäa wurde mehr Weihrauch verbrannt, als Arabien in zehn Jahren hervorbringen konnte.

Man verbrauchte die Wohlgerüche in dreierlei Gestalt: entweder in festen Salben, in fließend öliger oder in Pulverform. Meist wurden sie nach ihrem Hauptbestandtheile oder, waren sie zusammensetzbar, nach dem Orte ihrer Erfindung benannt. Einer der beliebtesten war das „Sussinum“, welches aus Lilien, Bohnenöl, Honig, Zimmt und Safran bestand. Diese Mischung war äußerst kostbar, ein Pfund davon kam auf nahezu 300 Mark heutigen Geldes zu stehen. Nicht blos die Haare wurden gesalbt, sondern auch der ganze Körper, selbst die Fußsohlen, und zwar häufig, wie bei den griechischen Epikuräern, jedes Glied mit einer anderen Essenz. Und nicht allein Gewänder, Gemächer, Betten und alle erdenklichen Geräthschaften wurden parfümirt, sondern auch manchmal sogar Hunde und Pferde mit wohlduftenden Essenzen gesalbt. Bei Gelagen pflegte man Blumen zu streuen, Rauchwerk zu verbrennen, Essenzen zu reichen und dieselben aus Fläschchen von Alabaster, Onyx oder Glas über die Gäste zu sprühen. Viele Salbenhändler waren weitberühmt, und in Capua bildeten sie mit ihren Läden eine ganze Straße. Viele Bestandtheile wurden aus Aegypten und Arabien bezogen.

Der häufige Gebrauch der öffentlichen Bäder trug zweifelsohne das Seinige zur Ausbildung der Kosmetik bei den Römern bei; doch waren die meisten Besucher der Bäder männlichen Geschlechts; die den Frauen vorbehaltenen Abtheilungen wurden nur wenig benutzt, denn die reicheren und vornehmeren Damen, namentlich die Patricierinnen, zogen es vor, ihre zeitraubende und

mühevolle Toilette zu Hause zu machen. Eine ganze Schar von Sclavinnen umgab die Damen bei diesem wichtigen Geschäfte, jede hatte ihre besondere Verrichtung, und alle standen unter dem Befehle der Ornatrix. Aus zierlichen Kästchen kramten sie eine Menge von Fläschchen und Büchsen aus, deren Inhalt das ohnehin schon mit Wohlgerüchen erfüllte Gemach mit den Düften der verschiedensten Blumen durchströmte. Doch genügte es den Römerinnen nicht, daß alle diese Salben und Oele ihrem Geruchsinne schmeichelten, sie wollten auch dadurch verschönt werden. Dank diesem Streben entstand ein ganzes Heer von Schönheitsmitteln, deren Kenntniß man übrigens nicht selten von den unterworfenen Völkerschaften entlehnte. Plinius hat uns die Recepte von einigen derselben aufbewahrt. Es gab deren, um die Sommersprossen zu beseitigen, oder die Runzeln zu entfernen, die man aber auch oft mit einem „Fomentum" verklebte; andere, um dem Antlitze ein frisches Aussehen zu geben, und um die Hände weiß zu erhalten. In besonderer Gunst stand ein von Nero's Gemahlin Poppäa erfundener Hautüberzug aus Erbsenblüthe, Gerstenmehl, Eiern, Weinhefe, Hirschhorn, Narcissenzwiebel und Honig; dies Alles wurde zu einem Teige gemengt und davon für die Nacht ein Umschlag über das Gesicht gemacht. Unbemittelte kneteten einen Teig aus Brodkrumen und Milch, denen sie auflegten. Besonders eitle Damen trugen auch während des größten Theiles des Tages diese Maske und entteigten sich nur, wenn sie ausgingen. Daher Juvenal in einer seiner Satyren bemerkt, ein Ehemann sehe nur selten das

Antlitz seiner Gemahlin ohne diese Verkleidung. Zur Entfernung derselben benutzte man Eselsmilch, der man überhaupt viel Verschönerungsvermögen und ganz besonders die Kraft, die Runzeln zu beseitigen und die Haut frisch und weich zu erhalten, beimaß. Die Kaiserin Poppäa badete deshalb in Eselsmilch, und als Nero sie verstieß, hatte er doch die Höflichkeit, ihr zu diesem Behufe fünfzig Eselinnen mit in die Verbannung zu geben.

Sehr gewöhnlich war unter der römischen Damenwelt die Sitte des Schminkens, in der ihnen übrigens die Belger und Bretonen als Lehrmeister gedient haben sollen. Man besaß rothe und weiße Schminke, erstere hauptsächlich aus Orseille, einem Moos, woraus das Lackmus zubereitet wird, mitunter auch aus Mennige dargestellt. Zur weißen Schminke nahm man vornehmlich Kreide und pulverisirten Krokodilmist. Außerdem war den Damen die schwierige Malerkunst geläufig, um mit zarter Hand am eigenen Antlitze weitere Verschönerungen zu bewirken. Mit Vorliebe malten sie blaue Aederchen an der Schläfe, und mit einer wie Ruß aussehenden feinen Schwärze, welche in Wasser flüssig gemacht wurde, überzogen sie die Augenbrauen, sodaß sie zwei schön gewölbte Halbkreise bildeten, die an der Nasenwurzel fast zusammenliefen. Auch zum Schwärzen der Wimpern diente diese Substanz, ein Pulver aus Bleiglanz, Spießglas oder Wismuth mit einer Art Erdpech und Asche von Dattelkernen, Narde sowie von gebrannten Rosenblättern. Zur Reinigung der Zähne verwendete man Zahnpulver, zu dem man besonders Bimsstein mit Marmorstaub vermischte. Auch

das Kauen von Mastixkernen sollte für die Zähne sehr zuträglich sein, weßhalb man auch Zahnstocher aus Mastixholz verfertigte. Endlich ging die Verfeinerung der Koketterie sogar weiter als bei uns, die wir von Haar=Vertilgungsmitteln nur seltenen Gebrauch machen. Die Römer bedienten sich zu diesem Zwecke nicht blos des Bimssteins, sondern wandten auch eine eigene Paste (Psilotrum) an, um die Haare aus dem Gesichte zu entfernen. In den öffentlichen Bädern gab es besondere Haarvertilger. Das glatte Gesicht verzierten die Römerinnen dagegen mit Schönpflästerchen (Splenia), und es scheint, daß selbst Männer dieser Mode huldigten.

Großen Fleiß verwandte das schöne Geschlecht auf die Pflege der Haare und den Kopfputz. Mit Haarölen und Pomaden wurde das Haupthaar eingerieben, dann mit dem Brenneisen gekräuselt, theils in zierliche Zöpfe geflochten, um mit Hülfe des Kammes zu einem künstlichen Lockenbau aufgethürmt zu werden. Im Ganzen hatte die Haartracht der Römerinnen viele Aehnlichkeit mit jener der Griechinnen. Junge Mädchen trugen die „Vitta“, eine Frisur mit Spangen, in jenem Stile, wie er vor einer Reihe von Jahren auch bei uns wieder üblich war. Anstößige Personen durften das Haar nicht so tragen, ihr Kopfputz bestand meistens aus der Mitra. Uebrigens herrschte auch hierin eine oft wechselnde Mode und große Verschiedenheit; unter mehreren gleichzeitig üblichen Haartrachten wählten die Frauen natürlich jene, die ihnen am besten stand oder die zu ihrem jeweiligen Anzuge am besten paßte. Die einfachste Frisur war gescheiteltes

Haar und im Nacken ein Knoten oder Nest, oder es wurden auch die Zöpfe noch einmal nach vorn und rings um den Kopf gelegt. Schon gezierter war eine von ihnen auf dem Scheitel gebildete Schleife, oder ein über der Stirne aufgebautes Toupé.

Es ist gut bezeugt, daß zur Herstellung solcher Haarbauten meistens fremdes Haar zur Verwendung gelangte. In Fälschungen waren auch die Römer nicht unerfahren. Ist doch aus Martials Epigrammen zu ersehen, daß falsche Gebisse in Rom nicht zu den Seltenheiten gehörten. So war auch das Haarfärben sehr im Schwunge, und zwar bediente man sich dazu der seltsamsten Mittel. Zum Schwarzfärben z. B. nahm man Blutegel, welche sechzig Tage lang in einem irdenen Gefäß mit Wein und Essig gefault hatten. Seit den Eroberungen in Gallien und Germanien, zu Anfang des ersten christlichen Jahrhunderts, begann man großes Gefallen an den blonden und rothgelben Haaren der Nordländer zu finden, und Blond wurde, weil bei den Römerinnen selten, sehr beliebt. Um diese Farbe zu erhalten und das dunkle Haar zu bleichen, brauchte man verschiedene Mittel, besonders Asche und eine aus Deutschland bezogene kaustische Seife, deren Hauptbestandtheil gleichfalls Asche mit Ziegenfett war. Martial nennt die eigenthümliche Seife Mattiac-Kugeln, nach der germanischen Stadt Mattium, woher sie gebracht wurde. Man nimmt an, daß dieses Mattium das heutige Marburg in Hessen gewesen sei. Ovid, der Liebespoet, welcher auch ein leider nur in geringen Bruchstücken auf uns

gekommenes Buch über kosmetische Mittel verfaßt hat, beklagt jedoch, daß diese Färbemittel dem Haare schädlich gewesen seien. Beim Färben ließ man es jedoch nicht bewenden, man ging vielmehr so weit, daß man das Haar sogar mit Goldstaub puderte, um ihm eine goldgelbe Farbe zu verleihen. Die Kaiser Commodus und Gallienus vergönnten sich unter Anderen diesen Luxus.





Das Schminken und die Schminke.

Wenn wir von der Bühne absehen, wo es nun einmal nicht anders angeht, pflegt ein geschminktes Gesicht meist unser Achselzucken zu erregen. Gehört dasselbe wie es in der Regel der Fall ist, einer Dame an, so sind wir zwar nachsichtiger in unserem Urtheil, besonders wenn die Schminke nur diskret und mit Geschick gebraucht wird, ganz lächerlich macht sich aber unfehlbar der Mann, welcher — es geschieht mitunter — die verlorenen Farben der Jugend durch kosmetische Mittel an Haar, Bart und Wangen vorzutäuschen sucht. Unser Gefühl gestattet eben dem Weibe im Punkte der Zier und Ausschmückung gar Vieles, was es beim Manne unbedingt verwirft. Dem ist nicht immer so gewesen. Ursprünglich war der Mann der geschmücktere, erst der Gang der Cultur hat die Rollen verwechselt, wie nicht bloß die Geschichte, sondern auch ein Blick auf die barbarischen Völker der Gegenwart lehrt. Auch bei diesen prangt vielfach noch der Mann in weit reicherem Schmucke jeglicher Art, während das

Weib dagegen in bescheidener Einfachheit sich zeigt. Und dies erklärt sich ganz ungezwungen aus der Betrachtung, daß aller Schmuck seiner Natur nach einen forensen Charakter besitzt; eines solchen entbehrt aber das Weib auf der Stufe dieser Völker, entbehrte es einstens überall, nachdem es eine Untergebene, ein Eigenthum des Mannes geworden war. Erst als die Verhältnisse gestatteten, daß ein Mann der Herr mehrerer Frauen werden konnte, trat ein Anlaß zur Auszeichnung, zum Putz innerhalb des Hauses auch an die Frau heran, denn wie der Mann schmückt sie sich nur zum Wettbewerb um Anerkennung. Stück um Stück eroberte sie sich den Schmuck des Mannes, denn Alles, was heute noch unsere Salondame ziert, der kunstvolle Aufbau des Haares, Ohrringe, Halsketten, Spangen, Armbänder — Alles dies trug einstens und trägt bei wilden Stämmen jetzt noch der Mann. Während aber im Laufe der Gesittungsentwickelung der Mann allen Schmuck immer mehr abstreifte, bis er sich bei uns auf die Andeutung durch einen Fingerring, eine Berlocke an der Uhrkette oder allenfalls eine Busennadel zurückzog, während auch des Mannes Bekleidung immer ausschließlicher der Zweckmäßigkeit folgte, ist die des Weibes bis zur Stunde Schmuck geblieben, ist dem Weibe, etwa mit Ausnahme der Fußringe, keine Kategorie wilden Schmuckes verloren gegangen. Und dahin gehört auch das Schminken.

Es kann wohl nur wenig Zweifel darüber bestehen, daß das Schminken von der weitverbreiteten Schmucksitte der Körperbemalung ihren Ausgang nimmt, ge-

wissermaßen als ein letzter Rest derselben zu betrachten ist. Natürlich waren und sind es ursprünglich wiederum die Männer, welche ihren Leib mit Farben bestrichen, nicht etwa aus angebornem Schmuckbedürfniß, sondern zunächst bloß um sich dadurch von Andern zu unterscheiden. Die lange Gewohnheit erhob aber allmählich zum Schmucke, was ursprünglich nur praktischem Zwecke diente. Der nackte Wilde bemalte selbstverständlich seinen ganzen Leib, doch erfreute sich das Antlitz stets einer naturgemäßen Bevorzugung. Will der Indianer den Kriegspfad betreten, so verkündet er diese seine Absicht, indem er das Antlitz mit grellen Farben nach bestimmten Mustern grausig bemalt. Auch zu allen Festlichkeiten, besonders den häufigen Tanzfesten, staffiren die Wilden sich auf's Beste heraus — gerade wie die Culturmenschen auch — und bei Vielen von ihnen ist eine ausgiebige Körperbemalung die hauptsächlichste Balltoilette. Mit zunehmender Bekleidung mußte natürlich auch die Körperbemalung sich immer mehr einschränken, bis ihr endlich das Antlitz als einziger Schauplatz übrig blieb. Sehr deutlich kann man diese Stufenfolge an den heutigen Menschenstämmen je nach dem Maße ihrer Bekleidung beobachten. Selbst bei der kreolischen Damenwelt von Carácas soll sich das Schminken noch auf den Busen erstrecken, den doch ein Schleier kokett verdeckt. Daß noch viele Völker, namentlich des Orients, wenigstens die Nägel an Händen und Füßen mit gelblichem Hennapulver (Lawsonia inermis) ziegelroth färben, ist bekannt genug. Die Malayen an der Westküste der Halbinsel von Malakka bestreichen

damit den Mädchen drei Tage vor der Hochzeit auch die Innenflächen der Hände. Der Gebrauch dieses das europäische Geruchsorgan beleidigenden Farbstoffes ist auch im Kaukasus und in Persien zu Hause, in welch letzterem Lande sich dessen auch die Männer bedienen, um sich die Wangen bis zu den Augen und selbst den Bart zu färben. Ebenso streichen sich die Frauen der Tataren in der Krim nicht nur Augenbrauen, Nägel, Hand und Hals, sondern bisweilen nach das schwarz funkelnde Haar mit Henna roth an. Die Henna als Färbemittel erstreckt sich über ganz Nordafrika bis nach Marokko.

Diese Art Körperbemalung war im heute moslimschen Osten schon von Alters her beliebt, denn Herodot berichtet von den Scythen, daß deren Weiber aus zerriebenem Cedern- und Weihrauchholz sich eine Schminke bereiteten. Man wird auch nicht fehl gehen in der Annahme, daß ausgiebige Köperbemalung sogar den alten Griechen ursprünglich nicht fremd war. Je mehr Lichtstrahlen auf die Urzeit dieses kunstsinnigen Volkes fallen, desto mehr müssen wir die Meinung von einer schon ursprünglich sehr hohen Gesittungsstufe der Hellenen herabdrücken. Offenbar waren sie anfangs ebenso rohe Barbaren, wie ihre Nachbarn, so daß man ihnen die Gepflogenheit der Hautbemalung wohl zutrauen darf. Hat man sie doch z. B. von der barbarischen Tracht der Fuß- und Armringe frei sprechen zu dürfen geglaubt; aber dies trifft nur, wie man jetzt weiß, für

eine spätere Zeit zu. Denn ein Stück Wandgemälde zu Tiryns zeigt einen Mann, der sogar fünf Ringe über dem Fuße und drei über der Wade trägt. Unbekannt war mithin die Sitte auch den ältesten Griechen nicht. Ferner ist kaum zweifelhaft, daß das Salben des ganzen Körpers mit Oel, welches die homerischen Helden sowohl, wie die historischen Griechen und Römer so sehr und zwar am häufigsten unter Umständen übten, die ein Toilettenmachen vor dem Eintritt in die Gesellschaft bedeuteten, — daß dieses wiederholte Salben mit fettigen oder salbenartigen Substanzen ein letzter Rest der alten Hautbemalung war. Auch die Naturvölker mischen nämlich den Farbstoffen allerlei Fette bei, wie es bei vielen Schminken heute noch geschieht, theils um sie haltbarer und glänzender zu machen, theils wohl auch, um jene unangenehme Spannung aufzuheben oder zu mildern, welche die Einreibung mit trockenen Erdfarben auf der Haut hervorbrächte. Sehr wahrscheinlich lag nach Julius Lippert's Urtheil der Fortschritt der Culturvölker zunächst nur darin, bei jener altgewohnten Einreibung auf den Farbstoff zu verzichten und statt des Auges den Geruchsinn für die Auszeichnung des Einzelnen gefangen zu nehmen, indem man den Fetten starkriechende Substanzen beimischte. Das schöne Geschlecht aber, dem mit einer solchen Vertauschung wenig gedient war, das entschieden mehr Werth darauf legte, dem Auge als der Nase zu gefallen, rettete aus der Barbarenzeit der Hautbemalung die färbende Schminke in die Epochen verfeinerter Gesittung hinüber. Obzwar aller Launenhaftigkeit und

Thorheit der Mode fröhnend, ist das Weib doch überall eine getreuere Bewahrerin des Herkommens als der Mann. Die schönen Frauen der alten Griechen huldigten daher, wo es ihnen nöthig schien, der Anwendung der Schminke, wovon man sogar Proben kennt. Ein sehr schönes Thongefäß, einem alten Grabe entnommen, fand sich voll mit 32 weißen, völlig runden, prächtig erhaltenen Stücken, welche die Form von Pastillen besaßen. Sie waren $^1/_2$ cm dick und scheinen durch Guß in ihre Form gebracht worden zu sein. Diese Stücke färbten sehr leicht ab und ertheilten der Haut eine angenehme Weiße, gleich der schönsten weißen Schminke, so daß auch kein Zweifel obwaltet, daß dies eine Schminke der Frauen war. Die Analyse zeigte, daß dieselbe aus chemisch reinem kohlensauren Bleioxyd, aus einem Bleiweiß bestand. Es war das Psimithion der Alten, welches die Hellenen also sehr gut zu bereiten verstanden. In Form von kleinen viereckigen Stückchen kam auch eine röthliche Schminke vor, in der sich als färbender Bestandtheil künstlicher Zinnober fand, denn auch diesen kannten die Alten, und es wird ein gewisser Kallias genannt, der ihn in Athen um die siebente Olympiade bereitete.

Sehr gewöhnlich war auch unter der römischen Damenwelt die Sitte des Schminkens, in der ihnen übrigens die Belger und Bretonen als Lehrmeister gedient haben sollen. Daß beide ziemlich rohe Völkerschaften waren, spricht deutlich für den Zusammenhang des Schminkens mit der Körperbemalung. Man besaß in Alt-Rom ebenfalls rothe und weiße Schminke, erstere

hauptsächlich aus Orseille, einem Moos, woraus das Lackmus zubereitet wird, mitunter auch aus Mennige dargestellt. Zur weißen Schminke nahm man vornehmlich Kreide und pulverisirten Krokodilmist. Außerdem war den römischen Damen die schwierige Malerkunst geläufig, um mit zarter Hand am eigenen Antlitz weitere Verschönerungen zu bewirken. Mit Vorliebe malten sie blaue Aederchen an der Schläfe, und mit einer wie Ruß aussehenden feinen Schwärze, welche in Wasser flüssig gemacht wurde, überzogen sie die Augenbrauen, so daß sie zwei schön gewölbte Halbkreise bildeten, die an der Nasenwurzel fast zusammenliefen. Auch zum Schwärzen der Wimpern diente diese Substanz, ein Pulver aus Bleiglanz, Spießglas oder Wismuth mit einer Art Erdpech und Asche von Dattelkernen, Narde, sowie von gebrannten Rosenblättern.

War im classischen Alterthum das Schminken noch ziemlich üblich, so hielten es Männer doch schon im frühen Mittelalter nicht mehr für passend. Immerhin findet es als allgemeine Volkssitte sogar in Europa heute noch Anwendung, allerdings bloß beim weiblichen Geschlechte, obwohl es ihm kaum zur Verschönerung gereicht. Diese Gepflogenheit üben die Südslawen, hauptsächlich die Serben, dann aber auch die Rumänen. In Serbien schminkt sich die einfachste Bäuerin, noch mehr aber erheischt die tadellose Kopftoilette der städtischen Serbin die Schminke. Zu den schwarzgefärbten Haaren und künstlich verlängerten Augenbrauen verlangt die Sitte weiß- und rothgeschminkte Wangen und hoch-

gefärbte Lippen. Mit Leib und Seele hängen die Mädchen und jungen Weiber aller Klassen an ihrem Schönheitsmittel, und kommen sie vom Lande in die Stadt, so gilt ihr erster Besuch der Apotheke, um dort ihr Theuerstes, das Schminkpulver, einzukaufen. Nach Hause kommen, ohne solches mitzubringen, ist ein entsetzliches Unglück; lange steht dann die Serbin betrübt und trostlos, verliert alle Lust zur häuslichen Arbeit, ja wird sogar von bösen Träumen geplagt, wenn sie ihr geliebtes Schönheitsmittel nicht an die Seite des Spiegels zu stellen vermag. Dieses Schminken ist ein wahrer Fluch, denn es hat den frühzeitigen Ruin der Hautfarbe, der Zähne und andere Krankheiten zur Folge, da die Färbemittel selten rein sind, sondern oft gefährliche Gifte, Bleipräparate und Sublimate, enthalten. Und diese entsetzliche Schminke wird obendrein ganz unnatürlich in einer dicken Schicht auf das Gesicht aufgetragen, so daß die jungen oft reizend schönen Mädchen in Bälde sich in häßliche, runzlige alte Weiber verwandeln.

Nicht vernünftiger handeln die Rumäninnen, die gleichfalls von Natur meist durch überraschende Schönheit ausgezeichnet sind und Nachhilfe wahrlich nicht nöthig haben. Aber auch bei ihnen, bei Mädchen und verheiratheten Weibern, herrscht allgemein die Unsitte, Gesicht, Lippen und Augenbrauen mit zumeist sehr giftigen Stoffen zu schminken. Im Banate Südungarns kann man häufig bei ihren ländlichen Vergnügungen, insbesondere bei Tänzen, junge Mädchen in einer Weise grell roth und weiß geschminkt sehen, daß ihre Gesichter

ein puppenartiges, fratzenhaft abstoßendes Aussehen bekommen. Und da sie eben in der Auswahl der zum Färben der Lippen verwendeten Ingredienzen nichts weniger als scrupulös vorgehen, so erscheinen ihre sonst schönen weißen Zähne bald verunstaltet und meist schwarz gerändert. Im eigentlichen Rumänien, im Königreiche, natürlich der gleiche Jammer. Nirgends vielleicht schminkt man sich mehr als dort, und nur eine geschminkte Schönheit scheint man für salonfähig anzusehen. Tagelang kann man in Bukarest nach einer unbemalten, vermögenden Rumänin suchen. Wenn man wenigstens das Anstreichen als Kunst betriebe und sich bemühte, der viel feurigeren Polin Concurrenz zu machen! Aber ach, dies ist nicht der Fall. Fingerdick liegt die Schicht schädlicher Substanzen; Hände und Hals erscheinen braun, das Gesicht kreidebleich oder roth wie ein Truthahnlappen. Quecksilberoxyd, Salpetersäure, Bleiweiß, Wismuth und andere Gifte werden bei der Herstellung der Schönheitsmedicin verwendet.

So stark wie bei den genannten Völkern wird das Schminken wohl nirgends mehr geübt; von den im Allgemeinen nicht unschönen Frauen der Kasaner Tataren hören wir freilich auch, daß sie sich durch das Bestreichen der Augenbrauen und das Schminken des Gesichts verunstalten. Im ganzen Morgenlande wird wohl auch geschminkt, aber in anderer Weise. Nebst dem schon erwähnten Hennapulver kommt das sogenannte „Kohl“ zur Verwendung. „Kohl“ heißt überhaupt jedes Pulver, das Schminkkohl aber wird, wie es an

unser „Kohle“ anklingt, mitunter wohl auch wirklich aus Kohle von Kork, Mandeln, Dattelkernen u. s. w. hergestellt. Meist jedoch mischt man Spießglanzpulver oder Antimon mit einem Tropfen Wasser und färbt damit Augenbrauen und Wimpern schwarz, indem man es mit einem elfenbeinernen Stift aufträgt. Ja, nicht bloß die Augenwimpern schwärzen die orientalischen Schönen, sondern sogar die Lider, wenigstens die Ränder der Lider, indem sie die Augen schließen und ihren Stift den mandelförmigen Schlitz entlang ziehen; gewöhnlich setzen sie diesen Strich noch seitlich, über die Augenwinkel hinaus fort, so daß die Augenlidspalte scheinbar nach allen Dimensionen hin vergrößert wird; denn durch den schwarzen Saum erweitern sich die Augen nicht nur, sondern treten auch gleichsam mehr hervor. Ueberhaupt aber bekommen sie auf diese Weise etwas Ausdrucksvolleres, denn sie werden durch die dreifache Rußschicht wie glühende Kohlen mit Asche überschüttet, und der dichte Schleier, den ihre Wimpern so schon bilden, senkt sich in Folge dessen wie ein Trauerflor über das lüsterne Spiel der Blicke.

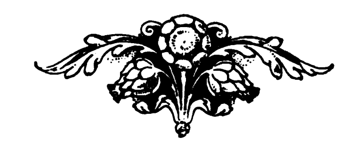
Wiederum einer andern Art des Schminkens begegnen wir in Ostasien. In Kambodscha gilt es für sehr fein, das Gesicht mit Curcume gelblich zu färben; auf Java beginnt aber die Sitte, daß Mädchen, Frauen und Kinder ihre Gesichter mit Reispuder bestäuben, nicht bloß um sich zu verschönern, sondern auch um das Schwitzen zu verhindern, indem sie die Poren der Haut künstlich verschließen. Europäische Damen, welche

sich dieses Schminkpulvers reichlich bedienen und die Wirkung desselben bezweifeln, sollten einmal die Gesichter der javanischen Frauen ansehen. Auf der hellen Haut einer Europäerin ist es nicht wahrzunehmen, daß das Pulver sich in den kleinen Hautöffnungen festsetzt, aber auf dem gelbbraunen Grunde eines javanischen Frauengesichts sind die schneeweißen Pudertheilchen leicht zu erkennen. Es macht einen seltsamen Eindruck und erinnert an das roth und weiß geschminkte Gesicht eines Bajazzos im Circus. Auch in China pudern sich die Frauen und Kinder, doch giebt es auch wirkliche weiße Schminke, und diese wird mit Recht wegen ihrer Unschädlichkeit gerühmt, denn sie besteht einfach nur aus Reisstärke. Weißer gestampfter Reis wird so lange gewaschen, bis das Wasser vollkommen rein abfließt. Dann wird er in frisches Wasser so lange gestellt, bis sich die ersten Merkmale der eingetretenen Fäulniß zeigen, was in der heißen Jahreszeit in 20 Tagen, in der kalten aber erst in mehr als zwei Monaten geschieht. So wie der faule Geruch bemerkbar wird, gießt man das Wasser ab und frisches so lange zu, bis sich der saure Geruch verliert, worauf der Reis zwischen Mühlsteinen zermalmt, durch ein Sieb gelassen und der Rückstand von Neuem zermalmt wird. Jetzt erhält man eine weiße Flüssigkeit, die in Gefäßen niedergeschlagen und bisweilen umgerührt wird, damit die festen Theile sich nicht an den Wänden ansetzen, sondern zu Boden fallen, worauf man sie an der Sonne trocknet. Will man ihnen einen Duft mittheilen, so wird ein wohlriechendes Pulver aus

Gewürznelken oder Zimmt beigemengt oder die Schminke mit wohlriechendem Wasser besprengt. Die rothe Schminke der Chinesen wird dagegen aus dem Saflor (Carthamus tinctorius) bereitet, indem man die Blüthen in kaltem Wasser wäscht und sie dann mit einer Lauge aus vegetabilischer Asche, namentlich des Wermuths, übergießt. Die Farbe wird viel klarer, wenn man die Lauge nicht zu scharf nimmt, weßhalb es sich empfiehlt, die Asche erst durch zweimaliges Aufgießen mit heißem Wasser auszulaugen und erst die dritte verdünnte Lösung zu gebrauchen. Sobald die Blüthen gehörig aufgeweicht sind, schüttet man sie in einen leinenen Sack und preßt den Farbstoff aus, dem man dann irgend eine Säure (Granatensaft, Essig, saures Reiswasser) beimengt. Diese Flüssigkeit, mit weißem Schminkmehl verdickt, läßt man im Schatten sich niederschlagen und trocknen, worauf sie unter die weiße Schminke gemengt wird.

In der neuen Welt begegnen wir der Sitte des Schminkens auf verschiedenen Inseln der Südsee, wie auf den Salomonen, auf Tanna und Vanikoro. In Amerika selbst thun sich die Kreolinnen Venezuelas darin hervor. Der Weltreisende Dr. Otto Kunze fand dies besonders auffallend, wenn die Damen zur Frühmesse in die Kirche gingen, Morgens um 5 bis 6 Uhr. Die blühendsten und schönsten Mädchen schminken sich stark, und zwar nicht roth, sondern blaß weiß, denn man will nicht gelb wie ein Kreole, sondern weiß wie eine englische Miß

aussehen. Wo immer wir aber dem Brauche auch begegnen, ist er sogar in seiner größten Verfeinerung doch nichts Anderes als ein Ueberbleibsel aus den Zeiten einer weit hinter uns liegenden Uncultur.





Zur Verbreitung und Geschichte des Bartes.

Im Allgemeinen führt man als eines der erheblichsten Unterscheidungsmerkmale des Menschen vom Thiere an, daß Ersterer mit einer schönen glatten Haut, das Thier hingegen, von Fischen und Vögeln abgesehen, mit einem Fell oder Pelz bekleidet ist. So weit sich heute beurtheilen läßt, ist indeß die glatte Haut des Menschen erst etwas allmählich Gewordenes, das ursprünglich nicht vorhanden war. Den Urmenschen müssen wir uns vielmehr mit einem tüchtigen Haarkleide ausgestattet denken. Eine Reihe von Beispielen aufgefangener verwilderter Menschen zeigt auch, daß die Natur solche Individuen, welche Jahre lang in der Wildniß gelebt hatten und unbekleidet gegangen waren, nach und nach mit Haaren wie mit einem wirklichen Thierfelle überzogen hat. Auch sonst kennt man zahlreiche Fälle ganz ungewöhnlicher Behaarung, welchen in neuerer Zeit Sanitätsrath Dr. Max Bartels, der verdiente Sekretär der Berliner anthropologischen Ge-

sellschaft, eine Reihe hochwichtiger Arbeiten gewidmet hat. Zudem ist auch unter den Menschenstämmen der Gegenwart die glatte Haut durchaus nicht allgemeine Regel; fast bei allen herrscht eine gewisse, theils stärkere, theils schwächere Behaarung des gesammten Körpers oder einzelner seiner Stellen, und insbesondere ist das Antlitz der Männer ein Hauptsitz der Behaarung geblieben. Wir nennen dieselbe im Gegensatze zum Kopfhaare „Bart“, dessen Deutung als Rest, als unabweisliches Andenken für und an unsere thierische Vergangenheit, wie Dr. Gustav Kleinert dargethan*), als völlig zutreffend bezeichnet werden muß.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Bart, obzwar zumeist auf das männliche Geschlecht beschränkt, doch auch dem weiblichen nicht völlig mangelt, und Sanitätsrath Bartels unterscheidet hier dreierlei Formen, deren erste das sogenannte Bärtchen junger Frauen ist; eigentlich nur ein etwas stärker entwickeltes Wollhaar (Lanugo) an der Oberlippe und über den Masseteren, zuweilen auch am Kinn, und findet sich fast nur bei dunkler Hautfarbe. Bei der zweiten Form sprossen ebenfalls Haare an den für das männliche Geschlecht typischen Stellen hervor. Jedoch sind die Trägerinnen derselben meist über die klimakterischen Jahre hinaus und haben nur selten früher eine Anlage zum Barte besessen. Die einzelnen Haare pflegen stark und borstenartig, sowie mit zunehmendem Alter zahlreicher aufzutreten, stehen aber nicht sehr dicht bei einander,

*) Tägliche Rundschau vom 9. Mai 1889.

so daß man diese Behaarung beim Manne kaum als „Bart“ gelten lassen würde. Die dritte Form endlich ist die seltenste. Es treten bei derselben ganz gehörige Bärte bei Frauen jeden Alters auf, die sich in Nichts von denen des männlichen Geschlechtes unterscheiden. In Europa sind Weiberbärte am häufigsten auf der iberischen Halbinsel.

Nicht wenige der so herrlich geschilderten spanischen Schönen sind mit tüchtigen Schnurr- und Backenbärtchen ausgestattet, um die sie bei uns manch junger Officier beneiden dürfte, und diese Bärtchen sollen oft bei zunehmendem Alter zu wahren Grenadierbärten ausarten. Auch können Eingeweihte erzählen, daß diese Ueppigkeit des Haarwuchses sich bei sehr vielen spanischen Schönen nicht mit einem bloßen zarten Bartanflug begnügt, sondern bei aller sonstigen holden Weiblichkeit auch über einen großen Theil des übrigen Körpers zu erstrecken pflegt, was freilich meist durch die Kleidung verhüllt wird. Auch in Portugal sind viele bärtige Damen zu sehen, und als ältestes Beispiel des Weiberbartes gedenken wir der Erzählung des Aristoteles, welcher von zwei griechischen Weibern, Phätusia und Namisia, berichtet, daß sie förmliche Bärte gehabt haben und über dem ganzen Körper mit Haaren bewachsen gewesen seien.

Aber nicht blos beim weiblichen Geschlechte, sondern auch beim männlichen steht der Bartwuchs im innigsten Zusammenhange mit der übrigen Körperbehaarung, und weil eben die Völker in diesem Punkte sich sehr verschieden zeigen, will der britische Anthropologe C. Stani-

land Wake den Bart, worunter er hauptsächlich die Behaarung des Kinns versteht, geradezu als Rassenmerkmal auffassen. Auch Oskar Peschel sah sich genöthigt, das Auftreten der Leibhaare zu den beharrlichsten Kennzeichen der Menschenrassen zu zählen. Will man aber den Bart auch nicht als Rassenmerkmal gelten lassen, so kann man doch die gesammte Menschheit in Bärtige und Bartlose scheiden. Allerdings finden sich Bärtige wahrscheinlich unter allen Menschenstämmen, allein unter den Bartlosen sind solche Individuen dermaßen selten, daß man sie geradezu als Ausnahmen betrachten muß. Peschel zufolge mangelt der Bartwuchs oder ist doch auf das Aeußerste beschränkt bei allen Völkern mit straffem, groben Haupthaar, also bei Amerikanern, Nord- und Ostasiaten, sowie bei Malayen. Die Gruppe der Bartlosen umfaßt die Völker Nordosteuropas und des arktischen Asiens, wie die Lappen, die Samojeden, die Ostjaken am Ob, ferner die Tungusen und Kamtschadalen mit ihren Nachbarn, den Korjäken und Tschuktschen. Zu ihr zählen auch die nomadischen Völker Innerasiens uralaltaischen Ursprungs, wie die Tataren und reinen Mongolen, die Nogaier, Kirgisen, Jakuten, Baschkiren, Burjäten und Kalmüken, endlich die Japaner, Chinesen, Koreaner, Tibeter, Indochinesen, die Malayen Sumatras und anderer Eilande des ostindischen Archipels, sowie die Insulaner des östlichen Großen Oceans und vielleicht die Madagassen. Die Indianer Amerikas sind nur mit spärlichem Bartwuchs ausgestattet, sowohl in der nördlichen als in der südlichen Hälfte jenes Erdtheiles;

doch sind sie in Nordamerika doch nicht so bartlos wie die Nordasiaten. Kümmerlich entwickelt ist der Bart bei den Hottentotten, reichlicher und häufiger kommt er bei den mittel- und südafrikanischen Schwarzen vor. Peschel bekämpft den Irrthum, als gehörten die Neger zu den Völkern mit glatter Haut. Wohl ist ihr Bartwuchs nicht so reich entwickelt, wie bei den mittelländischen Völkern, aber besser als bei den Hottentotten und ungleich mehr als bei allen mongolenähnlichen Stämmen der alten und neuen Welt. Selbst der Backenbart fehlt nicht gänzlich, während er bei allen vorgenannten Stämmen gar nicht oder nur als Seltenheit anzutreffen ist. Der Schnurrbart ist auch bei ihnen selten, aber nicht unbekannt. Im Allgemeinen wird das Barthaar kürzer und der Bart selbst dünner, je mehr man sich dem Aequator und damit dem Negertypus nähert.

Diesen im Allgemeinen wenig Bebarteten, die wir schlechthin, obgleich der Bart ihnen nicht völlig fehlt, als Bartlose zusammenfassen, steht die große Gruppe der Bärtigen mit starker Körperbehaarung und reich entwickeltem Bartwuchs entgegen. Eine üppige Haarbekleidung des Körpers gehört zu den Kennzeichen der Semiten, wie der indoeuropäischen Völkerfamilie. Bei Südeuropäern, namentlich bei Portugiesen und Spaniern, zeigt sich, wie eingangs erwähnt, dieses Merkmal am stärksten ausgebildet. Ihnen zunächst kommen wohl die Italiener, Ungarn, Südslawen und Griechen, überhaupt die südlicheren Bewohner Europas. Ein Volk mit imponirenden Bärten sind ferner die Perser, auch am

Leibe meist reichlich behaart, und ebenso erfreuen sich die gesittetsten Völker Indiens eines üppigen Bartwuchses. Man darf denselben indeß nicht für ein ausschließliches Eigenthum der sogenannten kaukasischen Rasse halten, denn das bärtigste und behaarteste Volk der Erde sind die Aïno auf Sachalin und den Kurilen, wenngleich die übertriebenen Schilderungen älterer Beobachter heute beträchtlich gemildert erscheinen. Außerdem fallen in die Gruppe der Bärtigen ganz entschieden die Miao-Tsé und die ihnen verwandten Völkerschaften Südost-Asiens, die Drawidavölker Süd-Indiens, die Eingeborenen Australiens, die Papua- und andere Insulaner des Stillen Oceans: im Ganzen somit Völker der höchsten wie der niedrigsten Gesittungsstufe.

Aus allem bisher Gesagten geht nun hervor, daß es Völker giebt, in welchen der Bartwuchs in vollster Ueppigkeit gedeiht, während er sich bei anderen nur unvollständig entwickelt, stets im Einklange mit der Fülle der Leibhaare, aber, wie anthropologische Untersuchungen zeigen, ohne allen Zusammenhang mit der Natur des Haupthaares. Der Werth des menschlichen Bartes wird nun von den verschiedenen Völkern auch sehr verschieden angeschlagen. Eine große Reihe derselben zieht gegen ihn mit mehreren Mitteln zu Felde und trachtet ihn völlig zu beseitigen. Groß ist die Zahl der Völker, welche sich zu diesem Behufe die Barthaare einzeln ausziehen; dieser Gepflogenheit huldigen die nordamerikanischen Indianer; die Insulaner von Tahiti bedienten sich dazu eines Haifischzahnes und zweier Muschelspitzen, welche die Stelle einer Zange

vertraten. Das Ausreißen der Barthaare ist auch Sitte auf den Palauinseln und unter den Stieng Hinterindiens, womit die Liste gleichartig handelnder Stämme noch lange nicht abgeschlossen ist. Man hat in dieser Gepflogenheit, die Barthaare gewaltsam zu entfernen, die Ursache für die Bartlosigkeit so vieler Völker erblicken, wohl mit Unrecht. Vielmehr ergiebt es sich, daß in den meisten Fällen es gerade Völker mit ohnehin kümmerlich entwickeltem Bartwuchse sind, welche auch diesen zu beseitigen streben. Augenscheinlich entspricht ihre geringe Behaarung an Kinn und Wange nicht ihrem Schönheitsbegriffe; sie ziehen ein glattes Antlitz vor, wie sie denn auch häufig die übrigen Leibhaare auf gleichem Wege entfernen. Die Bärtigen eröffnen den Krieg gegen den Bart mit anderen Mitteln. Das Ausziehen der einzelnen Haare wäre bei dichtem Bartwuchs zu langweilig und zu schmerzhaft. Sie fanden einen anderen Ausweg: sie schoren sich. Wo die Erfindung des „Rasirens“ gemacht worden ist, darüber schweigt die Geschichte; jedenfalls ist sie uralt. Die Makua an der Mosambikküste in Ostafrika verstehen die edle Kunst, den Bart ganz oder nur theilweise zu scheeren, und die Bewohner der Neuhebriden besorgen dies mit Hilfe zerbrochener Glasscherben. Manche Völker begnügten sich, den Bart blos zuzustutzen, wie die alten Hebräer, welche ihm verschiedene Gestalten gaben. So hat denn der Bart, auch dort, wo er nicht angefeindet wurde, im Laufe der Zeit eine bunte Reihe von Wandlungen bestanden, und in den Literaturen vieler Völker sind die Beweise niedergelegt,

daß man — natürlich im Kreise der Bärtigen — die Bedeutung dieses männlichen Merkmals nicht unberücksichtigt ließ.

Eben wegen seines Vorkommens beim männlichen Geschlecht wurde der Bart ganz naturgemäß vielen Völkern das Sinnbild der Männlichkeit, obgleich er thatsächlich mit derselben nichts zu schaffen hat. Denn er beweist so wenig für, als sein Fehlen gegen dieselbe. Mit der Ausbildung des Patriarchats, der Vaterherrschaft in der Familie, mußte selbstverständlich auch das Abzeichen der Männlichkeit an Wichtigkeit gewinnen, und weil die patriarchalische Familienordnung geschichtlich im Morgenlande sich am weitesten zurückverfolgen läßt, so sehen wir auch dort den Bart von Alters her in hohen Ehren stehen. Blos die alten Aegypter ließen nur am Kinn einen schmalen und kurzen Bart stehen, ja erscheinen sogar völlig bartlos auf den Gemälden; doch erklärt sich dies eben dadurch, daß sie von Haus aus bartarm waren, wie es ihre Nachkommen, die Kopten, und ihre nächsten Verwandten, die Berabra und Nubier am Nil, heute noch sind. Die Geschichte des Bartes kann sich aber begreiflich nur im Kreise der Bärtigen abspielen. In diesem aber war es ein naheliegender Schritt, das Abzeichen der Männlichkeit zugleich für eine Zierde des Mannes zu halten. Daher war es eine Beschimpfung, wenn Jemandem unfreiwillig der Bart abgeschoren wurde. Nur in der Trauer raufte oder schnitt man den Bart ab, der als Schmuckgegenstand sich auch zum Zeichen des freien Mannes erhob. Sclaven durften gar keinen Bart

tragen, womit ihre schimpfliche Stellung gekennzeichnet ward. Solche Grundsätze herrschten im ganzen alten Morgenlande. Bei den Griechen war in frühester Zeit der Vollbart das Abzeichen der Weisen und Philosophen, welche, wie Lucian meint, mit ihrer bärtigen Würde Anhänger und Schüler an sich lockten. Ein wohlentwickelter Bart erweckt aber auch unwillkürlich die Empfindung der Anerkennung oder Hochachtung; man fühlt sich instinctiv bestimmt, hinter dem Barte etwas Höheres zu suchen und seinem Träger von vornherein eine Bedeutung beizumessen, welche sich der unansehnliche Bartlose erst mühselig erkämpfen muß. So sehen wir den Bart frühzeitig zum Würdezeichen aufsteigen, als welches er vielfach angesehen ward und bei mehreren Völkern noch gilt. Sogar bei den doch nur mit spärlichem Bartwuchs bedachten Kirgiskosaken in Mittelasien führen die Häuptlinge den Namen „Aksakal", d. i. „Weißbärte".

Wie das Kleid hat sich auch der Bart dem Gesetze der Mode gebeugt und ist im Schoße der bartliebenden Nationen sogar wiederholt ihren Angriffen erlegen. In Griechenland, wo Philosophen, Cyniker und Andere mit dem Barte, dessen Länge und Struppigkeit eine gewisse Koketterie trieben, ward das Bartscheeren zu Alexander's des Großen Zeit üblich. Der macedonische Feldherr ließ nämlich zuerst vor der Schlacht bei Arbela, 331 v. Chr., seinen Soldaten den Bart abnehmen, damit die Barbaren, ihre Feinde, sie nicht bei den Bärten packen und auf diese Weise gefangen nehmen konnten. Zwar fand die neue Sitte in manchen

Staaten lebhaften Widerstand; die Leute wollten ihre Bärte nicht opfern und das Abnehmen derselben ward sogar gesetzlich verboten; trotzdem gewann der Brauch rasche Verbreitung. Das Gewerbe der Barbiere wurde daher bei den Griechen ein sehr gewöhnliches und wichtiges, die Barbierstuben aber ganz so wie später anderwärts die Quelle der Stadtneuigkeiten und des Stadtklatsches. Die Diadochen blieben für ihre Person dieser Sitte treu, und seitdem erscheinen die Bildnisse aus den macedonischen Dynastien mit wenigen Ausnahmen bartlos. Ebenso auch jene von Dichtern und Aerzten jener Periode; nur die Sophisten hielten an der alten Gepflogenheit des Barttragens fest.

Auch die Römer wußten bis zum Jahre 300 v. Chr. nichts vom Rasiren. Da brachte P. Ticinius Mena aus seiner sicilischen Heimath die Mode, den Bart zu scheeren, nach Rom. Das Neue reizte damals so gut wie heutzutage, und da Ticinius einige geschickte Barbiere (Tonsores), seine Landsleute, kommen ließ, wurden die glatten Gesichter und mit ihnen die duftenden Locken allgemein. Scipio Africanus war der Erste, welcher sich täglich rasiren ließ. Seitdem folgten die Meisten diesem Beispiele und in der ersten Kaiserzeit bis Hadrian ward die Mode allgemein, so daß nur die Trauernden, also auch die Angeklagten und Verurtheilten, den Bart wachsen ließen. Sonst trugen nur der gemeine Mann und die Sclaven noch Bärte. Wir beobachten also hier den vollendeten Gegensatz zu der vorerwähnten orientalischen Auffassung des Bartes als Zeichen des freien Mannes und der Würde, als

Sinnbild weiser Einsicht und männlicher Entschlossenheit. Allerdings pflegten Stutzer sich nur theilweise zu rasiren und ihren Bart zu besonders zierlichen Formen zuschneiden zu lassen. Doch galt Bartlosigkeit allein für männlich, daher auch der Tag der ersten Bartabnahme zum Festtag wurde, denn erst diese stempelte den Jüngling zum Manne. Kaiser Hadrian brachte zuerst wieder einen vollen und starken Bart in die Mode; Muttermale verunstalteten sein Antlitz, und es war ihm darum zu thun, diese zu verbergen. Nach ihm ward das Barttragen wieder allgemeine Sitte und erhielt neue Nahrung mit dem Einströmen der germanischen Völker, welche in ihren Anschauungen über Haar und Bart mit jenen des Morgenlandes übereinstimmten. Auch bei ihnen, namentlich bei den Westgothen und Burgundern, war das Abscheeren des Bartes ein Zeichen der Unfreiheit und des Ehrverlustes, daher die Edlen alle lange Bärte trugen. Bald trat jedoch abermaliger Wandel ein, diesmal unter dem wachsenden Einfluß der römischen Kirche, welche zur Erhöhung ihrer Machtvollkommenheit über das menschliche Herz ihre Diener rasiren ließ. So trugen die vornehmen Franken der Merowingerzeit nur mehr einen kurzen Vollbart, unter Karl dem Großen blos noch den Schnurrbart; nur das niedere Volk fuhr fort, sich des vollen Bartes zu erfreuen. Dieser kam im zehnten Jahrhundert als Auszeichnung der höheren Stände bei Franken und Sachsen wieder in Gunst und blieb in den höchsten Regionen und bei den Häuptern der Erde keine Seltenheit; ja er schmückte als Würdezeichen

sowohl weltliche als geistliche Fürsten. Kaiser Heinrich II., Friedrich Rothbart, Rudolf von Schwaben und sogar eine große Anzahl Päpste trugen ihren Bart in gekürzter Fülle rings um's Gesicht. Dies dauerte bis zum zwölften Jahrhundert. Dann aber verschwindet der Bart wieder gänzlich. Dem Geiste des späteren Mittelalters widersprach der Bart. Die mittelalterlichen Satiriker übergossen ihn mit der Lauge ihres Spottes und neckten oftmals in recht unerfreulicher Weise die Stutzer und Gecken, die mit ihren zierlichen Bärten noch einen förmlichen Cultus trieben. Jahrhunderte lang verschwand der unglückliche Bart vom Schauplatze der Begebenheiten und machte der ungeschniegelten Bartlosigkeit Platz. Wenn wir nach den alten Grabplatten, Denkmälern und Gemälden schließen dürfen, so bildete das glatte Gesicht die Regel und alle Bartformen waren Ausnahmen; zumal der Schnurrbart kommt in Deutschland nur höchst vereinzelt vor und war dem Geschmack des Mittelalters eine völlige Unmöglichkeit. Die ganze Welt, Laien und Priester, Ritter, Bürger und Bauern zeigten ein völlig glattes Gesicht, und so mögen sich die Barbiere damals trotz ihrer elenden gesellschaftlichen Stellung vielleicht doch besser gestanden haben, als heutzutage. Alle Kreuzfahrer, die Helden Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, der schöne Tankred und Genossen, sie Alle zogen völlig bartlos in den heiligen Krieg. Eine Ausnahme machte blos das hohe Alter: Greise trugen oftmals einen Vollbart. Im Uebrigen gab es Fälle, wo das Barttragen geradezu polizeilich verboten oder

auch andererseits als beschimpfende Strafe angeordnet wurde.

Während das Abendland also immer mehr dahin neigte, den Bart ganz oder theilweise zu rasiren, hielt man dagegen im Orient nach althergebrachter Weise den Bartschmuck fortwährend für unveräußerlich. Darüber entstanden sogar Streitigkeiten zwischen der römischen und griechischen Kirche. Letztere nahm sich der Bärte an, behielt sie bei ihren Dienern bei und schmähte auf die bartlosen Heiligen der Lateiner. Die russischen Landgeistlichen (Popen) tragen auch heute noch ihren vollen Bart, und ebenso thut der Muschik, der russische Bauer; auch sonst erfreut sich der Bart, namentlich der Vollbart, großer Beliebtheit bei allen Slawenvölkern orthodoxen Bekenntnisses, wogegen er bei den katholischen Slawen, den Polen und Tschechen, stark zurücktritt. Ja, der Masure in Polen trägt fast nie einen Bart. So scheidet sich sogar in diesem Punkte deutlich abendländisches und morgenländisches Wesen!

Mit dem Ausgange des Mittelalters brachen indeß auch im Westen für den Bart neue Zeiten an. Es kam die Reformation, welche die Herrschaft der Kirche brach und unbewußt ihren Widerspruch gegen Rom auch auf die Bartlosigkeit ausdehnte. Während der Reformationszeit begann man zuerst allgemeiner den Bart wachsen zu lassen, und seither trugen auch Fürsten, Ritter, Krieger, Künstler und Gelehrte wieder Bärte. Im Gegensatz zu den glattrasirten Priestern der Katholiken trugen die protestantischen Geistlichen

Schnurr- und Zwickelbärte, welche sie erst mit dem ersten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts ablegten. Heinrich VIII. von England stutzte noch seinen Bart ganz kurz, wogegen seine Tochter Elisabeth eine große Freundin behaarter Gesichter war. Der Bart in der Form, wie wir ihn auf den Bildnissen von Shakespeare sehen, war ihre besondere Schwäche, und Essex, Leicester und Raleigh machten Alle, mit derlei Bocksbärten geschmückt, der jungfräulichen Königin den Hof. Berühmt ist der Knebel- und dreizackige Kinnbart Heinrich's IV. von Frankreich, und während des dreißigjährigen Krieges war der Bart in allen Formen Mode; er wurde, wie Moscherosch sagt, alle Morgen mit Eisen und Feuer gepeinigt, gefoltert und gemartert, gezogen und gezerrt. In Frankreich jedoch gab die Thronbesteigung des neunjährigen Ludwig XIII. den gefälligen Höflingen Veranlassung, dem bartlosen Könige zu Liebe sich zu rasiren und blos einen Backenbart, sowie einige Haare an der Unterlippe stehen zu lassen. Doch fand die Mode anfänglich wenig Nachahmung. Da hielt um jene Zeit die Perrücke ihren Einzug, und als sie bald allgemein wurde, sah der Bart sich wieder verdrängt. Nur den Schnurrbart duldete sie, und dieser stand unter Ludwig XIV. sogar in großer Gunst; sowohl der König selbst wie seine großen Zeitgenossen, wie Turenne, Condé, Colbert, Corneille, Molière u. A. gefielen sich in dieser Mode. Der Perrücke folgte der Zopf, und auch dieser hielt den Bart fast noch ein volles Jahrhundert verbannt. Erst die französische Revolution rief ihn von Neuem in's

Dasein; 1789 hatte man so wenig Zeit zum Rasiren, wie zum Frisiren; der sansculottische Geist huldigte dem bequemen „Tituskopfe“, welcher weder Kamm noch Pomade erforderte; zu ihm gehörte aber natürlich wieder der Bart, und daß er gerade in jener Zeit der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vom langen Schlafe auferstand, wird man begründet finden, wenn man erwägt, daß es während der Reformation auch gerade der allgemeine Freiheitsdrang der Zeit war, der ihn nach dem bartlosen Mittelalter wieder an's Licht trieb.

Während des Kaiserreiches und der Restauration verschwand der Bart dann noch einmal, um mit der Revolution von 1830 ein dauerndes Regiment bis zur Stunde auszuüben. Er wurde von jenem Jahre an um so beliebter, als sein Feind, der Zopf, seitdem gänzlich ausstarb. So sehen wir denn den Bart, besonders den Vollbart, mit dem Auftauchen freiheitlicher Regungen verknüpft. Absolute Regierungen bevorzugen glatte Gesichter oder dulden blos bestimmte Bartformen, mit der Revolution erscheint der Vollbart. Auch 1848 hielt er mit dem Kalabreserhut seinen Einzug. Heute denkt die Welt vernünftiger über den Bart und erblickt in ihm kein Merkmal politischer Gesinnung mehr. Bartformen werden bei uns nicht mehr verfolgt; es herrscht Bartfreiheit. Nur das Lakaienthum im engeren Sinne erhält der Brauch bartlos, im Nachklange der in gemilderter Form auf die Gegenwart herabgelangten Sitte, welche vor Alters den Bart als eine nur dem freien Mann gebührende Auszeichnung betrachtete. Sonst

erfreut er sich in allen Kreisen und Ständen der weitesten Verbreitung in allen seinen Formen und wird insbesondere in Deutschland von der Damenwelt als eine der wichtigsten Manneszierden geschätzt. Ein Mädchensprüchwort sagt: Ein Kuß ohne Bart ist wie eine Suppe ohne Salz.





Zur Entwickelungsgeschichte der Liebe.

Wenngleich die Anlagen zur Entfaltung höherer Gefühle unbestreitbar allen Menschen eigen sind, so ist die Liebe in idealem Sinne doch einer großen Anzahl von Völkern, die sich außerhalb unsrer Gesittung bewegen, völlig fremd: bei der Allgemeinheit hat dort die Ausbildung eben noch nicht stattgefunden.

Aber selbst unter Wilden finden sich, wenngleich blos ausnahmsweise, unleugbar Beispiele von Herzensneigungen mehr oder weniger ausgeprägter Art. Von einzelnen Fällen, daß auch ein australisches Herz in einem jener poetischzarten Gefühle erglühte, welchen man die Bennung Liebe zugestehen muß, erzählen Dr. Mücke, welcher in den Roman einer solchen wilden Liebe selbst handelnd eingriff, und der Engländer Thomas. Ich will des letzteren Erzählung als Beispiel der merkwürdigen Liebesgeschichte hier anführen. Beiläufig bemerkt zählen die Australier durchschnittlich

zu den niedrigen Menschenstämmen, bei welchen die Beweibung reine Sache des Uebereinkommens, des Handels oder eines natürlichen Austausches, wenn nicht gar gewaltsamen Raubes ist. Thatsächlich haben die Weiber keine Stimme dabei, indem deren Väter oder Brüder sie vergeben; von einer Herzensneigung ist fast nie etwas zu merken. Zwei einflußreiche Schwarze nun, erzählt Thomas, hatten sich um eine schöne junge „Lubra“, Namens Elisa beworben. Diese Bewerber waren Billy Hamilton, ein verständiger Schwarzer vom Goulbournstamme, und Gillibrand, der eines gleichen Rufes genoß. Der Vater, vom Teufelsfluß-stamme, gab das Mädchen dem Billy Hamilton. So oft die Stämme in Melbourne zusammentrafen, entlief jedoch Elisa zu Gillibrand, wurde aber ebenso oft wieder eingefangen. Dieser Kampf dauerte zwei Jahre lang. Das arme Mädchen, unvermögend, seine Liebe zu Gillibrand zu besiegen, und zwischen Speer und Axt ihres Vaters schwebend, war oft nahe daran, getötet zu werden. Endlich kam man überein, die Sache, wenn die Yarra- und Westhafenstämme mit den anderen Stämmen am Goulbourn zusammenkämen, durch Einzelkampf angesichts der 5 Stämme beizulegen. Die Liebhaber kämpften verzweifelt. Gillibrand wurde als der Sieger anerkannt. Nächtelange große „Korroborri“ (Tänze) folgten, und Gillibrand brachte seinen Schatz nach Hause. Offenbar handelt es sich indeß hier, wie die Namen der Betheiligten beweisen, um Stämme, welche von der Cultur schon einigermaßen beleckt sind. Das Beispiel ist also für die Regungen idealerer Liebe

auf den tiefsten Gesittungsstufen nicht allzu beweiskräftig. Wenn R. Smyth von den Australiern der Kolonie Victoria versichert, es bestehe die festeste Liebe zwischen Mann und Weib, oft gebe ersterer auch Beweise von inniger Liebe zu einem Weibe, so ist dagegen wohl der nämliche Einwand zu erheben. Schwerer wiegt die Meldung, daß in Queensland, wo die ungesittetsten Stämme hausen, wirkliche Liebesbündnisse vorkommen sollen. Die Australien benachbarten, gleichfalls schwarzen Papua auf Neuguinea und den Eilanden Melanesiens sind deßgleichen noch Wilde, die zum Theil dem Menschenfraße frönen. Dennoch ist nach Hugo Zöllers Mittheilungen kaum irgend ein anderes Volk auf seine Frauen so eifersüchtig, wie diese Neuguinealeute. Dies gibt einen nicht zu mißachtenden Fingerzeig. Ist denn nicht Eifersucht von Liebe unzertrennbar? Wächst sie nicht zugleich mit dieser? Auch glaubt Zöller bei Männern, die ihre Frauen verloren hatten, unverkennbare, wirkliche, tiefgefühlte Trauer beobachtet zu haben. Bei den freilich ungleich höher stehenden Maori auf Neuseeland, welche zu den Polynesiern zählen, führt die Eifersucht mitunter zum Zweikampfe, wie ein solcher unter anderen in dem aufblühenden Badeorte Te-Aroha 1888 zwischen zwei jungen Häuptlingen ausgefochten ward. Veranlassung zum Streite hatte eine junge Maorischöne gegeben, um deren Gunst sich die Beiden stritten. Daß bei der sinnlich leidenschaftlichen Anlage des polynesischen Gemüths es Fälle wahrer Liebe und Zuneigung gibt, läßt sich erwarten. Ganz besonders merkwürdig und auf-

fallend ist es aber, daß die Geschichte aller Niederlassungen von Europäern unter farbigen Völkern zahlreiche Beispiele enthält, daß die einheimischen Frauen ihren weißen Liebhabern eine außerordentliche Zuneigung zuwenden, welche für diese selbst gegen den eigenen Stamm Partei ergreift. In Polynesien kennt man solche Verbindungen unter dem Namen „samoanische Ehen", doch kehrt die ähnliche Erscheinung allerwärts wieder.

Die Neger Afrikas sind Menschen, die freilich auf recht verschiedener, im allgemeinen aber doch noch ziemlich niedriger Gesittungsstufe sich bewegen und es in den Künsten des Lebens nur zu schwächlichen Leistungen gebracht haben. Feinere Empfindungen traut man ihnen durchschnittlich nicht zu. Von den Westafrikanern bemerkt der mehrfach erwähnte Dr. Zöller, der Vielgewanderte, welcher für die Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens stets ein offenes Auge hat: niemals, thatsächlich niemals höre man dort von einer Liebesgeschichte. Die Negerin besitze niemals einen „Schatz", weder in ganz jungen Jahren, noch nach der sogenannten Verheirathung. Von den Schwarzen im oberen Nilgebiete sagt der erfahrene Reisende Sir Samuel White Baker desgleichen ganz ausdrücklich: „Das, was wir als Liebe bezeichnen, ist ein Gefühl, welches man in diesen Ländern nicht kennt und versteht; es existirt gar nicht. In dieser Beziehung ist alles handgreiflich, praktisch, ohne eine Spur von romantischer Zuthat." Auch bei den Kaffern, welche ihre Töchter für Rinder hingeben, kommen Neigung oder

Abneigung der zu Vereinigenden selten in Betracht, und jedes Mädchen setzt ihren Stolz darein, recht teuer bezahlt zu werden. Allein, daß bei diesem Volke das Herz dennoch spricht, läßt sich daraus ersehen, daß sich zuweilen die entsetzlichsten Scenen abspielen, wenn eine Jungfrau dem Meistbietenden ausgefolgt werden soll. Der Missionar C. F. Neuhaus, dem wir schätzenswerthe Mittheilungen über das Familienleben der Kaffern verdanken, hat unter den Sulu es erlebt, daß einmal ein Mädchen mit halbverbrannten Händen zu ihrem alten Bräutigam kam; ein anderes Mädchen ersäufte sich lieber, als daß sie sich zu der ihr aufgedrungenen Lage bequemte; eine andere junge Frau vergiftete bald nach der Hochzeit den ihr aufgedrungenen Mann. Unter den Ama-Xosakaffern erlebte es Neuhaus zweimal, daß junge Männer sich standhaft weigerten, die für sie von ihren Angehörigen gekaufte Braut anzunehmen. Wo sich aber Abneigungen so unverhohlen kundgibt, darf man wohl auch ein Vorhandensein der polaren Gefühle voraussetzen. In der That setzte der eine der beiden erwähnten Heirathscandidaten es nach zwei Jahren durch, das Mädchen seiner Wahl zu bekommen. Obgleich die Sinnlichkeit im Leben der Kaffern eine große Rolle spielt, so wird man ihnen Liebe doch nicht völlig absprechen dürfen. Ja, amor lex solus est sibi, und auch bei den Kaffern ist der Eigensinn eines Vaters ohnmächtig, wenn das Mädchen standhaft bleibt. Unter den Wilden gibt es aber bei den Mädchen Naturen von unbeugsamer Energie. Beweis ist folgende Geschichte, welche Jos. Shooter berichtet: Eine

Schöne wurde von Liebe zu einem jungen Häuptling ergriffen, als derselbe einen Tanz aufführte. Er hatte sie nie zuvor gesehen. Sie überwand alle Schüchternheit, ging in seinen Kraal und gestand ihm ihre Gefühle, welche der Barbar nicht erwiderte. Er ließ vielmehr ihren Bruder holen und sie fortschaffen. Aber sie ging wieder zu ihm, wurde abermals ausgeliefert und für ihre Hartnäckigkeit mit Schlägen bestraft; das Blut rann ihr den Rücken herab. Nach Verlauf einiger Tage erschien sie nochmals im Kraal des hartherzigen Häuptlings, und dieser empfand ob solcher Beharrlichkeit ein menschliches Rühren; nun gewann er das Mädchen sehr lieb und zahlte gern den Kaufpreis, der höher war als der gewöhnliche. Sie hat ihn gehegt und gepflegt, und er hat sie gut gehalten, niemals geschlagen und als verständige Ratgeberin hochgeschätzt. Bei den eigentlichen Negern kommt eine lang ausgesponnene romantische Liebe allerdings nicht leicht vor. Dennoch gibt es auch bei ihnen einzelne Beispiele von großer Beständigkeit unter den ungünstigsten Verhältnissen und von einer wunderlichen Aufopferungsfähigkeit, wie man sie bei der herrschenden Ansicht vom weiblichen Geschlechte kaum für möglich halten sollte. Brodie Cruickshank teilt zwei Fälle dieser Art von der Goldküste, also gerade aus Westafrika mit, dem Gebiete, wovon Dr. Zöller so wenig Erfreuliches meldet. Ein Vater verweigert seinem Sohne die Ehe mit einem Mädchen, das ihm verpfändet ist, und entschließt sich endlich, es selbst zu heirathen. Er quält sein junges Weib mit Eifersucht auf seinen Sohn, den er von ihr

bevorzugt glaubt, und infolgedessen läßt sich letzterer von seiner Stiefmutter bestimmen, ihrem Leben zugleich mit dem seinigen ein Ende zu machen; er erschießt sie und versucht sich selbst den Hals abzuschneiden; doch mißlingt ihm dies, und er stirbt durch den Strang. Ein anderer erdolcht Weib und Kind und bringt sich zuletzt selbst um, aus Verzweifelung darüber, jene an einem bestimmten Tage an seinen Gläubiger verpfänden zu müssen, den er nicht zu befriedigen vermochte. Davis erzählt von einem Neger, der nach vergeblichen Versuchen, seine Geliebte aus der Sclaverei loszukaufen, sich entschloß lieber selbst Sclave zu werden, als die Trennung von ihr zu ertragen, die ihm aber dennoch später wohl schwerlich erspart geblieben ist. Darf man da etwa nicht von Liebe reden?

Um so überraschender ist es, unter einem weit höher stehenden Volke, den christlichen Abessiniern, das Gefühl der Liebe ungemein schwach ausgebildet zu finden. Aeltere Reisende wie Bruce und Salt haben allerdings von Selbstmordfällen erzählt, welche Frauen verübten, um sich der Vereinigung mit einem ungeliebten Manne zu entziehen. Nach den Schilderungen von Combes und Tamisier können dies jedoch bloß höchst vereinzelte Ausnahmen gewesen sein. In diesem afrikanischen Alpenlande herrscht von alters her eine unglaubliche Lockerheit der geschlechtlichen Sitten; unser Schambegriff ist dort noch nicht vorhanden. Zehn- bis zwölfjährige Mädchen bieten, ohne Anstoß zu erregen, sogar in Gegenwart ihrer Mütter, ihre Gunst an, aber niemals umsonst. Niemand erblickt darin ein

Arges, und Priester sind darin nicht strenger als Laien. Ein „Hofmachen" ist völlig unbekannt und würde äußerst lächerlich erscheinen. Eifersucht ist beiden Geschlechtern fast gänzlich fremd, wenn auch dem Manne vielleicht etwas weniger als dem Weibe. Im allgemeinen sehen jedoch die Abessinier mit gleichgültiger Miene ihre Gattinnen und Töchter den Fremden um Lohn sich hingeben. In Cantiba entfernte sich der gefällige Hausherr, als er die französischen Reisenden in seiner Hütte fand, wo sie Unterkunft gesucht hatten, und bat sie, seiner jungen Frau zu gestatten, die Nacht bei ihnen zuzubringen. Aehnliches erlebten sie wiederholt auf ihrer Reise. Da kann also von Liebe nicht wohl die Rede sein, und unsre beiden Gewährsmänner leugnen auch deren Vorhandensein vollkommen, soweit das Herz dabei ins Spiel kommt. Höchstens gestehen sie einige schwache Keime jener Empfindung zu, welche in unseren Kreisen den Sonntagsstaat des Herzens bildet. Solche Keime mag man darin erkennen, daß die Abessinierinnen sich hauptsächlich jenen anbieten, die sie bevorzugen, und bei diesen sich dann mit geringem Entgelt begnügen, während, wenn umgekehrt sie die Begehrten sind, sie den Bewerber gründlich ausplündern. Im abessinischen Küstenlande, in Massaua am Rothen Meere, findet sich dagegen noch die naive, nicht ausschließlich interessirte Liebelei der Sudanesinnen. So kannte der gelehrte deutsche Reisende Freiherr von Maltzan einen arabischen Piloten, der ganz Entzücken über seine schwarze Geliebte war, die ihm „treu" blieb, obgleich er sie nur alle drei oder vier Monate sah und ihr kein Geld gab.

Fast nie überhaupt wird eine Schwarze sich des bloßen Mammons wegen hingeben. Es ist beinahe immer eine Art von Liebesverhältniß im Spiele. Einem solchen Liebhaber pflegen sie auch die Treue so lange zu bewahren, als der Mann dies thut. Diese Mädchen rühmt Maltzan als außerordentlich anhänglich und fähig, für den Geliebten ins Feuer zu gehen.

Am Rothen Meere berührt sich mit der einheimischen Gesittung der eingeborenen Afrikaner, seien sie nun Schwarze oder Menschen hellerer Hautfarbe, die erst später nach dem dunklen Erdtheile gewanderte Cultur des Islam, welche den ganzen Norden Afrikas und das gesammte Vorderasien umfängt. Gleich dem Christenthum schlingt des Propheten Lehre sich um Völker gar verschiedener Rasse und Herkunft; ihrer aller Gesittungsstufe hat sie aber dem Begriffe der Naturmenschen längst entrückt. Sie alle verfügen über einen gewissen geistigen Bildungsschatz, besitzen Schrift und Dichtung. Das Bindeglied zwischen beiden Welttheilen bilden die Araber, in Afrika wie in Asien verbreitet, einer der fortgeschrittensten Zweige der Semiten. Der große britische Reisende Richard F. Burton, der dieses Volk in den verschiedensten Gegenden kennen gelernt hat und auch mit dessen Schriftthum genau vertraut ist, spricht die Meinung aus, daß, wenn die Romantik durch Ansteckung in die Welt gekommen sei, die lateinischen Völker sie eher von den Arabern als umgekehrt geerbt hätten; ja er schreibt ihnen geradezu den Ursprung der Liebe zu. Im Hirtenleben, meint er, kommen die Stämme oft zusammen,

und da mögen die Jünglinge, welche mit dem Italiener denken

> **Perduto è tutto il tempo**
> **Che in amor non si spende**

ihr Herz wohl an manches Mägdlein verlieren. Wenn auch sicherlich der Müßiggang des Hirtenthums und Herdenbetriebes das Aufkeimen von Liebeleien zu begünstigen geeignet ist, so scheint es mir doch sehr fragwürdig, darin den Ursprung der Liebe überhaupt zu suchen. Zweifelsohne ist die Liebe den Arabern von alters her bekannt, denn schon in vorislamitischer Zeit besang man die Frauen in liebeglühenden Gedichten und verklärte ihr Bild mit dem ganzen Zauber der Poesie. Die Beduinen Arabiens besaßen schon vor Mohammed ihre größten erotischen Dichter, z. B. den Amrilkaïs, den „Fahnenträger zur Hölle“, wie der Prophet ihn nannte. Von ihm ist das wunderbar schöne Gedicht von dem Stelldichein eines Beduinen bei einer Städterin, die mit dem Geliebten wegeilen will und doch wieder wie gefesselt steht an der Wiege ihres Knaben und sich ängstigt, daß die Kühnheit des nächtlichen Abenteuers das Kind aus dem Schlafe wecken möchte. Oder die andere leidenschaftliche Schilderung einer nächtlichen Entführung, wo die Frau mit dem schleppenden Saum ihres Hemdes die Fußtapfen im Sande zu verwischen sucht, damit man ihre nächtliche Entfernung nicht errathen möge. Wenn nun auch die Liebeslieder und Liebesgeschichten der Araber sich vielfach von warmer Frauenverehrung erfüllt zeigen, so erhebt sich doch, bei Lichte besehen, die Erotik dieser

Lieder selten über die Schilderung sinnlicher Wahrnehmung. Die körperlichen Reize der Geliebten, ihr Auge, ihr Busen, ihr Wuchs sind es, welche der Dichter in kühnen Metaphern preist, und alle Poesie läuft auf die Verherrlichung des Sinnengenusses, daneben auch des Bechers, hinaus. Wein, Weib und Gesang paßt auch auf die Beni Ismael. Was wir von Liebeshändeln unter Arabern wie unter den in Nordafrika mit ihnen vielfach vermengten Berbern wissen, entspricht auch völlig dieser Auffassung. Das arabische Weib träumt allerdings, je mehr sie sich Sclavin weiß, desto mehr von Liebesabenteuern, deren Ziel allemal der Betrug des Ehegatten ist. Da eines Tages, als sie zum Brunnen geht, begegnet ihr der Nachbar, der ihr einen seltsamen Blick zuwirft und bedeutungsvoll mit der Hand sein Knie berührt. Fühlt sie sich zu dem Verführer durch eine unwiderstehliche Leidenschaft hingezogen, so weiß sie, trotz der sie umgebenden Schwierigkeiten, die argwöhnische Wachsamkeit ihres Argus geschickt zu täuschen. Der Liebhaber liegt, bis an die Zähne bewaffnet, um nöthigenfalls der Rache des beleidigten Gatten zuvorkommen zu können, oft halbe Tage lang in der Nähe ihres Zeltes, im Gebüsche verborgen, bis endlich der Mann seinen Geschäften nachgeht oder ein gefälliger Adler oder Schakal die Hühner verscheucht und dadurch der Frau einen Vorwand gibt, die Verlorenen zu suchen. Der Wald ist der mehr oder minder verschwiegene Mitwisser dieser Intriguen, und mancher Verliebte treibt die Frechheit sogar so weit, sich nächtlicher Weile mit Bestechung

der wachsamen Hunde unter ein fremdes Dach einzuschleichen.

Das Verfahren bei der gefährlichen Unternehmung des arabischen Liebhabers ist, nach genauen Angaben folgendes: Während ein Vertrauter auf einer Seite des Zeltes die Hunde beschäftigt, kriecht jener ohne jegliche Gewandheit, in dem einfachen Aufputz des ersten Menschen, in die Hütte, und nachdem er sich durch mehrmaliges Auflegen seiner Hand auf die Stirn des Ehemanns von dessen festem Schlafe versichert hat, gibt er der Frau ein Zeichen; diese reicht ihm die Flinte ihres Mannes, an welcher er die Zündpfanne ausleert und das Zündloch mit einer Rebhühnerfeder verstopft. Dann überläßt sich das zärtliche Paar an der Seite des in tiefer Seelenruhe Schlummernden den strafbaren Liebkosungen, worauf der Tollkühne auf dieselbe Art, wie er gekommen, wieder abzieht. Solche Abenteuer haben aber oft auch einen blutigen Ausgang, wobei entweder der Frevler oder der rechtmäßige Besitzer das Leben einbüßt. Die Beduinen Arabiens kennen aber immerhin auch so etwas wie platonische Liebe, die sie Hawa ugri, d. h. verzeihliche Neigung, nennen; auch unterscheiden sie schon zwischen dem Liebhaber und dem Geliebten.

Was ich oben über den Charakter der arabischen Dichtung sagte, trifft auch für jene der Perser und selbst der Türken zu; auch sie ist zwar voll von den zartesten Blüthen jener Empfindung, welche im Weibe ein hochbegehrenswerthes, edles Gut erblickt, stets jedoch in sinnlicher Hinsicht. Ganz reizend

in dieser Art ist folgende türkische Anrufung der Geliebten:

> Mein weißes Mädchen, deine Leilahaare
> Sind lieblich wie des Kaufmanns Seidenware,
> Und deiner Augen hochgeschwungne Brauen
> Dreitäg'gem Monde sind sie gleich zu schauen.
> Mein weißes Mädchen, den Verstand verloren
> Hab' ich um deine rosenfarbnen Ohren!
> Dein Liebreiz hat der Welt das Licht gegeben,
> Der Sommersonne Glanz erbleicht daneben.
> Mein weißes Mädchen, deines Busens Schwellen
> Beschämt des Meeres sturmgepeitschte Wellen,
> Und alle Schritte deiner schmalen Füße
> Sind für die Erde heiße Liebesgrüße!

Es ist indeß nicht ersichtlich, daß die Türken anderen als den körperlichen Eigenschaften des Weibes Beachtung schenkten. Charakter und Gemüth werden nicht besungen. Auch die ausgeprägte Eifersucht der Männer bezieht sich lediglich auf den physischen Besitz, welchen sie sich durch strenge Absperrung im Harem zu sichern suchen. Liebeshändel hinter dem Rücken des Eheherrn kommen wohl auch vor, sind aber gewöhnlich bloß sinnlicher Natur. Niemals vernimmt man von aufopferungsvollen Handlungen als Werken der Liebe. Intriguen- und Abenteuerlust allein ist die Triebfeder solcher Liebesgeschichten, in welche sich manchmal auch Europäer einlassen, obwohl für diese die Gefahren beträchtlich sind, wenn es zu einem wirklichen Einverständnisse zwischen der gelangweilten türkischen Kokette und dem Giaur kommt. Unter sich bleiben die Beziehungen der Geschlechter rein sinnlicher Natur; der

Türke geht, wie Feldmarschall Graf Moltke schon seinerzeit betonte, „über alles das ganze Brimborium von Verliebtsein, Hofmachen, Schmachten und Ueberglücklichsein als ebenso viel faux frais hinweg zur Sache“. Auf die Türkei paßt vollkommen, was Dr. Bernstein mit Bezug hauptsächlich auf Aegypten vom Morgenlande im allgemeinen sagt: „Unsere Liebe, wie die Dichter sie besingen und wie jedes Menschenherz sie wenigstens einmal träumt, dieser Inbegriff alles Hohen und Schönen, den wir im geliebten Gegenstand verkörpert sehen und für den wir uns aufzuopfern bereit sind, diese ideale Liebe ist dem Orient ganz fremd und unverständlich.“*) Nicht anders ist es in Persien. Der Begriff der Liebe, wie er bei uns aufgefaßt wird, sagt Dr. Eduard Polak, der genaue Kenner von Land und Leuten, existirt dort kaum. Zwar fehlt es auch den Persern, die übrigens betreffs ihrer Weiber bei weitem nicht so eifersüchtig sind wie die Türken, nicht an dichterischen Liebesergüssen, und recht stimmungsvoll ist z. B. das Gedicht:

O wär' ich ein See, so spiegelhell,
Und du die Sonne, die in ihn blickte!
O wär' ich ein klarer Wasserquell,
Und du die Blume, die ihm nickte!
O wär' ich ein grüner Rosendorn,
Und du die Rose, die ihn schmückte!
O wär' ich ein süßes, süßes Korn,
Und du der Vogel, der es pickte!

Allein im allgemeinen hat die Liebe, welche die persischen

*) „Tägliche Rundschau“ vom 9. Juni 1889.

Dichter besingen, entweder einen symbolischen oder einen höchst profanen Sinn; auf das Wort Ischk, Liebe, folgt immer der Begriff Was'l, Genuß.

Wir verlassen den Bereich des Islam noch nicht, wenn wir uns zu dem weitverbreiteten Volk der Malayen in Südostasien wenden, bei dem sich Einrichtungen aus mutterrechtlicher Vorzeit vielfach noch bis heute erhalten haben. Auch hier beobachtet man, daß die eingeborenen, mitunter schönen Damen mit Vorliebe freie Vereinigungen mit den im Lande weilenden Europäern eingehen, und es wird allseits versichert, daß solche Bündnisse nicht selten aus wirklicher Liebe geschlossen werden. Im übrigen freilich ist Ostasien gerade nicht der Boden, wo die holde Blume häufig sprießt. Ueberall, in Java wie in China und Japan, werden die Ehen wenigstens wohl nie aus Liebe geschlossen; immerhin aber kommt Liebe vor. So hatten sich in Pnombeng, wie der Naturforscher Dr. Otto Kuntze berichtet, vier Frauen des Königs mit vier Siamesen in ein Liebesverhältniß eingelassen, das sehr tragisch endete. Auch bringen die Theater der Kambodjaner Liebesspiele zur Darstellung. Den hochgesitteten Chinesen fehlt jener sentimentale, beziehungsweise gemüthvolle Zug, ohne den wir uns das aufkeimende Gefühl der ersten Liebe nicht denken können. Daß „Hofmachen" eine den Chinesen unbekannte Pflicht sei, gibt der warme Anwalt seiner Landsleute, General Tscheng-ki-tong, selbst zu, und die Heirath besiegelt keine Herzensneigung. Wenigstens sind Neigungsheirathen ungemein selten. Die Litteratur allerdings möchte zu anderen Schlüssen

leiten. Das weibliche Geschlecht lebt in China zwar sehr zurückgezogen von der Außenwelt, so daß der Verkehr zwischen jungen Leuten fast unmöglich gemacht ist. Dennoch aber finden wir, daß infolge zufälliger Begegnung sich zwischen jungen Leuten Liebesverhältnisse anknüpfen, wobei die Dienerschaft des Hauses eine vermittelnde Rolle spielt. Die chinesischen Romane bieten eine Menge solcher Geschichten dar, in denen junge Leute sich kennen lernen, sich sehen, sprechen, schreiben, verloben und mit der rührendsten Treue ausharren, bis sie das Herz der Eltern erweicht und ihre Verheirathung durchgesetzt haben. Die Macht der Leidenschaft, die wechselnden Gefühle der Sehnsucht, des Vertrauens und Verzagens, der Eifersucht und der Hoffnung werden in den chinesischen Romanen mit inniger Gluth geschildert, der Mond und die Sterne, die Bäche und die Blumen zu Vertrauten gemacht. Doch die Liebe, wie sie in diesen Romanen zum Ausdruck gelangt, ist weit entfernt von der Heftigkeit und dem Seelenbrande der europäischen oder auch nur der vorderasiatischen; sie ist durchaus sanft und zahm. Sie erlaubt z. B., daß am Schlusse des Romans Hoa-Tsian eine Geliebte es sich gefallen läßt, daß ihr Liebhaber neben ihr, die er liebt, auch zugleich noch ein zweites Mädchen heirathet, welches ihm von seinem Vater und dem Kaiser zum Weibe zuerkannt ist, und daß eben aus dem pflichttreuen Gehorsam, womit sich auf diese Weise die Geliebte gutwillig ihre Liebe verkümmern läßt, die große Rührung und Bewunderung entspringt, von welcher sich sowohl der Bräutigam als alle Verwandten gegen sie erfüllt zeigen.

Wie die Chinesen sind die Japaner ein nüchternes Volk, bei dem hinsichtlich der Geschlechtsbeziehungen ähnliche Verhältnisse walten. Allein auch hier ist das Schriftthum ein redender Beweis, daß die Liebe in Japan keineswegs unbekannt ist, weit weniger als man gemeiniglich denkt. So klagt um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Dichterin Sanuki um den verlorenen Geliebten und spielt in kühner Metapher auf die Verborgenheit ihrer Liebe an. Die Liedersammlung Hyak nin is 'shiu ward zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vom Dichter Gon-chiunagon 'Sadaihe aus älteren und eigenen Dichtungen zusammengestellt und ist eine Blumenlese von hundert „Uta", welche in der Folge 31silbig zur klassischen Versform der Lyriker ward. Darin kommt nun Kwo-ko-Ten-wo's Anrede an die Geliebte vor, für welche er das um die Neujahrsnacht eßbare Wakanakraut gepflückt hat. Die fünfzehnte Uta zeigt uns Tomoye Gozen, die ritterliche Geliebte des Kiso Yoshinaka, eines Helden des zwölften Jahrhunderts, den sie auf seinen Kriegszügen und in die Schlacht begleitete, nach seinem Tode aber als Nonne betrauerte. Die zweiundsiebzigste Uta behandelt die Liebesglut einer Nebenfrau des Kaisers Shigaku. Wir erfahren auch, daß der Priester Sognen in sündiger Liebe zu der schönen Orikotehimo entbrannt ist. Die neununddreißigste Uta bespricht die unbezwingliche Liebe, welche im Herzen nicht geheim gehalten werden kann. Die Dichter Kuniyoshi und Hiroshige schildern in dem von ihnen gemeinsam herausgegebenen Ognura gui Hijak nin is 'shiu die Schicksale berühmter Liebender,

und die im zehnten Jahrhundert lebende Dichterin Murasaki Shikubu widmet vierundfünzig Novellen den Liebesabenteuern des Prinzen Genji. Es gibt Verse, in denen unbarmherzig zurückgewiesenes Liebeswerben, dem Zerstäuben der Wogen am Felsen verglichen, das Herz des Dichters mit tiefer Trauer erfüllt. Angesichts dieses Reichthums an poetischen Aeußerungen wärmerer Empfindungen schon aus älterer Zeit wird man die Japaner wohl kaum in die Reihe der liebeleeren Völker verweisen dürfen, und es ist auch schwer glaublich, daß sie in der Gegenwart von der früheren Gefühlswärme abgekühlt sein sollten. Darüber hätte man füglich alle Ursache sich zu wundern bei der sonstigen Culturhöhe der Japaner. Sind doch unvergleichlich niedriger stehende Völkerschaften solch feinerer Regungen nicht völlig baar. Die Bewohner jener öden baumlosen Inselschnur, welche in geschwungenem Bogen zwischen Asien und dem nordwestlichen Amerika hinzieht, die Aleuten, besitzen einen ganzen Cyclus von Liebesliedern, die freilich bei der geringen Gesittungsstufe zumeist einen gewissen Anflug von Cynismus und primitiver Auffassung der Liebe, stellenweise aber eine überraschende Tiefe der Empfindung verrathen, die sich beispielsweise in einem Gedichtchen ausspricht, das ich in freier Uebersetzung mit folgenden Worten wiederzugeben versuche:

Leben nicht kann ich den Tag ohne dich,
Beim Tanz ist dein Athem Leben für mich;
Einsaugen möcht' ich ihn völlig in mich,
Denn nimmer kann leben ich ohne dich.

Lassen wir den Blick nun hinüberschweifen nach der Neuen Welt, so können wir uns der Erkenntnis allerdings nicht verschließen, daß die eingeborenen Völker derselben, die Indianer, wie in ihrer ursprünglichen Gesittung, so auch in ihrem Gefühlsleben keine sonderlich hohe Stufe behaupten. Am tiefsten in dieser Hinsicht scheinen die Stämme am Orinoko und in Guyana, aus der großen Familie der Kariben, zu stehen. Schon Alexander von Humboldt bezeugt, daß bei ihnen der Vater nur nach Hause kommt, um zu essen und sich in seine Hängematte zu legen; er liebkost weder seine kleinen Kinder noch seine Weiber, die da sind, ihn zu bedienen. Und Karl Ferdinand Appun, der jahrelang unter den Karibenstämmen Guyanas gelebt hat, sagt geradezu: „Eines der schönsten Geschenke des Schöpfers ist dem Indianer nicht zutheil geworden, die leidenschaftliche Liebe zum Weibe; unbekannt mit der schönsten und zartesten der Neigungen bleiben alle ihre Empfindungen dieser Art kalt und matt, und nur die physische Liebe ist ihnen bekannt. Während meines langjährigen Aufenthaltes unter den Indianern sind mir nur äußerst wenige Fälle vorgekommen, in welchen Ehepaare sich mit allen jenen Liebkosungen überschütteten, deren ein Europäer fähig ist. Ebensowenig habe ich eine Liebkosung bei jungen, unverheiratheten Leuten bemerkt.“ Allein nicht alle Rothhäute sind so gefühlsarm, und wir müssen uns vor voreiligen Verallgemeinerungen hüten. Obschon durchschnittlich seitens der männlichen Rothhäute jede Aufmerksamkeit gegen ein weibliches Wesen als unwürdige Erniedrigung angesehen wird,

huldigt doch z. B. bei den Stämmen des Nordwestens jeder junge Indianer seiner Geliebten. Ihr gilt der erste Eroberungszug des Kriegers der Ebenen, und seine ersten Annäherungen, sagt Dodge, ein gewiegter Kenner, sind denjenigen eines verzagten Liebhabers im Hinterlande sehr ähnlich. Wird er verstanden und ermuthigt, so bringt er Abendständchen und kümmert sich nicht darum, daß die Weiber und die Hunde des Lagers durch die sehnsuchtsvoll klagenden Klänge seiner primitiven Flöte in Aufruhr gerathen. Von einem Häuptling der Arrapahoes ist bekannt, daß er sein kinderloses Weib innig liebte, küßte und liebkoste. Heckewelder konnte unter den Delawaren, besonders zur Zeit der Hungersnoth 1763, zahlreiche Beispiele rührendster Gattenliebe bewundern. Sogar Selbstmorde aus Eifersucht sind unter den Rothhäuten nicht unerhört. Bei den Pima, den Moqui und Komantschen wie bei den Tehueltschen im äußersten Süden giebt die Neigung des Mädchens bei der Ehe den Ausschlag. Im Character des letzteren Volkes ist nach Musters' Urtheil vielleicht der schönste Zug die Liebe zu ihren Weibern und Kindern, und der Verlust des Weibes wird mit tiefem Schmerze betrauert. Vollends bei dem in Amerika häufigen Mischblute, in welchem freilich die vererbten Einflüsse der europäischen Väter unverkennbar sind, gehören Ausbrüche leidenschaftlicher Liebe nicht eben zu den Seltenheiten. Anthony Trollope schildert sehr umständlich den Liebeskummer einer Mulattin auf Jamaika und Franz Engel erzählt eine haarsträubende, selbsterlebte Geschichte, in welcher bei einem Halbblutindianer

Venezuelas die Furien der Liebe und Eifersucht einen wahren Hexentanz aufführten.

Ich möchte hier aber in dieser Rundschau innehalten, weil das Mitgetheilte, so denke ich, genügt, um zu allgemeinen Anschauungen über das Entstehen der Liebe auf Erden zu gelangen. Freilich könnte man mit größerer Sicherheit sprechen, wenn die Unterlage eine breitere wäre. Allein die Quellen fließen gerade nach dieser Richtung ungemein spärlich. Es bleibt tief bedauerlich, daß die wenigsten Reisenden und Forscher, wie es scheint, die Regungen und Aeußerungen der Liebe unter fremden Völkern einer eingehenden sorgfältigen Beobachtung werth erachteten, obgleich die Wichtigkeit derselben für die Völkerpsychologie in die Augen springt. Doch kann man Hunderte von Werken durchstöbern, ehe man auf eine für dieselbe brauchbare Angabe stößt. Sogar Bücher, welche das Wissen vom Menschen zum Vorwurfe haben, wie Ratzels schöne umfangreiche „Völkerkunde", lassen völlig im Stich. Ich habe deßhalb geglaubt, aus dem nicht ohne Mühe zusammengelesenen Material das Wichtigste hier mittheilen zu sollen, in der Hoffnung, daß die vorgeführten Beispiele des Interesses nicht entbehren würden. Soweit nun die gewonnene Kenntniß zu Schlüssen berechtigt, lauten diese dahin, daß die Liebe des Wilden sich vorherrschend in der sinnlichen Sphäre bewegt, wenngleich nicht übersehen werden darf, daß sie stellenweise auch in einer geläuterten und veredelten Gestalt auftritt, ja manchmal sogar der Romantik nicht entbehrt. Das Verliebtsein ist auf den untersten Staffeln der

Menschheit ein unbekanntes Ding, die Anlagen dazu sind aber überall vorhanden. Auf den folgenden Stufen erkennt man darin dann gar viele Stadien und Abstufungen. Zwischen den beiden äußersten Grenzen der bloßen Sinnlichkeit und der vergeistigten Liebe läuft unverkennbar, sowohl individuell innerhalb der gesitteten Welt, als ethnisch von Volksgruppe zu Gruppe, eine unabsehbare Reihenfolge feiner, oft kaum unterscheidbarer Zwischenstufen jenes geistigen Antheils, welcher ein unerläßlicher Bestandtheil der Liebe ist und in der poetischen Verklärung der Geschlechtsbeziehungen gipfelt. Allen hochgeborenen Menschenstämmen ist nun diese Vergeistigung der Geschlechtsliebe eigen, die für das Gemüth das ist, was für die Lenzflur die Fülle des Himmelslichtes, des Schöpfers all der schönen und lieblichen Entfaltung, die wir ringsum erblicken, und zugleich auch der Verklärer dieser Erscheinungen, der uns ihre Schönheit erst voll offenbart. Diese Liebe nun, deren Entfaltung am lebhaftesten und schönsten im Anfange ist, wenn zwei Wesen zu fühlen beginnen, daß von ihren Persönlichkeiten ein gegenseitiger Zauber ausgeht, der sie zu nähern strebt, ist kein reines Naturerzeugniß, sondern das Ergebniß einer langen geschichtlichen Entwickelung der im Menschen schlummernden Anlagen — sie ist mit einem Worte eine Frucht unserer Cultur.





Zeitehen.

Eines der spannendsten Capitel in der Entwickelungsgeschichte der Sitten, deren Studium die Gegenwart mit einiger Vorliebe sich zuwendet, ist zweifelsohne jenes, welches darüber handelt, wie wir zu unseren heutigen Ehebegriffen gelangt sind. Auch sie sind das Ergebniß eines sehr allmählichen Werdeprocesses, und auf dem Wege begegnet man mitunter recht seltsamen Einrichtungen und Erscheinungen. Bekanntlich ist die unendliche Mehrzahl der Menschheit der Vielweiberei ergeben, und selbst in der Gesittung schon fortgeschrittenere Stämme, welche eine Beschränkung der Frauenzahl, ja sogar die Einweiberei üben, dulden doch daneben das gesetzlich anerkannte Kebsthum oder Concubinat mit Sclavinnen. So ist es unter Anderem im ganzen Morgenlande, wo die Lehre des Propheten herrscht. Auf einem kleinen Gebiete des Islams, im Kreise der schiitischen Völker, zu welchen vornehmlich die Perser gehörten, kennt man jedoch außer der rechtmäßigen Ehe und dem erwähnten

gesetzlichen Concubinat noch eine dritte, besondere Eheform, die sich übrigens keineswegs auf die moslimsche Welt beschränkt, und daher einer näheren Betrachtung wohl werth ist, ich meine die Ehe auf Zeit, und zwar auf eine vertragsmäßige Zeit.

In Persien, wo wir den Faden unserer Darstellung aufnehmen wollen, entspricht die „Akdi" ganz unserer Ehefrau, der Gattin. Man nennt aber „Sighe" ein Weib, welches durch Vertrag auf bestimmte Zeit, die von einer Stunde bis zu 99 Jahren schwanken kann, gegen ein gewisses Entgelt und gegen festgesetzte Entschädigung im Falle von Nachkommenschaft, geheirathet wird. Während dieser ausbedungenen Zeit genießt sie die vollen Rechte einer rechtmäßigen Ehefrau; nach Ablauf der Vertragsdauer aber ist sie, falls diese nicht verlängert oder erneuert wird, dem Manne gesetzlich verpönt. Für die dieser Ehe entsprossenen Kinder ist der Mann zu sorgen verpflichtet, deshalb die Sighe nicht eher als vier Monate nach der Trennung an einen Anderen sich verheirathen soll; doch wird dieser Punkt häufig umgangen, und ein neuerer Reisender — Marcel Dieulafoy — berichtet, daß jene Frauen, welche „Ehe auf Zeit" eingehen, das Recht besitzen, sich alle 25 Tage wieder zu verheirathen. Die persischen Zeitehen sind vielleicht daraus entstanden, daß der Perser auf Reisen, Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz niemals seine Frauen oder Kinder mitnimmt, vielmehr heirathet er fast an jeder Station, wo er länger verweilt, eine Sighe, was die Mollah begünstigen, weil sie fette Sporteln daraus

lösen. Manche sind freilich schon recht bescheiden in ihren Ansprüchen und geben gegen ein geringes Entgelt von 1—1¹/₄ Mark solchen Verbindungen die religiöse Weihe. Der Wahlspruch dieser Bescheidenen lautet offenbar: Großer Umsatz bei geringem Nutzen. Die Ehen auf eine Stunde sind besonders auf dem Lande gebräuchlich, und die Landleute geben gerne ihre Töchter und Schwestern zu solchen Verbindungen her, welche ihnen stets ein schönes Geschenk einbringen. Der Vertrag auf 99 Jahre stellt thatsächlich die Sighe der Akdi gleich, wird aber gewöhnlich nur da abgeschlossen, wo bereits vier rechtmäßige Gattinnen vorhanden sind. Auf diese Weise umgeht man das islamitische Gesetz; denn das fünfte Weib ist nun den übrigen ebenbürtig. Der Perser kann also auf diesem Wege Weiber in unbeschränkter Zahl nehmen, was auch von einigen Großen wirklich geschieht. Die Kinder aller drei Klassen, der Akdi, der Sclavinnen und der Sighe sind nach dem Gesetz bei der Erbschaft gleichberechtigt, doch finden hierin auch willkürliche Ausnahmen statt.

Vier Dinge sind erforderlich, um eine solche Zeitehe gesetzlich zu machen: der Vertrag, die persönlichen Bedingungen, wonach das Weib einer der vier Religionen: Islam, Judenthum, Christenthum oder Magierthum angehören muß, die Morgengabe oder der Brautschatz, welcher wäg- und meßbar sowie im Vertrage genau beschrieben, in seiner Höhe jedoch beliebig groß oder klein ausgemacht sein kann, endlich die Feststellung der Zeitdauer. Fehlt eines dieser vier Erfordernisse, so sinkt die Verbindung zu einfachem Concubinat, wenn

nicht zu Schlimmerem herab. Unverkennbar hat diese persische Zeitehe die größte Aehnlichkeit mit der indischen Gandharva-Ehe zu „Lust und Liebe“, welche blos der Kriegerkaste, den Kschatrya, gestattet war, und mit der sogenannten „Genußehe“ (Nikah-el-mota), welche schon bei den vorislamitischen Arabern eingebürgert war und von Muhammed zu wiederholten Malen genehmigt wurde. Die Sunniten haben die Einrichtung verworfen, die Schiiten aber beibehalten, mit der Begründung, daß der Prophet sie nicht verboten habe; was aber nicht verboten, sei erlaubt. Die Ehe auf Zeit ist also sehr alt, und bei den Beduinen Arabiens hat sie sich gleichfalls bis in die Gegenwart erhalten. Im Dschebel Schammar giebt man, wie schon Guarmani berichtete, eine Tochter gern dem ersten besten Fremden zur Frau und nimmt sie wieder zurück, wenn Jener wegreist. Kommt er in einer anberaumten Zeit nicht zurück, so gilt die Ehe für geschieden. Ja, selbst im heiligen Mekka kommen zwischen den Pilgern, aber auch mit Einheimischen zeitweilige Verbindungen zu Stande, welche als völlig regelmäßig abgeschlossene Ehen angesehen werden und keineswegs etwa als unsittlich gelten. In Persien ist die Zeitehe wahrscheinlich weit älter, als die Einführung des Islams, und, wie man vielleicht vermuthen darf, ein Erbstück der alten Feueranbeter.

Sehr bezeichnend ist die vorerwähnte Bedingung, daß eine der vier Religionen, welcher die Frau angehören soll, das zarathustrische Magierthum ist. Elemente davon mögen noch in den heutigen Nestorianern stecken, welche sich für Nachkommen der alten Chaldäer

ausgeben, in Wahrheit aber von den Aramäern abstammen. Die Nestorianer sind eine christliche Sekte, besonders zahlreich in der persischen Provinz Aserbeidschan, und eigenthümlicher Weise nehmen auch sie an Zeitehen keinen Anstoß. Sie finden nicht die mindesten Bedenken, weder aus nationalen oder religiösen, noch aus sittlichen Rücksichten, ihre Töchter vertragsmäßig für eine bestimmte Zahl Jahre oder Monate und gegen eine festgesetzte Summe an dort weilende Europäer zu überlassen. Es handelt sich dabei um eine richtige Ehe; das Geschäft wird gewöhnlich mit aller Regelmäßigkeit und Förmlichkeit stets in Gegenwart der Eltern oder nächsten Verwandten des Mädchens, oft sogar im Beisein eines nestorianischen Priesters, abgemacht. Man wetteifert, jedem neuen Ankömmling aus Europa, von dem man einen längeren Aufenthalt voraussetzt, ein Mädchen aufzudringen. Sobald man über die Dauer dieser Zeitehe — Matrimonio alla carta wird sie nach fremdem Sprachgebrauch zuweilen genannt — und über den vom Manne zu leistenden Preis sich geeinigt hat, wird das Mädchen dem Europäer von den Verwandten in aller Förmlichkeit zugeführt. In den meisten Fällen zieht sogar die ganze elterliche Familie der Braut mit in das Haus des zeitweiligen Gemahls, der sie natürlich auf seine Kosten ernähren muß. Oefters wird dies zur ausdrücklichen Bedingung bei Abschluß des zeitweiligen Ehebündnisses gemacht. Diese Sitte ist bei den Europäern in Persien und namentlich in Aserbeidschan bereits so alt und allgemein, daß das sittliche Gefühl dort nicht den geringsten Anstoß daran nimmt. Man

fragt sich gegenseitig ganz unbefangen, wie sich die Frau Gemahlin befindet und was die Kinder machen. Eheliche Treue und zärtliche Pflege der Sprößlinge muß man diesen nestorianischen Frauen nachrühmen. Sobald nach Ablauf der festgesetzten Zeit der Ehevertrag gelöst ist, wird ein neuer Vertrag geschlossen, wenn der Gatte nicht inzwischen seiner zeitweiligen Gemahlin müde geworden ist und ein ähnliches Verhältniß mit einer Anderen eingehen will. Die entlassene Frau findet um so schneller einen neuen Freier unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, als sie demselben eine hübsche Baarschaft mitbringt, während sonst der heirathslustige Nestorianer seine Frau ihren Eltern abkaufen muß. Bei diesen Christen Aserbeidschans herrscht heute noch der thatsächliche Frauenkauf der patriarchalischen Zeit. Die aus dem zeitlichen Ehebunde hervorgegangenen Kinder gehen fast immer in den Besitz der Mutter über, welche ihnen eine fast zärtlichere Liebe beweisen soll, als sie für die später im neuen Ehebündnisse Geborenen hegt. Auch der nestorianische Stiefvater, so wird berichtet, vernachlässigt keineswegs seine Pflichten gegen diese mit der Heirath an ihn übergehenden Kinder.

Zeitehen zwischen Europäern und Eingeborenen, wie die hier geschilderten, sind nun durchaus keine vereinzelte, sondern vielmehr eine ganz regelmäßige Erscheinung in allen außereuropäischen Gebieten, wo Weiße zu längerem Aufenthalte genöthigt sind. Eine Ausnahme scheinen blos die Briten zu bilden, welche eine eigenartige Scheu vor jeglicher Mischung mit

fremdem Blute beherrscht. Der österreichische Reisende Gustav Kreitner, welcher 1880 den Grafen Szechenyi auf seiner großen innerasiatischen Expedition begleitet hat und jetzt als österreichischer Consul in Yokohama thätig ist, erzählt, in Shanghai sei ein Theil der Europäer wohl mit Japanerinnen verheirathet, doch gelten diese Bündnisse nur auf eine vertragsmäßig bestimmte Frist. Und Hugo Zöller, der Vielgewanderte, meldet das Nämliche von den Küsten Westafrikas. Die weißen Kaufleute, welche dort leben, sind fast alle nach Landesbrauch auf Zeit, d. h. für die Dauer ihres Aufenthaltes an einem bestimmten Punkte, mit einem schwarzen Weibe verehelicht. Diese Sitte entspricht so vollständig den eigenen Gebräuchen und den altüberlieferten Anschauungen der Neger, daß Niemand etwas Arges daran findet. Das Verhältniß der weißen Kaufleute zu ihren schwarzen Frauen ist in den Augen des Volkes ein vollkommen rechtmäßiges, ohne jeden entehrenden Beigeschmack. Diese Frauen sind auch keine bezahlten Dirnen, sondern gehören durchweg den ersten Familien des Landes an. Außer dem geringen an die Eltern bezahlten Kaufpreis braucht der weiße Mann blos in mäßiger Weise für den Unterhalt seiner schwarzen Frau zu sorgen. Und anhänglich, wenn auch nicht immer treu, sind diese Frauen, welche, wenn der weiße Mann nach Europa abdampft, zu den Sitten und der Lebensweise ihrer schwarzen Verwandten zurückkehren. Die durch ihre gelbe Hautfarbe leicht zu erkennenden Kinder von Europäern theilen, ausgenommen in einigen Kleinigkeiten, in aller und jeder Beziehung das Loos ihrer

Mutter. Erst an sehr wenigen Orten ist durch den Einfluß der christlichen Mission bei einem verschwindend kleinen Theile der weiblichen Bevölkerung die ursprüngliche Naivetät durchbrochen und die Ansicht, daß kirchliche Verehelichung etwas Besseres sei, zur Geltung gebracht worden. Ob die Mission damit besonders viel erreicht habe, läßt Zöller dahingestellt; soviel ist ihm zufolge sicher, daß sich ihre Schülerinnen nicht weniger gern als alle übrigen Töchter des Landes auf Zeit verheirathen.

Auch in Polynesien hat das Hereinfluthen der Europäer überall mehr oder minder zu sogenannten „samoanischen Ehen“ geführt. Heute pflegt nämlich bei Verbindungen zwischen Europäern und Samoanerinnen eine Art von stillschweigender Uebereinkunft stattzufinden, die man samoanische Ehe nennt. Sie ist nichts Anderes als eine Zeitehe. Die christlichen Sendboten auf den Südseeinseln verkündigen und predigen natürlich die Heiligkeit und Nothwendigkeit der Ehe. Ohne den Schein einer solchen würde daher eine Samoanerin, namentlich aus den Adelsständen, nicht leicht die Frau eines Weißen werden. Eine Art stillschweigender Uebereinkunft ist es aber, daß die Ehe zum mindesten so lange dauert, als der Weiße im Lande bleibt. Zwar giebt es auch Beispiele von regelrechten Ehen, dann aber waren die Frauen meist selbst schon aus einer Verbindung von Weißen mit Polynesiern hervorgegangen. Die Folgen einer samoanischen Ehe äußern sich bei dem eigenthümlich zutraulichen Charakter des Volkes zunächst darin, daß der ganze Anhang der

Frau sich als zur Familie gehörig betrachtet. Werden Koffer und Kisten nicht ordentlich verschlossen, so mausen die unbekleideten Herren Väter und Brüder Alles weg, weniger aus Diebesgelüsten, als aus einem mangelnden Verständniß des Eigenthums. Von zehn eingeborenen Frauen, die mit Europäern in solcher Zeitehe gelebt haben und von ihnen verlassen wurden, zeigen übrigens neun entschiedenen Widerwillen, sich später an eingeborene Männer zu verheirathen. Und ganz besonders merkwürdig und auffallend ist es, daß die Geschichte aller Niederlassungen von Europäern unter farbigen Völkern zahlreiche Beispiele enthält, daß die einheimischen Frauen, gegen ihren eigenen Stamm verschworen, fest an ihren weißen Zeitgatten hingen. Auch die polynesischen Weiber der französischen Officiere auf den Markesasinseln ergriffen entschlossen die Partei ihrer weißen Männer gegen die eigenen Stammesgenossen.

Schwer ist es, die Grenze zu ziehen, wo die Zeitehe sich vom Concubinat scheidet, das nicht unpassend als „wilde Ehe" bezeichnet worden ist. Bei Lichte besehen ist jede wilde Ehe eine Ehe auf Zeit, blos mit dem Unterschiede, daß die Dauer des Verhältnisses nicht im Vorhinein festgesetzt ist. Solche wilde Ehen kommen fast überall auf Erden, bei den Völkern der verschiedensten Gesittung, im Süden wie im Norden vor. Vielleicht findet sich demnächst Gelegenheit, mehr darüber zu sagen. Für diesmal nur so viel: es geht nicht an, diese Verhältnisse, die Zeitehen und die wilden Ehen, wie gar Mancher vielleicht zu thun geneigt wäre, kurzweg als sittliche Verderbtheit zu brandmarken: kaum

beim Weißen, der sich in einer Zwangslage befindet, am allerwenigsten bei den Eingeborenen, deren Anschauungen betreffs des Bundes der Geschlechter noch in viel älteren, weniger gereiften Begriffen wurzeln. In den wilden Ehen lassen sich bei dem Mangel irgend welcher Formen natürlich vielerlei Abstufungen unterscheiden. Ein letzter Ausläufer derselben ist das Maitressenthum, dessen Luxus die Großen und Vornehmen der europäischen Culturnationen sich gönnten und zum Theil noch heute gönnen. Im Lichte unserer geläuterten Moral ist Maitressenthum unsittlich, Sittenverderbtheit. Verhehlen darf man sich aber nicht, daß hier durchaus kein Erzeugniß einer bestimmten Gesittungsperiode, keine irgendwie neugeborene Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens vorliegt, sondern daß eine uralte Form des Geschlechtsverkehrs ihre früher allgemeine Anerkennung eingebüßt hat und dadurch zu einer verfehmten herabgesunken ist.





Ein dunkles Capitel.

Die wachsende Sittenverderbniß ist die Plage der Moralphilosophen unserer Zeit, und emsig sind sie beflissen, alle Merkzeichen derselben zu sammeln und uns vor Augen zu führen. Die Lockerung der ehelichen Bande, wie sie eben bei den höchstgestiegenen Culturnationen der Gegenwart sich zu vollziehen scheint, gilt als eines der hervorstechendsten Anzeichen der gesellschaftlichen Krankheit. Von Frankreich ist die in Bühne und Schriftthum verderbliche Strömung ausgegangen, welche den Ehebruch in den Vordergrund des Interesses rückt und von den mannichfachsten Gesichtspunkten aus beleuchtet, bald entschuldigend, bald auf das Härteste und Grausamste verdammend. Und ein Denker aus dem kühlen Norden — kein leichtfertiger Gallier — Henrik Ibsen, stellt ihn mit dämonisch packender Gewalt geradezu als Nothwendigkeit hin. Daß bei allen gesitteten Völkern unserer Tage, das deutsche nicht ausgenommen, eben dieser Stoff die unwiderstehlichste Theilnahme erweckt, ist ein sprechendes Zeugniß, daß er in

der That eine hervorragend menschliche Saite berührt. Ob er auch wirklich einen wunden Fleck unserer Gesellschaftsordnung trifft, bliebe zu untersuchen. Wer aller Frivolität fern, mit sittlichem Ernst an die Prüfung dieser Fragen herantritt, wird zunächst aller vorgefaßten Meinungen sich nach Kräften entschlagen und in seinem Urtheile von der Fackel leiten lassen müssen, welche die Wissenschaft vom Menschen ihm in die Hand giebt.

Oskar Peschel, der vorsichtige Altmeister der Völkerkunde, betont, wie die Geschichte uns die Lehre ertheile, daß alle hochgestiegenen Völker die eheliche und überhaupt die geschlechtliche Reinheit strenge gehütet haben, sowie daß jeder Lockerung der Sitten die Zerrüttung der Gesellschaft auf dem Fuße folgte. Aber mit nicht geringerem Rechte weist der britische Sittenforscher Hartpole Lecky auf die Lehre der nämlichen Geschichte hin, daß gerade in Zeiten großer geistiger Aufklärung und großer gesellschaftlicher Verfeinerung die Beziehungen der Geschlechter oft höchst zügellos gewesen sind. Diese Beziehungen bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten bieten dem Studium einen geradezu unerschöpflichen Stoff. Ich will hier aus denselben nur eben herausgreifen, was auf den Ehebruch Bezug nimmt und auf die jeweiligen Ansichten über denselben Licht zu werfen vermag.

Voltaire hat einmal von der Ehescheidung witzig gesagt: „Die Ehescheidung ist beinahe ebenso alt, wie die Ehe. Ich glaube, daß die Letztere nur einige Wochen älter ist.“ Nun, ganz das Gleiche ließe sich vom Ehe-

bruche wiederholen. Damit ist deutlich ausgesprochen, was übrigens selbstverständlich ist, weil es in der Natur der Dinge liegt, daß der Ehebruch mit der Entwickelungsgeschichte der Ehe selbst auf das Innigste verflochten ist. Freilich will jene Schule, welche in den menschlichen Einrichtungen göttliche Satzungen erblickt, von einer solchen Geschichte ebensowenig etwas wissen, als etwa von einer Geschichte der Sprache oder der Religion, und besonders die Frage nach den Ursprüngen ist ihr ein Greuel. Es könnte sich da ja ergeben, daß was als Gesetz der göttlichen Weltordnung behauptet wird, einmal gar nicht bestanden habe, ein Gedanke, den der Hinweis entkräften soll, daß man keine sprach-, ehe- oder religionslosen Volksstämme auf Erden finde. Diese Thatsache kann bereitwillig zugestanden werden, berührt aber die Entwickelung der fraglichen Erscheinungen nicht mehr, als die Unmöglichkeit, im heutigen England z. B. ein Dorf ohne Scheeren oder Zündhölzchen zu finden, die Thatsache berühren würde, daß es eine Zeit gegeben hat, als diese dort nicht existirt haben. Es *kann* aber nicht blos, sondern es *muß* sogar, will man nicht alle Forschungsergebnisse über den Haufen stoßen, eine *voreheliche* Zeit so gut wie eine vorreligiöse und vorsprachliche gegeben haben. Die mehr oder minder zurückgebliebenen Stämme, die wir recht unzutreffend als Wilde oder Naturvölker bezeichnen, verkörpern zwar keineswegs den Urzustand unseres Geschlechts, dem auch sie alle schon längst mehr oder weniger entrückt sind, aber sie nehmen noch heute Stufen ein, welche von den gebildeten Völkern bereits zurück-

gelegt sind und woran der Gang der Entwickelung sich mit ziemlich annähernder Richtigkeit ablesen läßt.

Darnach lebte der Mensch der Urzeit in kleinen Horden, eine der anderen feindlich gesinnt, mühsam den Kampf um's Dasein kämpfend. Dem Stärksten unter ihnen mag alsbald die Führung der Horde zugefallen sein, innerhalb welcher es noch keine Ehe gab. Damit entfallen auch Elternschaft und Kindschaft. Wir wissen jetzt noch von rohen Stämmen, bei welchen die Eltern um die Kinder sich nur so lange bekümmern, bis sie zum nothwendigsten aufgebracht sind; dann gehen die Kinder in der Horde auf und werden ihren Erzeugern ebenso fremd wie der flügge gewordene Vogel. Innerhalb der Horde, welche eine auf Gleichheit des Blutes beruhende Geschlechtsgenossenschaft bildete, aber nur innerhalb dieser, wurde Keuschheit von Niemandem begehrt noch geübt. Ein solch' roher Zustand, dem jeder Begriff einer Verwandtschaft fremd war, konnte sicher nicht lange währen, denn sehr frühzeitig tauchte in der Geschlechtsgenossenschaft ein Etwas auf, aus dem lange, lange später die Familie hervorgehen sollte, und allem Anscheine nach war dies das Werk, das Verdienst des Weibes. In der gesammten organischen Natur empfindet die Mutter eine viel lebhaftere und frühere Zuneigung zur Brut, als deren Erzeuger. In der geschlechtsgenossenschaftlichen Horde gab es noch keine Väter, wohl aber Mütter, welche die Kinder an ihrem Busen nährten, meist, wie es heute noch bei sehr vielen niederen Völkern üblich, mehrere Jahre hindurch. Das instinktmäßige Gefühl der Mutterliebe bildete sich dabei

immer stärker aus, immer später trennte sich die Mutter vom Kinde. Es entstand die Muttergruppe, in welcher der Mann in der Eigenschaft als Gatte und Vater noch keinen dauernden Bestandtheil bildete. Nach und nach trat die auf die Gleichheit des Blutes sich gründende Mutterfolge hinzu, die wieder ihrerseits mit der Entstehung des Eigenthums zusammenhängt. Der Begriff des Eigenthums ist nämlich der Menschheit ebensowenig angeboren, als sich die Einrichtung selbst überall und zu allen Zeiten findet. Als derselbe zuerst an der beweglichen Habe erwachsen, ging diese von der Mutter auf deren Kinder, als deren nächste Blutsverwandte über, endlich in späterer Folge, als der Mann der Muttergruppe näher getreten war, auch auf sein bewegliches Gut, die Schwesterkinder. Diese Gesellschaftsordnung des sogenannten „Neffenerbrechts“ ist noch gar vielen Völkern eigen.

Je mehr der Mensch sich nun geistig und moralisch entfaltete, desto mehr entthierten sich, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, auch seine geschlechtlichen Ansprüche, welche noch kein edlerer Zug, nichts von dem leitete, was auch nur im Entferntesten dem Gefühl entspräche, das wir Liebe nennen. Lieblosigkeit, auch unter den Geschlechtern, herrscht in der Urzeit wie unter den Barbaren unserer Tage. Auch sie, die herrliche, die Welt aus den Angeln hebende Empfindung, die unser ganzes Denken und Fühlen in Aufruhr bringt, ist einmal nicht gewesen. Angesichts der vielfachen, aus allen Erdtheilen beigebrachten Zeugnisse ist kein Zweifel, daß eine über die Sinnlichkeit hinausgehende

Liebe den niederen Gesittungsstufen unbekannt ist, wenngleich die Anlage zur Entwickelung höherer Gefühle in ihnen allen schlummert. Die ersten Regungen der „Liebe auf Erden“ zu belauschen, ist ein ungemein spannendes Studium, hier ist nur zu sagen: „Und sie kommt doch!“ Freilich erst als Spätfrucht der Cultur. Auf den untersten Staffeln der Menschheit ist das Verliebtsein ein unbekanntes Ding; der wilde Mann verfuhr auch hier nur nach dem Gesetze des Rechts des Stärkeren: innerhalb und außerhalb der Horde. Er raubte Weiber fremder, feindlicher Geschlechtsgenossenschaften und führte sie dem eigenen Stamme als sein persönliches Besitzthum ein. Noch galten sie ihm nicht höher als die Habe an leblosen Dingen, aber mit der Vermehrung der Letzteren erwuchs auch die Liebe zum Besitze selbst. Doch nicht dem Weibe als solchem galt diese Liebe, sondern eben nur ihrem Besitze, und viel Weiber zu besitzen ward des Halbwilden Ehrgeiz, sein Stolz und zugleich sein Reichthum; denn das geraubte Weib ist seine Sclavin ebenso wie der Kriegsgefangene. Dahin ist des Weibes freie Stellung und Ungebundenheit aus den Tagen der Muttergruppe; es ist für immer einem Herrschaftsverhältnisse verfallen. Mildere Sitten, steigende Cultur setzen endlich friedliche Verständigung mit dem Feinde an Stelle der rohen Gewalt. Der Weiberkauf, wie er bei einer Unzahl Völker sogar höherer Gesittung, in der ganzen Welt des Islams und selbst bei Christen wie die Nestorianer in Uebung steht, verdrängte den Frauenraub, der zum bloßen Sinnbild herabsank. Noch gab es anfangs keine Regel

bei diesen Bewerbungen; jede Geschlechtsgenossenschaft handelte nach ihrer Weise, die eine exogam, die andere endogam. Doch von dem Augenblicke, als eine bestimmte Vereinbarung über die Beweibung erfolgte, aber nicht früher, war auch der Begriff der „Ehe“ geboren, gleichviel ob dieselbe, wie zumeist, polygam, manchmal polyandrisch, oder, was am seltensten geschah, monogam sich gestaltete. Innerhalb der so geordneten Gesellschaft herrschte indeß noch lange Zeit große Freiheit, ja völlig ungezwungener Verkehr zwischen Jünglingen und Mädchen, ein Vorgang, der sich an der großen Anzahl aller jener Völkerschaften beobachten läßt, bei welchen der Begriff der Jungfräulichkeit gar keine Bedeutung hat. Wird da also von den Mädchen Enthaltsamkeit noch nicht geheischt, so ganz anders beim gekauften Weibe. Dieses gehört dem Manne als wohlerworbener Besitz, als seine „Sache“, und muß als solche geachtet werden.

Auf dieser Stufe des Frauenkaufs entsteht erst der Begriff des Ehebruchs. Früher, im Bereiche des Mutterrechts, gab es innerhalb der Geschlechtsgenossenschaft keine „Ehe“, folglich auch keinen Ehebruch. Man kann nicht brechen, was gar nicht vorhanden ist. Nur ein Eindringling aus fremdem Stamme konnte damals einen Ehebruch, d. h. was wir heute so nennen, begehen; allein er versündigte sich dadurch an keinem Einzelnen, sondern an der ganzen Geschlechtsgenossenschaft, welche an ihm dafür Blutrache übte. Ein solcher Rechtsbruch — denn dies war es viel mehr als ein Ehebruch — ward maßlos gerächt, und es findet sich,

daß der Verführer vom Häuptling oder den Bluts-freunden des Weibes bußlos erschlagen wird. Auch macht es keinen Unterschied, ob es sich um eine Frau oder ein Mädchen handelt. Der Rechtsbruch bleibt derselbe, was ihm allein schon den Charakter eines Ehebruchs benimmt.

Ganz anders dort, wo ein Mann Besitzer des Weibes ist. Hier erfolgt ein Eingriff in das Besitz-recht des Einzelnen, des Käufers oder Inhabers des Weibes, und dieser allein, nicht mehr die Ge-schlechtsgenossenschaft, ist der Geschädigte. Er ahndet also die Antastung seines Eigenthums, nämlich des gekauften Weibes, ganz so und mit dem gleichen Rechte, wie die unerlaubte Wegnahme irgend eines ihm ge-hörigen Gegenstandes. War es früher die Rache, in welcher die Bestrafung des am Stamme begangenen Rechtsbruches wurzelte, so fußen alle Ahndungen des Ehebruches ursprünglich auf der Vorstellung des Besitz-rechtes des Mannes. Daß dieses und nur dieses den Ausschlag giebt — durchaus keine Erwägung fein-fühligerer Art —, geht schlagend daraus hervor, daß, wie ängstlich der Herr seine weiblichen Schätze, wo-möglich in abgesonderten Räumen, auch hütet und vor jeder fremden Berührung bewahrt, er andererseits damit nach Gutdünken schaltet und waltet, ja sie dem Gast-freunde oder Jemandem, von dem er sich Nutzen ver-spricht, überläßt. Man ermißt da auf den ersten Blick den gewaltigen Abstand, welcher diese erste Auffassung des Ehebruches von der unserigen trennt. Also nur dann ist Ehebruch, wenn er ohne Erlaubniß geschehen ist! Sonst ist es eben kein Ehebruch. Nur die Ver-

letzung des Eigenthums, nicht etwa des Mannes Eifersucht oder Ehre, kommt zunächst in Frage. Eifersucht, nach der bekannten, gewöhnlich Schleiermacher zugeschriebenen Erklärung, eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft, ist auf niederen Gesittungsstufen ebensowenig vorhanden, als die Liebe, ohne welche sie gar nicht gedacht werden kann. Es ist ein eitel Spiel mit Worten, aber ein sinnverwirrendes Spiel, wenn die Anhänger der glaubensstarken Schule auf die Eifersucht hinweisen, mit der manche Naturvölker ihre Frauen bewachen, weil es sich dabei nicht im Geringsten um Eifersucht im Schleiermacher'schen Sinne, sondern lediglich um Wahrung des Besitzes handelt. Von Ehre ist vollends noch gar keine Rede auf niedrigen Stufen; diesen abgezogenen Begriff vermag der Halbwilde so wenig zu fassen, wie das Kind, denn er ist in der That ein leiblich erwachsenes, aber geistig unentwickeltes, unerzogenes Kind. Sein Denken ist von den engsten Schranken umgrenzt und jeder Abstraction abhold. Eifersucht und Ehre sind beides Verfeinerungen einer späteren, geistig fortgeschritteneren Zeit oder Cultusgrades. In den Vorstellungen der niederen Menschenstämme waltet die Sinnlichkeit vor und diese heftet sich an das Greifbare, an den Besitz. Eine nothwendige Folge des Umstandes, daß die Frau unter dem Gesichtspunkte eines Besitzthums des Mannes steht, ist es dann, daß man unter ehelicher Treue des Weibes etwas ganz Anderes versteht, als unter der des Mannes. Der Mann kann nur fremde Ehe brechen, das Weib nur die eigene. Und dieser Unterschied in

der Auffassung der ehelichen Treue ist im Verlaufe aller Culturentwickelung selbst bei den höchstgestiegenen Völkern bis auf unsere Tage niemals völlig überwunden worden.

Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt es sich, daß es niemals der in unserem Sinne seine Ehe brechende Gatte, sondern stets nur das Weib und sein Mitschuldiger ist, welche Strafe trifft. Das Ausmaß der bei den verschiedenen Völkern über den Ehebruch verhängten Strafen bewegt sich innerhalb sehr weiter Grenzen, welche wiederum deutlich die Auffassung des Ehebruchs als Eigenthumsverletzung durchblicken lassen. Häufig wird derselbe mit entsetzlichen Strafen belegt und die rohesten Zeiten kennen überhaupt keine andere Sühne, als die Verwirkung des Lebens seitens des Mitschuldigen. Unsere heutigen Empfindungen spielen uns bei der Beurtheilung der Vergangenheit und fremder Gesittungskreise manch' schlimmen Streich, und der Sprachgebrauch leiht dem Irrthume seine Stütze. Es fällt schwer, für die völlig veränderte Anschauungsweise jener Zustände, wo der Ehebruch nur als Schädigung, nicht als Beleidigung aufgefaßt wurde, den passenden Ausdruck zu treffen. Auf einer höheren Stufe wird der Ehebruch sühnbar. Man hat kein Interesse an der rohen Vernichtung des Schädigers, sondern es scheint vortheilhafter, aus dem Vorgefallenen durch eine Buße Nutzen zu ziehen. Allerdings übt vielfach der Gatte noch die Gepflogenheit der urzeitlichen Blutrache und kann den Ehebrecher tödten, auch die schuldige Frau umbringen. So steht das Tödten eines oder der

beiden schuldigen Theile im Belieben des Mannes bei den Kaffern, Araukanern, den Redschang auf Sumatra, den Tonkinesen, Kirgisen und Belutschen, ebenso bei den Chinesen und den Tschernagorzen. Der alte Athener und Römer erschlug den ertappten Schuldigen, in Siam konnte früher der Gatte nach Belieben einen oder beide Theile umbringen. Nach der „Graugans“, den Gesetzen der Beduinen, jenen Knuts, dem „Gutalagh“, kann der Ehebrecher gleichfalls bußlos erschlagen werden, und ebenso nach dänischem und ostgothischem Rechte. Viel häufiger aber ward es vorgezogen, den Verbrecher in Buße und, falls er sie nicht zu leisten vermag, in Schuldknechtschaft zu nehmen. Nicht geringen Einfluß auf die Höhe der Buße nimmt dabei der jeweilige Capitalwerth des Weibes. So wird z. B. bei den neuen schwarzen deutschen Brüdern, den Dualla in Kamerun, Ehebruch auf das Strengste geahndet, nirgends aber in ganz Westafrika steht auch das Weib so hoch im Preise. Wiederum ein Beweis, wie sehr das Verbrechen vom Standpunkte der Eigenthumsverletzung aufgefaßt wird. In Sierra Leone ist es dagegen etwas Alltägliches und wird von dem schuldigen Liebhaber durch eine mehr oder weniger große Geldstrafe gebüßt. Auch die Standesunterschiede sind auf die Höhe der Bußen von Einfluß. Reiche und hochgestellte Sünder müssen mehr bezahlen als der gemeine Mann.

Die Sühnbarkeit des Ehebruchs mittels Buße an Geld oder Werthgegenständen kennzeichnet den Höhepunkt der Kaufehe, welcher noch alle Merkmale fehlen,

die sie zu einem moralischen Verhältniß stempeln würden. Die Abschätzung der Strafbarkeit durchläuft also eine ganze Stufenleiter von der härtesten bis zur leichtesten Ahndung, welche von der Urzeit bis auf die Kaufehe den schuldigen Sünder trifft. Bezüglich des Weibes schlägt sie aber den umgekehrten Gang ein, so daß die wachsende Verschärfung der Strafen eine fortgeschrittenere Gesittung bekundet. Wo z. B. der Gatte das schuldige Weib tödtet, müssen schon seelische Regungen im Spiele sein, welche dasselbe zwar immer noch als Ding des Besitzes, dessen Vernichtung dem Eigenthümer freisteht, nicht mehr aber lediglich als Gegenstand kühler Berechnung betrachten. Von noch höherer Auffassung zeugt es, wenn die Schuldigen schimpfliche Strafen treffen, woran sich unmittelbar, häufig auch mit solchen vereint, Verstümmelungsstrafen anschließen, welche wesentlich den Charakter von Brandmarkungen tragen. Sie fallen stets auf das treulose Weib und zeigen bei aller Rohheit damit deutlich, daß der Ehebruch nicht mehr als eine bloße Verletzung des Eigenthumsrechtes allein empfunden wird, sondern eine edlere Saite des Gefühlslebens berührt hat. Alle derartigen Satzungen gehören Entwickelungsstufen an, welche den Frauenkauf in seiner gröbsten Gestalt schon wieder mehr oder weniger überwunden haben. So kommt es, daß mit steigender Gesittung, in deren Gefolge stets eine Verfeinerung der Ehebegriffe einherzieht, die Strafe für den Ehebruch zur Härte der Urzeit, zur Tödtung des Verbrechers zurückkehrt, aber auch über die Verbrecherin den Tod verhängt.

Mittlerweile war aus der erstarkenden Mannesherrschaft, wie der Frauenkauf sie an die Hand gegeben, allgemach die Patriarchalfamilie, richtiger die Sippe erstanden, welche den großen Kreis aller in der Gewalt des Patriarchen befindlichen männlichen und weiblichen Mitglieder umfaßte. In dieser patriarchalischen Sippe gelangte vornehmlich aus wirthschaftlichen Gründen die Einehe zu immer größerer Geltung, und mit ihr war der erste große Act der seit dem Aufkommen des Patriarchats sich vollziehenden Knechtung des Weibes vollendet, zumal als eben auf dieser Stufe zur Ehe auch noch die religiöse Weihe hinzutrat. So wurden die Bande immer enger und fester, welche das Weib an den Gatten fesselten. Einehe war freilich stets und überall das Loos der Armuth gewesen, und ist es auch heute noch im weiten Bereiche der Vielweiberei, welche der Frauenkauf so sehr begünstigt; denn nur Reiche vermögen sich eben mehrere Weiber zu halten. Dennoch bequemte sich die Menschheit nur nach schwerer Ueberwindung dazu, und lange blieb die Einweiberei für den Mann nichts als eine gesetzliche Fiction, denn fast überall waren ihm neben der einen Ehefrau Nebenweiber, Kebsinnen, oft Sclavinnen gestattet. Während aller dieser Phasen einer immer noch niedrigen Gesittung ist den Weibern Eifersucht verwehrt. Der Verkehr des Gatten mit den Nebenweibern war nicht Ehebruch, und immer noch bildet der Begriff des Verbrechens das verletzte eheliche Besitzrecht des Mannes; der Gedanke, daß auch der Gatte seiner Frau die Ehe brechen könne, hat noch keine Aufnahme gefunden, und

das Verhältniß gegenseitiger Treue war noch keine Bedingung des Ehebündnisses. Völlig ward sie es nicht einmal später, als die Sippe durch Anschwellen der Kopfzahl sich wiederum zur Zersplitterung in Sonderfamilien genöthigt sah und die Einehe immer mehr auch zur Einweiberei wurde. Diese „Altfamilie", welche gleich der modernen auf Eltern und Kinder sich beschränkte, aber aus der Sippenzeit noch die väterliche Gewalt über Weib und Kinder bewahrte, war jene des alten Hellas und insbesondere des alten Rom, wo sie auf der unumschränkten Machtvollkommenheit des Mannes begründet war, dem Gewalt über Leben und Tod der Frau und der Kinder zustand. In Fällen des Ehebruchs gewährten die Gesetze des Augustus dem verletzten Gatten oder dem Vater, welcher die Schuldigen überraschte, das Recht, dieselben mit dem Schwerte zu strafen; eine dieses Verbrechens überführte Frau verlor das Recht, jemals wieder mit einem Manne von freier Geburt sich zu verheirathen. Noch später führte Constantin Todesstrafe wegen des Ehebruchs ein. Immer aber, wenn vom Ehebrecher die Rede ist, wird der Bruch einer fremden, nicht der eigenen gemeint. Als solchen trifft den Sünder keine Strafe.

Erst das Christenthum, welches den Ehebegriff aus einem bürgerlichen zu einem religiösen umgestaltete und die Ehe zur Würde eines Sacramentes erhob, als welches die katholische Kirche sie noch heute anerkennt, forderte nicht blos Einehe, sondern auch Einweiberei, indem es als ein religiöses, unabänderliches und unbiegsames Dogma lehrte, daß Alles außer lebenslän-

lichen Verbindungen strafbar sei. Freilich galt diese Lehre nicht von allem Anfange her. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums ward noch von keiner Kirchenversammlung Vielweiberei für Sünde erklärt; ja, der heilige Augustin sagt ausdrücklich, daß er die Polygamie nicht verdamme, und thatsächlich hat auch das Christenthum Jahrhunderte lang der Vielweiberei der Barbarenkönige keine Schranken gesetzt. Der später erhobene strenge Tadel gegen jede außereheliche Verbindung stützt sich indeß blos auf eine positive Satzung, nicht auf ein Naturgesetz. Kein Wunder daher, daß zu allen Zeiten dagegen gefrevelt ward. Indem es sein unnatürliches Dogma als unumstößlich anzusehen lehrte und strenge gesellschaftliche Strafen nebst tiefer Schmach auf vorübergehende Verbindungen legte, hat das Christenthum diese in den meisten Ländern nur zu heimlichen und verhüllten gemacht. Denn die von den Kirchenvätern verfochtene gleichmäßige Verpflichtung beider Geschlechter zur Enthaltsamkeit ging lange nicht in das Volksbewußtsein über und das ganze Mittelalter hindurch hat es an ehebrecherischen Verhältnissen nicht gefehlt. Sie blühten geradezu in der Zeit des Minnesangs und des ritterlichen Frauendienstes. Immerhin rief die Erhebung der Ehe zum Sacrament die Ueberzeugung hervor, daß die lebenslängliche Verbindung e i n e s Mannes mit e i n e r Frau unter allen Umständen die einzige nicht ungesetzliche Form des Verkehrs sei, und diese Ueberzeugung hat die Kraft einer intuitiven sittlichen Ueberzeugung erlangt. Die Verhimmelung der Ehe, die das Christen-

thum als Gegensatz der auf Sinnlichkeit gegründeten Familie des Alterthums erfand, ist aber im Grunde ebenso widernatürlich, wie diese. Die Sclavenkette, welche im Morgenlande das Weib allein fesselt, sie ward in der christlichen Welt zum Joche, in das Mann und Weib gleich grausam eingeschlossen wurden. Ihm zu entrinnen war die wachsende Gesittung in der einen oder der anderen Weise, zumeist im Widerspruch mit dem herrschenden Sittengesetz — wie kaum anders möglich — bestrebt. Die Reformation brachte endlich die Ehescheidung mit der Freiheit der Wiedervermählung, und die französische Revolution, welche alle Vorrechte abschaffen wollte, mußte natürlich auch das canonische des Ehesacraments beseitigen.

Seither hat die Gesetzgebung der gesitteten Staaten die Fesseln der Ehe fortschreitend gelockert und gemildert, dem Ehebruche aber nicht gesteuert. Dies liegt auch gar nicht in ihrer Macht. Die Ursachen, welche dazu treiben, sind sehr mannigfacher, ich möchte sagen protheusartiger Natur und verlieren sich sehr oft in schwer zu entwirrenden psychischen Regungen, namentlich bei den Frauen. Abgesehen von einer Menge gröberer Triebfedern, die ich unerörtert lasse, spielt dabei die Liebe oft eine hervorragende Rolle. Die fortschreitende Gesittung, in deren Schooße die Liebe von ihren thierischen Anfängen sich zu einem geistigen Gefühl der erhabensten Art verklärt hat, will nun diese mit Recht als die einzige sittliche Quelle des Ehebundes anerkennen. Dieser Anforderung entsprechen bekanntlich durchaus nicht alle Ehen, welche bei uns, wie bei nie-

deren Völkern, oft aus ganz anderen Gründen geschlossen werden. Selbst aber wo es an dieser Grundlage beim Eingehen des Bündnisses nicht fehlte, können im späteren Verlaufe Wandlungen eintreten. Es ist ein Grundirrthum, die Liebe für ein Dauergefühl zu halten; sie ist dies nur in seltenen Fällen, die nicht als Maßstab für die Allgemeinheit dienen können. Die Regel ist vielmehr die Flüchtigkeit der Liebe, und zwar bei beiden Geschlechtern, wenn auch mehr beim Mann als beim Weibe. Eben deßhalb, weil das Weib gewöhnlich weit mehr am Manne hängt als umgekehrt, müssen die Gründe, welche sie zur Untreue bewegen, auch ungleich stärker als beim Manne sein, daher diese genau genommen größere Entschuldigung finden sollte. Denn wenn sie auch aus psychologischen Gründen intensiver liebt als der Mann — la femme aime des entrailles, hat Michelet gesagt — so ist sie doch eben, weil das Gefühlsleben bei ihr viel ausgebildeter ist, gegen Wandlungen der Liebe nicht gefeit. Wie der Mann, ist auch das Weib fähig, mehrmals zu lieben, und es ist unbillig, ihm zum Verbrechen anzurechnen, was der andere Theil als ein Vorrecht für sich in Anspruch nimmt. Thatsächlich ist übrigens der Ehebruch auch ohne wirkliche Untreue schon vollzogen, sobald einer der beiden Gatten mit seinen Gefühlen einem Andern sich zuwendet. Daß nun die Gegenwart immer noch in der Frage des Ehebruchs für Mann und Weib einen anderen sittlichen Maßstab hat, daß in die Unberührtheit des schwächeren Geschlechts und die Bewahrung der Treue nicht blos seine eigene, sondern auch

des Mannes Ehre gesetzt wird, so sehr, daß ein Alexander Dumas für die Ehebrecherin nichts Anderes hat als ein barbarisches Tue la, niemals aber umgekehrt, sind Erbstücke jenes Entwickelungsganges in der Familiengeschichte, welcher von dem rohen Eigenthumsrechte des Mannes seinen Ausgang nimmt. Ob dies für uns sehr schmeichelhaft ist, bleibe dahingestellt, voraussichtlich wird aber die gesittete Menschheit daran noch lange zehren.





Die Blutbrüderschaft.

Scherzhaft pflegt man wohl von den „schwarzen Brüdern“ zu sprechen, welche Deutschland in seinen neuen afrikanischen Besitzungen gewonnen hat. Viele jener Männer, welche für die Ausbreitung und Befestigung der deutschen Macht im dunklen Erdtheile thätig sind, haben aber allen Grund, in vollem Ernste von schwarzen „Brüdern“ zu reden, die sie dort erworben haben. In den Zeitungen liest man nämlich immer häufiger von der „Blutbrüderschaft“, welche Europäer mit den Häuptlingen und „Königen“ Mittelafrikas eingehen. Was hat es nun für eine Bewandtniß mit dieser Blutbrüderschaft und worin besteht sie?

Die Blutbrüderschaft ist eine unter wilden, besser gesagt rohen Völkern, nicht blos Afrikas, verbreitete Sitte und gipfelt in einer feierlichen, vor Zeugen vorgenommenen Ceremonie, welche der Ausdruck einer für das ganze Leben geschlossenen Verbrüderung sein soll. Gleich unserem Schwur ist sie unter die Weihe der

religiösen Vorstellungen gestellt, wie niedrig diese auch sein mögen, und somit eine Culthandlung. Zwei Menschen, welche auf diese Weise Blutbrüder geworden sind, übernehmen damit die bindende Verpflichtung, treu zu einander zu stehen in jeglicher Noth und Gefahr, sich gegenseitig unbegrenzt zu vertrauen, kurz in Allem so zu thun und sich zu benehmen, als wären sie wirkliche Brüder, Kinder eines und desselben Blutes. Auf den Inseln der Südsee, in Polynesien und Mikronesien, erstreckt sich eine solche auf einem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniß beruhende Freundschaft sogar auf Gütergemeinschaft, welche nicht einmal die Weiber ausnimmt, und der Nichtgebrauch dieses Rechtes wurde vom andern „Tago“ oder Wahlbruder als schwere Kränkung empfunden. In Afrika huldigen nun die Leute nicht so weit gehenden Freundschaftsbegriffen, doch betritt jeder von Beiden das Haus seines Blutbruders und darf sich mit dessen Frauen ohne Zwang und ohne Argwohn unterhalten.

Unter den Eingeborenen werden solche Blutbündnisse sehr häufig geschlossen, in neuerer Zeit haben jedoch auch schon viele Europäer die Ceremonie durchgemacht, die hauptsächlich in Mittel- und Ostafrika gebräuchlich ist. Bald dreißig Jahre sind es her, daß der später am Dschub-Flusse verunglückte hannoversche Freiherr Klaus von der Decken der Blutbruder des heute so oft genannten „Sultans“ Mandara von Moschi, eines Zaunkönigs im Kilima-Ndscharogebiete wurde, der vor einiger Zeit eine auserlesene Gesellschaft vier frecher Burschen an den Kaiserhof zu

Berlin gesandt hat; später, 1885, trank derselbe Blutbrüderschaft mit Dr. Karl Jühlcke, der ein Jahr darauf vom Speere eines Somali zu Kismaju fiel. Sodann kam die Nachricht, daß Dr. Karl Peters den Blutbund mit dem Wütherich von Uganda, König Mwanga, eingegangen sei. Aehnlich machte seiner Zeit Henry Stanley Blutbrüderschaft mit Mirambo, dem berüchtigten Sclavenhändler und Häuptling von Unyanyembe, und dabei erfuhren wir, wie es bei einer solchen Ceremonie zugeht.

Einer von Stanleys Leuten, Manwa Sera, setzte den britischen Reisenden und Mirambo einander gegenüber auf einen Strohteppich, machte in ihre rechten Beine einen kleinen Einschnitt, aus dem er Blut entnahm, und rief dann, indem er dies unter ihnen austauschte, laut aus: „Wenn Einer von Euch Beiden diese jetzt zwischen Euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, die Schlange ihn vergiften, möge Bitterkeit in seiner Nahrung sein, mögen seine Freunde ihn verlassen, möge seine Flinte in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden und alles Böse ihm wiederfahren, bis daß er stirbt.“ Die beiden britischen Reisenden, Verney Lovett Cameron und Joseph Thomson, lernten die wilde Ceremonie, die schon Capitän Speke gesehen hatte, ebenfalls kennen und beschreiben sie in ähnlicher Weise. Ihrem Wesen nach läuft sie überall auf das Nämliche hinaus, im Einzelnen aber finden Abweichungen statt. Bei den „Arabern“, d. h. dem muhammedanischen Mischvolke, das sich so nennt und gern als diese aufspielt, nimmt man gegenseitig

eine Transfusion des Blutes vor, wie noch deutlicher, als aus Stanleys Verbrüderung mit Mirambo, aus der Schilderung Camerons hervorgeht. Syde Mezrui, ein Halbblut in seiner Begleitung, machte Brüderschaft mit Pakwanywa, dem Häuptling von Ubudschwa. Pakwanywas „Minister" versah das Zeugenamt bei ihm und einer von Camerons „Askari" (Soldaten) hatte dieselbe Function bei Syde übernommen. Die Ceremonie begann nun damit, daß jeder von Beiden in sein rechtes Handgelenk einen leichten Schnitt machte, gerade tief genug, daß etwas Blut kam; einige Tropfen davon wurden zusammengeschabt und in den Schnitt des Anderen geschmiert, sodann die Wunde mit Schießpulver eingerieben. Jetzt legte Pakwanywas Zeuge diesem ein Schwert auf die Schulter, während Sydes Stellvertreter die Pantomime machte, als wetzte er sein Messer daran. Beide Zeugen hielten hierbei eine Ansprache, in welcher sie Flüche auf Pakwanywa und alle seine Verwandten, abgeschiedene, lebende und zukünftige, herabriefen und wünschten, daß deren Gräber von Schweinen besudelt würden, wenn er je durch Gedanken, Worte oder Thaten die Brüderschaft brechen sollte. Nachdem dieselbe Procedur in Bezug auf Syde stattgefunden hatte, wobei die Zeugen ihre Rollen wechselten, war die Brüderschaft endgiltig geschlossen.

Unter den heidnischen Schwarzen findet die Bekräftigung des Uebereinkommens in der Art statt, daß jeder der beiden Theile sich am Arm oder an einer anderen Stelle einen Einschnitt macht, und der Eine saugt das hervorquellende Blut des Andern auf. Oder

aber es werden Kaffeebohnen oder sonst Genießbares in das hervorfließende Blut getaucht und wechselseitig von den den Bund schließenden zwei Personen gegessen. Joseph Thomson schloß auf diese Weise Brüderschaft mit Mamle, dem Häuptling von Uhehe, nur ließen beide die Ceremonie nicht an ihren werthen Persönlichkeiten selbst, sondern an erwählten Bevollmächtigten vollziehen. Tschuma, Livingstones langbewährter treuer Diener, nunmehr in Thomsons Gefolge, vertrat diesen, der Hauptmann von Uhenge aber Mamle. Die Bevollmächtigten setzten sich mit untergeschlagenen Beinen einander gegenüber; der Eine hatte den Speer auf der Schulter, der Andere sein Gewehr. Ein Mhehe, d. h. ein Eingeborener des Landes Uhehe, machte darauf drei kleine Einschnitte in Tschumas Brust, und Uledi, ein Gefährte Thomsons, that das Gleiche auf der Brust des Häuptlings, der sich dabei sichtlich krümmte. Darauf nahm ein anderer Mhehe die Axt von Mamles Bevollmächtigten und rieb sie an dem Speer, wobei er eine Rede hielt und Fluch auf Denjenigen herabbeschwor, der die Brüderschaft brechen und dem Andern in irgend einer Weise Leid zufügen würde. Er beschwor den Häuptling, seinem Bruder in jeder drohenden Gefahr beizustehen; er rief die Götter an — wer sie auch sein mochten — die Waffe gegen den Verräther selber zu wenden, auf daß er weder Frieden noch Wohlergehen habe, wenn er nicht allen Erfordernissen der Brüderschaft im frommen Sinne nachkäme. Hierauf nahm Uledi Tschumas Messer, rieb dasselbe auf einem Gewehr und hielt eine ähnliche Rede. Die

Ceremonie endigte damit, daß ein kleines Stück Fleisch genommen, in Tschumas tropfendes Blut getaucht und alsdann dem Hauptmann zu essen gegeben wurde. Ein gleiches erhielt Tschuma zu genießen.

Da, wie man sieht, die Blutbrüderschaft als ein Unterpfand freundlichen und friedlichen Verkehrs angesehen wird, so sahen sich die europäischen Reisenden und Forscher oft gezwungen, solche Bündnisse einzugehen, um drohende Gefahren abzuwenden. Auf der Insel Bumbireh im Ukerewesee ward Stanley von den Weibern der höchst feindselig gesinnten Bevölkerung geradezu bedeutet, daß er sein und der Seinen Leben nur retten könne, wenn der König der Insel, Schekka, dazu gebracht würde, mit einem der Fremden Blutbrüderschaft zu schließen. Einer von Stanleys Leuten ward daher auserselhen, den schwarzen Potentaten durch Geschenke zu der wichtigen Ceremonie zu bewegen. Der Barbar ließ sich jedoch dazu nicht bereit finden, und es kam in der That zu blutigem Kampfe. Auch Mamle, der früher genannte Häuptling, wollte mit Thomson Brüderschaft machen, damit dieser und alle seine Leute an jedem Orte des Landes in Sicherheit wären; im anderen Falle könnten sie getödtet werden. Was den groben beleibten Wilden zu dieser zarten Rücksicht bewog, war freilich die Erwartung eines bedeutenden Geschenkes, und der nämliche schnöde Grund hat wohl auch die meisten Blutbrüderschaften afrikanischer Machthaber mit Europäern veranlaßt. Auf Stanleys großem Zuge zum Kongo wurden nach der Ceremonie stets Geschenke ausgetauscht; aber auch

sonst ist das Gepflogenheit. Im Verkehr mit Europäern haben die Eingeborenen nothwendiger Weise den größten Vortheil davon, und dies erklärt wohl auch, warum die feierliche Ceremonie oft in unglaublich kurzer Zeit zu Stande kommt, und aus grimmigen Feinden plötzliche Freunde werden. Es heißt, es sei noch niemals in Mittelafrika vorgekommen, daß Einer die Blutbrüderschaft gebrochen habe, und man setzt daher auf diesen Ritus größeres Vertrauen als auf die papiernen „Verträge", mit welchen sich unternehmungslustige Reisende die Taschen vollstopfen. Es ist zu wünschen, daß diese Hoffnung sich bewähre, denn man darf sich nicht verhehlen, daß die Mehrzahl der neuerworbenen Blutbrüder, Herr Mandara nicht ausgenommen, im buchstäblichen Sinne sehr dunkle Ehrenmänner sind, deren „Bruder" zu werden den Europäern keineswegs zum Stolze gereicht.

Ist Habgier zweifelsohne an dem Abschlusse solcher Blutbündnisse zwischen Eingeborenen und Europäern stark betheiligt, so bilden diese doch die große Ausnahme im Vergleiche zu den zahlreichen Fällen, wo es sich um Blutbrüderschaft unter Schwarzen selbst handelt, und dann kann Gewinnsucht allein wohl kaum die weite Verbreitung dieses Gebrauches erklären. Stanley läßt nun allerdings noch eine andere Triebfeder ahnen: das Verlangen der Eingeborenen, ihren Blutdurst zu befriedigen; denn er konnte stets bemerken, wie der Schwarze mit der größten Gier das Blut einsog, läßt es aber klüglich dahingestellt, ob ihn Blutliebe oder ein Uebermaß der Freundschaft dazu veranlaßte. Wahr

ist: Blut ist ein besonderer Saft und wirkliches Bluttrinken gar nicht so selten auf Erden; im Bereiche des Cannibalismus kommt es fast immer vor. Dennoch scheint auch Blutdurst zur Begründung der, um mit Stanley zu sprechen, viehisch-cannibalischen Ceremonie in der Gegenwart nicht ausreichend; ihr Ursprung wurzelt weit tiefer und reicht zurück bis in die Urzeiten des Menschengeschlechts.

Bekanntlich ist bei allen Völkern der Erde die älteste Verfassung eine Geschlechtsverfassung, das älteste Recht ein Geschlechterrecht, d. h. die sociale Organisation und das Recht eines Volkes stützt sich ursprünglich auf den Familienverband, auf Blutsverwandtschaft. Einheit des Blutes besteht aber thatsächlich blos zwischen der Mutter und deren Kindern, daher auch nur diese, die Muttergruppe, die ältesten Gesellschaftsverbände bildete, in welchen die Männer noch kein Bestandtheil der Urfamilie waren. Mehr oder weniger deutliche Spuren dieses Zustandes haben sich bei gar vielen rohen Stämmen bis auf unsere Tage erhalten. Diese Verhältnisse änderten sich jedoch, als die Männer, welche in diesen hordenhaften Genossenschaften bisher alle dieselbe Blutsverbindung umschlang, durch Raub Weiber fremder Stämme sich aneigneten und dadurch den Beginn der bis dahin unbekannten Vater-, oder richtiger Manneshherrschaft in der Familie begründeten. Die Frau fiel nun in die Gewalt, in den Besitz des Mannes, und ebenso die Kinder; aber dem Blute nach waren sie nun durch die Mutter sowohl einander wie dem eigenen Vater gegenüber stammfremd, und

dieses Verhältniß ist heute noch in Australien, bei vielen Stämmen Amerikas und Afrikas und einigen Asiens zu beobachten. So fehlte der neuen Familie gerade jenes Band, welches die Menschheit bisher als die einzige Grundlage einer Organisation zu gegenseitiger brüderlicher Unterstützung besaß: die Einheit des Blutes. Hier trat nun mit einem hohen Grade von Nothwendigkeit, und darum in irgend einer Form über die ganze Erde verbreitet, ein eigenthümlicher künstlicher Ersatz ein. Die neue Organisation unter Vatergewalt war selbst eine künstliche Schöpfung und nur in künstlicher Weise vermochte sie den alten Rechtsboden wieder zu gewinnen, auf dem bisher alle nützliche Ordnung erwachsen war. Längst war der Naturmensch in Folge seiner beschränkten Erfahrungen zu der philosophischen Ansicht gelangt, durch das Blut die Seele eines anderen Menschen in sich aufnehmen zu können. Beruht nun die Verwandtschaft in der Bluteinheit, so läßt sie sich auch künstlich durch Herstellung der letzteren schaffen. Man erzielt sie durch die Blutvereinigung oder Blutmischung. In ihr wurzelt eine große Menge familiengeschichtlicher Gebräuche und Sitten, unter anderen auch die Blutbrüderschaft. Man erräth sofort, welche erweiternde Umgestaltung die Familie selbst durch die neue Auffassung erfahren konnte, denn jetzt brauchte sie sich nicht mehr auf die natürliche Blutsverwandtschaft zu beschränken, sondern es konnten durch den Blutbund auch Stammfremde hineingezogen werden. Die dergestalt zum „Haus“ erweiterte Familie ragt bei den Südslawen sogar noch

in unser Jahrhundert herein, gehört aber sonst in Europa längst vergangenen Zeiten an, hat jedoch keinem seiner Völker dereinst gefehlt.

Das alte Germanenthum übte die Blutbrüderschaft ganz so, wie sie heute noch in Afrika einheimisch ist. Dessen sind uns wohl erhaltene Rudimente bis in unsere Tage ein Zeugniß. Doch hat sie überall die nämliche Geschichte durchlebt. Mit der Verfeinerung der Gesittung schwand auch immer mehr der Geschmack am Bluttrinken, an welchem man blos mehr aus Rücksichten des einmal eingebürgerten Cultus festhielt. Um das Blut genießbarer zu machen, mischte man es daher nur noch in geringer Menge anderen, dem Zeitgeschmacke zusagenderen, meist den landesüblichen Getränken bei, bis man endlich dahin gelangte und sich damit zufrieden stellte, in jenem Getränk das Blut „versinnbildlicht“ zu sehen. Sogar in Afrika gelangen solche Surrogate zur Anwendung. Die Blutbrüderschaft zwischen Mandara und Dr. Jühlcke wurde nicht mehr mit Blut, sondern mit Milch getrunken, freilich nicht in sehr appetitlicher Weise. Denn der Brauch besteht dort darin, daß die beiden Blutbrüder zusammen von derselben Milch trinken, der eine zuerst aus dem Munde des anderen und dann umgekehrt. Daß dieses Milchtrinken wirklich in dem nämlichen Vorstellungskreise wurzelt, welcher der Blutbrüderschaft überhaupt ihr Entstehen gab, daß es wirklich als Symbol des Bundesblutes betrachtet wird, darüber läßt die Erklärung keinen Zweifel übrig, welche Mandara selber gab. Es geschehe deßhalb, sagte der Afrikaner, weil Kinder, wenn

sie gleich seien, Milch tränken, und zwei Brüder von einer Mutter eine und dieselbe. Wenn sie das nun thäten, so bedeute es, daß sie ebenso Brüder seien, als wenn sie eine Mutter gehabt hätten. In der unter uns lebenden Sitte, die wir sehr kennzeichnend „Brüderschaft trinken“ nennen, klingt die uralte Denkweise aus, denn auch unser Gebrauch beruht darauf, daß der Genuß des gleichen Trankes als Symbol fester Vereinigung gilt.





Kasten und Stände vom ethnologischen Gesichtspunkt.

Im Kreise jener Völkerschaften, welche wir im Gegensatze zu den gesitteten Nationen mit dem allerdings unzutreffenden Ausdrucke „Naturvölker" zu bezeichnen pflegen, fallen nicht wenige auf, welchen jedwede gesellschaftliche Gliederung abgeht. Diese Menschen leben neben, aber ohne jede weitere Rücksicht auf einander. Der Pescheräh des Feuerlandes stuft sich in keiner Weise von seinem Stammesgenossen ab; Jeder sieht zu, wie er auf seine Weise, unabhängig von Andern den Kampf um's Dasein ausfechte. Niemand ist da, welcher ihm sein Thun und Lassen vorschriebe, und kaum die Sitte, sondern hauptsächlich die zwingende Gewalt der Umstände, der natürlichen Verhältnisse des Lebensraumes führt die Gesammtheit auf die gleiche Bahn, gestaltet Aller Dasein zu einem einförmigen. Auf der Stufe der Pescheräh stehen noch gar manche andere Völkerschaften. Sie kennen noch keine Unterschiede unter den Menschen; der Eine ist dem Andern

völlig gleich, der Eine so viel werth wie der Andere. In den Urwäldern Brasiliens schwärmen zahlreiche Horden solcher Menschen umher, die wir gemeiniglich Wilde nennen; sie Alle bewegen sich auf der untersten Gesittungsstaffel, die man kennt. In einzelnen dieser Horden entwickeln sich indeß Keime einer gesellschaftlichen Gliederung zunächst dadurch, daß in Augenblicken von Noth, Gefahr und Bedrängniß, auch bei gemeinsamen Unternehmungen, zu welchen das Neben- und Miteinanderleben die Menschen endlich verbindet, ein Einzelner, ein Mitglied der Horde, sei es aus eigener Kraft, sei es im stillschweigenden Einverständniß der Uebrigen, die Rolle eines Anführers übernimmt. Dieses Amt ist im Anfange blos auf die jeweilige Dauer der Gefahr oder der Unternehmung beschränkt, nachher tritt der Anführer wieder in die Reihe aller übrigen Gleichgestellten zurück. Immerhin hat, während er seines Amtes waltete, eine Unterordnung der Hordenglieder stattgefunden, eine Unterordnung freilich der allereinfachsten Art. Es bedarf schon einer Verdichtung der Menschen und damit erhöhter Gesittung, um das Bedürfniß nach einem dauernden Anführer zu erwecken, um die Einsicht von der Nützlichkeit einer solchen Führerschaft und der damit bedingten Unterordnung der Anderen erstarken zu lassen. Kein Zweifel, daß die allmähliche Entwickelung und Ausbildung der Häuptlingsschaft, woraus in späterer Folge das Königthum erwächst, einen der wichtigsten Fortschritte auf der Bahn der Gesittung bekundet. Die Völkerkunde versieht uns dafür mit den schlagendsten Beweisen.

Was wir an den Naturvölkern der Gegenwart beobachten, hat wohl auch für die Vergangenheit, für die altersgrauen Anfänge der höchst gestiegenen Culturnationen Geltung gehabt. Sicherlich hat es überall lange gewährt, ehe die dauernde Häuptlingsschaft sich in eine erbliche, an eine bestimmte Menschengruppe oder Familie innerhalb der Horde oder des Stammes gebundene Würde verwandelte. Es setzte dies ein noch engeres Aneinanderrücken der Menschen voraus, womit auch deren gegenseitige Beziehungen immer inniger werden mußten. Und dies hatte nothwendig ein Weiteres zur Folge. Wie einfach auch auf niedrigeren Gesittungsstufen das Leben sich gestaltet, es stellt sich doch alsbald ganz von selbst die Nothwendigkeit einer Theilung der Arbeit ein, welche den Einzelnen verschiedene Beschäftigungen zuweist und die Menschen anleitet, sich auf solche Weise gegenseitig auszuhelfen. Die nothwendigen Bedürfnisse der Gesammtheit werden leichter befriedigt, wenn der Einzelne nur für bestimmte Zweige der gesellschaftlichen Erfordernisse zu sorgen hat. Ganz unbewußt und unmerklich vollzieht sich im Laufe der Zeit dieser Proceß im Leben der Völker. Aus der Geschichte der hellhäutigen, blondköpfigen Menschen, welche unter dem Namen Arya nach Indien einwanderten, wissen wir, daß zuvörderst jeder Hausvater Landmann war, ihm aber zugleich in patriarchalischer Weise die Vertheidigung des häuslichen Herdes und das Vollziehen der Opfer an demselben oblag. Er war also Landmann, Krieger und Hauspriester in einer Person. Bald aber erwies sich dieser Zustand als

unhaltbar. Am frühesten sonderte sich aus dieser Wirkungssphäre jene des Kriegers aus. In der That sind auf niedrigen Stufen Erhaltung und Vertheidigung der Habe gegen äußere Feinde — und dies sind alle Stammfremden — die vornehmste Nothwendigkeit. Auch bei den Naturvölkern der Gegenwart sehen wir die sociale Gliederung mit der Ausbildung der Kriegerklasse beginnen, zu welcher ohnehin nur ein Bruchtheil des Volkes oder Stammes, nämlich die erwachsenen Männer, nicht die Kinder, Greise und Weiber zählen können. Naturgemäß schaaren die Krieger sich nun um den Häuptling, dessen gerade sie in erster Linie bedürftig sind, und bei der Neigung, welche dem Menschen, und zwar je tiefer er steht, um so mehr innewohnt, seine Gewohnheiten auf die Nachkommen zu übertragen, zu vererben, kann es nicht überraschen, daß alsbald erbliche Häuptlinge erstanden und auch im Kreise der Krieger die Vererbung ihre bedeutsame Rolle spielte. Mit Häuptling und Kriegern war aber die erste, ursprünglichste Theilung der Arbeit, die erste Gliederung in „Stände“ gegeben, welche zugleich die erste Phase der wirthschaftlichen Entfaltung sowohl als des geistigen Fortschrittes bedeutet. Wo eine solche Gliederung noch nicht besteht, dürfen die gesellschaftlichen Zustände auf Cultur überhaupt noch keinen Anspruch erheben. Erst in späterer Folge löst sich vom Hausvater auch der Priester zu einem besonderen „Stande“ ab, welcher ursprünglich zwar eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt, schließlich aber mit dem Kriegerstande in Wettbewerb tritt und sich nicht selten über

diesen emporschwingt, wie es in Indien geschehen ist. Noch später spaltet sich der Landmann in den eigentlichen Bauer, den Handwerker und den Handelsmann, mit dessen Auftreten als besonderer Stand die Gesittungsgeschichte der Völker in ein neues, höheres Stadium tritt.

Man sieht, daß ursprünglich die „Stände" mit den verschiedenen Berufsarten zusammenfielen. Es konnte auch gar nicht anders sein. Dabei machte sich jedoch bei vorrückender Cultur ganz von selbst eine Unterscheidung der Stände in hohe und niedrige geltend, je nachdem die Wahrnehmung der idealen oder materiellen Interessen ihnen oblag. Zu den ersteren, zu den höheren Ständen zählte vor Allem die Priesterschaft, welche bei allen Völkern — wenn man sich so ausdrücken darf — auch die „Gelehrtenwelt" in sich schloß, d. h. innerhalb welcher alles Wissen, worüber das Volk verfügte, aufgespeichert war. Ihr zunächst an Bedeutung kam der Stand der Krieger, welcher zwar nicht ausschließlich ideale Güter zu wahren hat, aber die Säule der staatlichen Ordnung bildet und stets bereit ist, dieselbe mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ihm ist daher bei allen Völkern stets eine hochwichtige Rolle zugefallen, und keiner mehr als er hat dazu beigetragen, die Sonderung in Hoch und Niedrig auszuprägen. Weil bei den Kriegern naturgemäß die physische Gewalt ruhte, so waren sie nicht blos die Stützen, sondern sehr bald zumeist auch die Schöpfer des Häuptlingsthums, und aus ihrer Mitte ging fast immer das Stammesoberhaupt, der König,

hervor. Noch in unseren Tagen lebt eine Erinnerung an jene längst verblaßten Zustände darin fort, daß in allen Culturstaaten der Landesfürst sich nicht blos als der Kriegsherr, sondern gewissermaßen als geborenes Mitglied des Heeres ansieht. Der Kriegerstand war aber von allem Anfange nicht blos zur Wehr, sondern auch, und zwar auf unteren Gesittungsstufen, noch mehr zum Angriff berufen, denn da beginnt der Kampf um's Dasein mit Raub und Mord. Der Stärkere überwältigt den Schwächeren, eine Horde, ein Stamm, ein Volk besiegt, unterwirft, unterjocht das andere, und der Krieger wird zum Eroberer. Damit ist ihm aber an sich eine bevorzugte Stellung gegenüber den minder thatkräftigen Elementen gesichert, und darin steckt der Keim zu einer neuen Gliederung, deren Endergebniß der Adel ist. Denn wie ein Grundgesetz des Kampfes um's Dasein in der physischen Natur erheischt, daß die große Masse der durch die Ueberproduktion erzeugten Lebenskeime dem Untergange geweiht sei, so herrscht ein ähnliches Gesetz im gesellschaftlichen Leben des Menschen hinsichtlich jener Eigenschaften, wodurch der Einzelne eine bevorzugte Stellung erwirbt und behauptet: die Keime der Befähigung und Neigung zu einer bevorzugten Stellung sind in Masse ausgestreut und die große Mehrzahl ist von der Natur zur Verkümmerung bestimmt. Hier gilt mit voller Schärfe das Wort: „Viele sind berufen, Wenige auserwählt.“ Hat aber einmal solch' ein Auserwählter eine bevorzugte Stellung inne, so nimmt schon nach einiger Zeit seine ganze Persönlichkeit einen anderen Habitus an; die bevorzugte

Stellung hat sein Wesen in mehrfacher Beziehung vervollkommnet. Zunächst fast allerwärts aus der Eroberung hervorgegangen, zeichnet der Adel sich gemeiniglich nicht nur durch ein anerzogenes vornehmes Wesen, sondern auch durch angeborene, namentlich physische Vorzüge aus. Auf den ersten Blick vermag man bei jenen Naturvölkern, welche einen Adelstand schon kennen, wie z. B. manche Südsee-Insulaner, die einzelnen Mitglieder der „Aristokratie" durch ihren hohen Wuchs, ihre edleren Züge von dem niedrigen Volke zu unterscheiden. Diese Beobachtung wiederholt sich unzählige Male auf Erden, und selbst im Kreise der gesitteten Nationen Europas weist die Aristokratie nachgewiesenermaßen am häufigsten den Typus jener hochgewachsenen, blonden, blauäugigen Langköpfe auf, welche dereinst, in vorgeschichtlicher Zeit die untersetzten, dunkelhaarigen, kurzköpfigen Stämme unterjochten, welche noch dermalen den Kern unserer Bevölkerungen bilden. Nirgends vielleicht ist diese Erscheinung, beiläufig bemerkt, auffälliger, als beim französischen Adel.

Was nun für den Einzelnen gilt, ist auch für die Mehrheit wahr. Das nämliche Naturgesetz, das den Kampf um's Dasein uns aufnöthigt, wirkt auch dahin, den bevorzugten Ständen ein stets wachsendes Uebergewicht zu verleihen, bis endlich eine völlige Spaltung in einen höheren und niedrigen Menschenschlag — um nicht zu sagen Rasse — als Ergebniß dieser Differenzirung hervortritt. Da nun die im Leben erworbenen Eigenschaften durch Vererbung theilweise auf die Nachkommen übergehen, so entsteht dort, wo gleiche Eigen-

schaften in mehreren Geschlechtsfolgen sich gesellen, ein immer bestimmterer, neuer Charakter, der im Laufe der Zeit sich immer mehr ausprägt und unmerklich den Verhältnissen in wachsendem Maße anpaßt. Alles Unzweckmäßige, alle Zwischenstufen werden durch den Kampf um's Dasein vertilgt, und das Vollkommenere oder den Verhältnissen besser Angepaßte behauptet das Feld. Es ist kein Zweifel, daß ursprünglich dieses Vollkommenste in der menschlichen Gesellschaft mit dem Adel zusammenfiel, freilich nicht in dem Sinne des heutigen Wortes. Vielmehr heftete sich der Adelsbegriff an dieses Vollkommenere, Bessere, Kräftigere erst nachdem dieses als solches erkannt ward. So hat es in der That eine Zeit gegeben, da die Aristokratie auf naturgemäßem Wege in Wahrheit der tüchtigste und damit zugleich der vornehmste, d. h. bevorzugteste Stand geworden war. Die Bedingung, diesen Zustand zu erhalten, war nun freilich vor Allem eine strenge Absonderung von den niedrigen, d. h. weniger tüchtigen Gesellschaftsklassen oder Ständen. Kein Fachmann bezweifelt heute noch, daß strenge Inzucht, Reinerhaltung des Blutes, die man bisher oft als unheilvoll zu schildern liebte, kraft der Macht der Vererbung zur schärfsten Ausprägung des Typus mit allen seinen geistigen und seelischen Eigenschaften führe, somit das einzige Mittel ist, die Tüchtigen zu erhalten. Kreuzungen dagegen zerstören unter allen Umständen den Typus. Auch heute, wo der wahre Adel nicht mehr in einem bestimmten Stande sich verkörpert, lehrt die Erfahrung, daß jede Kreuzung mit geistig und körperlich Uneben-

bürtigen nicht nur keine „Auffrischung“ des Blutes, sondern einfach Besudelung ist. Andererseits liegt aber in jeder Absonderung einer Genossenschaft, welche sich nur unter sich fortpflanzt, auch der Keim, sofern sie über die Macht verfügt, eine neue beherrschende Rasse zu bilden, welche mit der Zeit die Abkömmlinge der anderen Menschheit, der weniger mächtigen, der niederen Stände in die Rolle untergeordneter Wesen herabzudrücken strebt, wie dies die Aristokratie auch in der That allerwärts, und lange mit Erfolg gethan hat. Zunächst schon dadurch, daß ihr die Macht auch die Mittel verlieh, das meiste Eigenthum an sich zu bringen. Das Eigenthum, indem es sich zum Reichthum steigert, bildet aber in gewissem Sinne schon an sich eine Grundlage der Herrschaft; daher bleibt trotz aller Versuche, diese anscheinend unnatürlichen, in Wahrheit aber aus der Culturentwickelung gesetzmäßig hervorwachsenden Verhältnisse zu durchbrechen, der Arme, Niedrige, Schwache und Dumme allerorts und zu allen Zeiten der Diener, und wo es geht, der Sclave des Reichen, Hohen, Mächtigen und Klugen. Proudhon konnte nicht mit Unrecht bemerken, daß überall der Arme zu Grunde geht, um das Vermögen des Besitzenden zu sichern.

Die Rolle, in welche nun die unteren, niedrigen Stände sich durch ihre lange und anhaltende Zurücksetzung, durch ihre Unterdrückung und oft Sclaverei gedrängt sahen, mußte nun zuletzt auch im Aeußeren und in der ganzen geistigen wie leiblichen Befähigung der Unterdrückten sich ausprägen. Denn so wie die den höheren Ständen eigenen Vorzüge zusammenhängen

mit besserer Nahrung, körperlicher Uebung, Muße und Entfaltung der Kräfte in ernstem Kampfe oder heiterem Spiele, so übt auch einförmige anstrengende Arbeit oder mühsame und schwierige Kunstübung ihren bleibenden Einfluß auf das Individuum aus. Die Folgen auch dieser Einflüsse vererben sich und bilden allmählich durch die Verbindung von Erziehung und Vererbung immer bestimmtere Typen von Arbeiterklassen. So wie die Stände eine sociale Erscheinung sind, deren innere Wesenheit im Verlaufe der Zeit sich nie verändert, wenn auch die jeweilige Form ihres Ausdruckes mit Zeit und Ort dem mannichfachsten Wechsel unterworfen ist, so nehmen auch innerhalb der niedrigen Stände die verschiedenen Arbeiterklassen verschiedene gesellschaftliche Gestaltungen an. Eine der geschichtlich interessantesten ist die Bildung von Kasten. Unzweifelhaft stellt diese in sehr vielen Fällen sich als der historische und sociale Ausdruck der Unterjochung einer untergeordneten durch eine geistig weitaus überlegene Rasse dar. Solches ist der Ursprung des Kastenwesens im alten Indien gewesen. Allein diese ältesten, auf Verschiedenheit des Volksthums gegründeten Kastenunterschiede verschwinden wieder und sind auch in Indien, mit Ausnahme der Brahmanen, welche noch den wenigst gemischten Theil der Bevölkerung, also die Aristokratie im anthropologischen Sinne bilden, seit lange verschwunden. Sie wurden indeß ersetzt durch neue Eintheilungen, deren Ursprung ein anderer ist, als der Unterschied der Rassen. In jeder weit getriebenen Theilung der Arbeit steckt nämlich, wie schon Friedrich Albert Lange bemerkte,

der Keim zur Kastenbildung, und in den älteren Perioden der Geschichte finden wir allenthalben eine starke Neigung zur Vererbung der Handwerke und Künste, daneben aber auch zur Erstarrung der blos gewohnheitsmäßigen Vererbung zu einer festen, gesetzlichen Schranke. Durch diese kastenmäßige Theilung der Arbeit bildeten sich einerseits Fähigkeiten aus, ohne welche die fast unglaublichen Leistungen mancher Arbeitszweige bei den so äußerst geringen technischen Hilfsmitteln des Alterthums kaum zu erklären sein würden; andererseits aber ging jede solche von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbende Specialisirung der menschlichen Anlagen stets mit einer Verkümmerung Hand in Hand, unter welcher das allgemeine Wesen des Menschen leiden mußte. Und man wähne nicht, daß diese Zustände in den seither verstrichenen Jahrtausenden im Grunde anders geworden wären. Die Kasten, als deren Nachklang das Zunft- und Innungswesen unseres Mittelalters aufzufassen ist, sind freilich aus dem Bereiche der Gesittung verschwunden, und selbst unter den modernen Hindu fangen sie leise an, dem Einflusse der Zeit, der Alles zernagt und zersetzt, nachzugeben. Allein der Unterschied der Stände in geistiger wie in leiblicher Beziehung lebt, und die Wirkungen des großen öconomischen Gesetzes, der Theilung der Arbeit, sind in keiner Weise abgeschwächt.

So ist denn das Bestehen von Ständen mit der Natur menschlicher Dinge innig verwachsen. Die Unterschiede zwischen Hoch und Niedrig sind einfach culturnothwendig und ergeben sich überall ganz von

selbst, auch dort, wo man sie, wie z. B. in den Vereinigten Staaten Amerikas, nicht zu kennen wähnt. Gewiß steht nichts davon in den Gesetzen, aber in Wahrheit bilden Sitten und wirthschaftliche Verhältnisse allerwärts die nämlichen Unterschiede aus. Denn in ihrem tiefsten Grunde wurzeln diese in der angeborenen und anerzogenen Ungleichwerthigkeit der Menschen. Gerade diese ihre Ungleichheit ist jedoch die treibende Ursache alles Fortschrittes, aller Entwickelung. Die Natur selbst, welche an sich keine Standesunterschiede kennt, aber stets die Tüchtigsten begünstigt, ist eigentlich die ärgste Aristokratin, indem sie durch die Macht der Vererbung zahlreiche Rassen, Stämme und Menschen mit Inferiorität schlägt und sie der Ausbeutung ausliefert. Die auf Gleichheit fußende, die Stände verwischende und Kreuzungen erstrebende Demokratie hat Proudhon einmal eine Tochter des Neides genannt. Vielleicht ist sie auch dessen Mutter. Nebenbei bemerkt, hat es eine Demokratie im strengen Sinne des Wortes niemals gegeben, noch kann es je eine solche geben. Das ganze klassische Alterthum, auf das man so gerne hindeutet, hat davon kein Beispiel aufzuweisen, wie schon aus der in allen antiken Staaten herrschenden Sclaverei hervorgeht, die ja im Wesen auch nichts Anderes als ein Stand unter den Ständen ist, etwa wie der Paria oder Tschandala unter den Kasten. Die Demokratie, wie wir sie geschichtlich bis auf die neueste Zeit kennen, war niemals und ist nichts Anderes als eine Oligarchie der ersten Besten, anstatt einer Oligarchie der Besten, d. h. mehr oder weniger Auserlesenen.

Diese Lehren der Culturgeschichte und der Sociologie sind freilich hart, dabei unbeugsam, unerbittlich. Was thut's jedoch, wenn sie nur wahr sind. Die Tage der blendenden sentimentalen Irrthümer sind vorüber. Dogmen sterben, die Wissenschaft allein ist unsterblich.





Land und Leute in China.

I

Durch die Straßen der deutschen Reichshauptstadt trippeln geschäftig seit einiger Zeit schlitzäugige weizengelbe Leute aus dem fernen Ostasien in auffallenden weiten Gewändern. Anfangs ein Gegenstand der Volksneugier, hat das Berliner Auge sich schon ziemlich gewöhnt an die seltsamen Gestalten der bezopften Männlein und der Weiblein, und höchstens müssige Straßenjugend heftet sich noch an ihre Schritte. Es sind Mitglieder der kleinen Chinesenkolonie, welche sich in Berlin eingestellt hat und vornehmlich als Weißwäscher mit den einheimischen Kräften, nicht ohne deren Unmuth zu erregen in Wettbewerb tritt. Gewiß ist diese Ansiedlung von Fremdlingen aus so fernen Landen in unserer Mitte ein bedeutsames Zeichen unserer völkerverbindenden Zeit und wohl geeignet die allgemeine Aufmerksamkeit auf das in vieler Hinsicht so merkwürdige Chinesenreich und dessen Bewohner zu lenken.

Unter dem von uns stets unrichtig geschriebenen und ausgesprochenen Namen China, der richtig Schina oder Tschina lautet, verstehen wir meist in weiterem Sinne ein Reich, welches sich über Gebiete erstreckt, deren Natur und Bewohner mit jenen des eigentlichen China nichts gemein haben. Letzteres, welches uns allein interessirt, bildet nur etwas mehr als ein Dritttheil des „Himmlischen Reiches der blumigen Mitte", wie die Chinesen ihren Staat betiteln, und ist sicherlich eines der am dichtesten bevölkerten Gebiete der Erde. Nur in diesem eigentlichen China hat sich das Reich zu einer durchgebildeten Verwaltung erhoben, welche sich auf alle erdenklichen Zweige des Staatswesens erstreckt und das Land in 18 Provinzen oder „Sang" getheilt hat. Seiner geographischen Lage nach ist es das Land am Großen Ocean, den wir hier das Chinesische Meer heißen, zwischen den Grenzen von Corea, Mandschurei und Mongolei im Norden und von Tonkin im Süden; seiner Oberfläche nach theils Gebirgs- theils Tiefland und wegen seines Wasserreichthums, milden Klima und der reichen Abwechslung der Landschaften einer der gesegnetsten Erdstriche. Das Gebirgsland nimmt hauptsächlich den Westen ein, bildet seinen Hauptstock im Tsingling oder Zwiebelgebirge und geht im Südwesten in das Alpenland von Yünnan über. Von der hochasiatischen Tafelfläche, deren östliche Absenkungen diese Gebirge bezeichnen, steigen zwei mächtige Wasseradern zu Thal: der Hoangho oder Gelbe und der Yang tse kiang oder Blaue Fluß, zwei Doppelströme, welche das chinesische Mesopotamien umschließen, und

dieses ihr unteres Gebiet ist zugleich das fruchtbare chinesische Tiefland und die Wiege des Reiches.

Aber auch die nördlichen Provinzen sind trotz ihres ausgesprochenen Continentalklimas mit kalten Wintern und heißen Sommern, ausgezeichnet durch hohe Fruchtbarkeit. Dort breitet sich, vom Weiho, des Hoangho bedeutendsten Nebenflusse durchströmt, in der Provinz Schensi der Löß in einer Mächtigkeit und Ausdehnung aus wie nirgends auf Erden. Alles ist dort gelb, die Hügel, Straßen, Felder, das Flußwasser, die aus gelber Erde errichteten Häuser oder richtiger die in die senkrechten Lößwände eingegrabenen Wohnungen, der auf den Pflanzen liegende Staub und selbst der von Löß geschwängerte Dunstkreis. Reichlich trägt aber dieses buchstäblich gelbe Land Weizen, Gerste, Tabak und Hülsenfrüchte. Dort im Norden, in der Provinz Petshi-li liegt auch die moderne Reichsmetropole Peking, eine Riesenstadt, deren Bevölkerung allerdings weniger beträgt als man in Europa annimmt, immerhin aber an die Million streifen mag. Durch den Schmutz in seinem Innern, den jämmerlichen Zustand seiner ungepflasterten Straßen und den Verfall seiner theilweise erst im vorigen Jahrhundert aus Marmorblöcken erbauten Brücken, durch seine schlecht unterhaltenen Canäle und das bei jedem Schritte hervortretende Bild allgemeiner Verkommenheit, in welchem die wenigen bedeutenden Tempel, Paläste, Schulen u. dgl. verschwinden, macht aber Peking einen geradezu kläglichen Eindruck. Trotz seines gewaltigen Umfanges von 38 km kann man es mit Fug und Recht das größte „Dorf" Chinas

nennen. Diese kaiserliche Residenzstadt breitet sich aus inmitten einer sandigen und schmutzigen Ebene, die aber durchwegs mit Mais, Hirse, Baumwolle und süßen Erdäpfeln bebaut, und vom Peiho durchflossen wird. Am rechten Ufer dieses Stromes, einige Fahrtstunden von der Westküste des Golfes von Petschili entfernt, liegt anmuthig der wichtige Platz Tientsin, welchen man als Pekings Hafen betrachten darf.

Die mittleren Provinzen des Reiches haben starke Hitze mit stürmischen, regnerischen Wintern und bringen nebst Baumwolle auch Zuckerrohr, Pfeffer, Betel, Gewürze und Südfrüchte, vor Allem aber Reis — das Hauptbedürfniß jedes Chinesen — hervor. Die Striche, wo der Reisbau am ausgiebigsten betrieben wird, sind auch das Centrum des Reiches, der Sitz der dichtesten Bevölkerung und der Brennpunkt alles Handels und Wandels. Zwischen 24—35° n. Br., also bis in die Gegend des Hoangho, liegt die Heimat des Tscha-Strauches, dessen Blätter einen höchst werthvollen Handelsartikel und durch Absud das chinesische Nationalgetränk, den geschätzten Thee, liefern. In China mag der Gebrauch des Thee's schon in sehr früher Zeit allgemein gewesen sein, denn bereits gegen Ende des achten Jahrhunderts wurde der Theebau besteuert. Das Einsammeln der Blätter geschieht jährlich dreimal und die allerersten Triebe Mitte April liefern auch den feinsten Thee, während die letzten im Herbste gepflückten nur geringe Sorten ergeben. Die Blätter werden mit der Hand meist von Weibern abgestreift und verschiedenen Proceduren unterworfen. Man läßt die eingesammelten

Blätter auf Horden von Bambustäben längere Zeit an der Luft liegen, bearbeitet sie dann mit beiden Händen, indem man sie zusammendrückt und setzt dies so lange fort, bis sie ganz welk und weich geworden, worauf sie erst nach mehrmaligen Röstungen und Schütteln auf Sieben fertig werden.

Der Hauptstrom des Theegebiets ist der Yang-tse-kiang, welcher aber nur bei seiner Mündung diesen Namen führt, sonst als Ta-kiang bekannt ist. Wegen seiner großen Länge, Tiefe und seinem bedeutenden Handel muß ihm eine hervorragende Stelle unter den großen Flüssen der Erde angewiesen werden. Nicht unmittelbar an ihm, sondern am Wusong, der sich etwa gleichzeitig mit ihm ins Meer ergießt und als Nebenfluß des Letzteren betrachtet wird, liegt die große Hafenstadt Schanghai, von wo aus gemeiniglich die Stromfahrt auf dem Blauen Flusse angetreten wird. An seinen Ufern, zur Rechten und zur Linken erheben sich viele volkreiche Städte, wie Tschin-kiang, Kiu-Kiang und Hankou mit den Nachbarplätzen Han-yang und Wutschang. Die Handelsstadt Tschin-kiang in der Provinz Kiangsu an der Mündung des sogenannten Kaisercanals, welcher den Blauen mit dem Gelben Strome verbindet, mag 150000 Einwohner zählen. Noch volkreicher ist die Städtegruppe von Hankou, wo in dieser und den beiden Nachbarstädten die beiden Ufer des Yang-tse-kiang von 1200000 Einwohnern belebt sind. Mit Beginn des Sommers treffen dort Hunderte von Fremden ein, um Thee einzukaufen und die Kisten zu verladen; besonders während der ersten Wochen des Theemarktes grenzt die

Thätigkeit an eine fieberhafte Rastlosigkeit. Eine ganz eigenthümliche Gattung ist der im nördlichen China, sowie bei den nomadischen Völkerschaften Sibiriens, bei den Tataren und Kalmücken allgemein gebräuchliche Ziegelthee. Verwelkte, zurückgesetzte und verdorbene Blätter, kleine Sprossen und Zweige werden in hölzerne Formen mit Leim, Blutwasser von Ochsen oder Schafen oder einem anderen Bindemittel stark zusammengepreßt und die daraus gewonnenen Ziegel getrocknet. Aehnlich wird auch der Ziegelthee in Ja-tscheu, einer bedeutenden Stadt der Provinz Iz'tschwan, bereitet, welcher seinen Absatz im benachbarten Tibet findet.

Die westlichen Gebirge Chinas sind einer der wenigen Fundorte des für die Heilkunde so wichtigen Rhabarber, und einer weiten Verbreitung erfreut sich leider auch der Anbau des Papaver somniferum, welcher das gefährliche Opium liefert. Der Genuß dieses Betäubungsmittels, dereinst in China unbekannt, ward dort von den gewinnsüchtigen Britten aus Indien eingeführt, wo das Product in vorzüglichster Güte gedeiht. Seither arbeiten die Engländer mit dem größten Erfolge daran, das chinesische Volk durch das Opiumgift zu beglücken, so daß es jetzt Provinzen des großen Reiches giebt, in welchen die ganze Bevölkerung durch das Laster des Opiumrausches siech und verderbt ist. Eine Quelle des Reichthums ist dagegen die Erzeugung von Rohseide, welche bei dem Umstande, daß die Zucht des Seidenwurmes in China von Alters her eingebürgert ist, einen der wichtigsten Handelsartikel bildet. Chinas größte Reichthümer ruhen aber in seinem Boden,

welcher unermeßliche Schätze an Erz- und Steinkohlenlager birgt. Zum meisten Theil sind sie noch völlig unausgebeutet, nur die Steinkohlen, welche aus den enormen Flötzen in den Westhügeln von Peking gewonnen wurden, fand schon Marco Polo in Verwendung, was ihm damals ganz neu war. Auch der Handel mit dem Salze, das zum Theile durch die sinnreiche, den Europäern spät erst bekannt gewordene Erfindung des Seilbohrens gewonnen wurde, ist Staatsmonopol.

II.

Die Chinesen, die Bewohner des hiermit in seinen großen Zügen gekennzeichneten Landes, sind das vornehmste Volk der hochasiatischen Rasse, von weizengelber Hautfarbe, mit nahezu viereckigem Gesicht, stark hervortretenden Backenknochen und lang geschlitzten, schräg gestellten kleinen Augen. Sie sind klein und untersetzt, selten über 1,5 m hoch, aber gut gebaut, wenn auch mit einer Neigung zum Fettwerden. Ihr kahl geschorener Schädel, den erst seit 1644 der Haarzopf schmückt, zeigt gerne starke Verwüstungen einer der bei ihnen häufigen Hautkrankheiten, und unter der warmen Sonne ihres Landes verwandelt sich, bei den niedrigen Klassen wenigstens, ihre Kleidung in volkreiche Behausungen von Hüpfern und Springern, so sehr ist dieselbe belebt. Auch die Betten in den Gasthöfen wimmeln von solchen nicht näher zu beschreibenden Thierchen, und die Chinesen

wundern sich nicht wenig über den Europäer, wenn solche Kleinigkeiten ihm den Schlaf vertreiben können. In den Städten, wenigstens des Nordens, sieht man blos Männer der niederen Stände in den Straßen vertreten, alle höchst einfach in blaue oder graue Kittel gekleidet, während die Erscheinung einer Frau oder einer Person von Rang und Stand zu den Seltenheiten gehört. Die vereinzelten Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, welche in den chinesischen Städten und Dörfern sichtbar werden, erwecken übrigens kein großes Verlangen nach ihren verborgenen Schwestern: früh verwelkte und gealterte Gesichtszüge, eine häßliche Hautfarbe und der widerwärtige Gang auf den verkümmerten Füßen, der einem mühsamen Stelzentrippeln gleicht, kennzeichnet die meisten Frauen. Es ist nämlich diese Verstümmelung überall als ein Zeichen des Anstandes angenommen und eine uralte chinesische Sitte, welche schon vor Konfutse in Gebrauch war. Chinesische Dichter vergleichen den hülflosen, schlotternden Gang der kleinfüßigen Frauen mit dem graciösen Hin- und Herschwanken der Lilie. Es kommt eben Alles darauf an, wie man die Sachen auffaßt.

Die Gesittung, welche an den Ufern des Gelben und Blauen Flusses blüht, ist nicht blos die älteste der Welt, sondern auch eine der verwickeltsten. Ein Chinese sagte zu einem Europäer: „Was Sie auch von meinem Lande sagen mögen, ich werde das Gegentheil behaupten, und wir werden Beide Recht haben". In der That, kennt man wirklich die Heimat der fliegenden Drachen und der porzellanenen Theekannen? „Das ganze Land

ist ein Raritätenkabinet, umgeben von einer ungeheuren, unendlichen Mauer, welche hunderttausend tatarische Schildwachen behüten. Es ist ein seltsames Land und ein seltsames Volk. Die Natur mit ihren zarten, verdrehten Erscheinungen, ihren riesig phantastischen Blüthen, ihren Zwergbäumen, ihren ausgezackten Bergen, ihren barock schmeckenden Früchten, ihren buntfarbigen und gestreiften Vögeln ist dort eine ebenso fabelhafte Carricatur als der Mensch mit seinem spitzen, von einer Haarzunge gekrönten Schopfe, seinen Verbeugungen, überlangen Fingernägeln, seiner uralten und verständigen Gesetztheit und seiner kindischen, aus Einsilbern zusammengesetzten Sprache. In jenem wunderlichen Lande können Natur und Mensch sich nicht ansehen, ohne zu lachen; aber sie lachen nicht laut; sie sind alle zwei zu gebildet dazu und zu höflich. Indem sie aber ihre Heiterkeit zu unterdrücken sich bemühen, schneiden sie die verzwicktesten Fratzen."

So beiläufig urtheilte Heinrich Heine, der freilich blos das China der Wandschirme und der Topfgeschirre kannte. Aber auch wer sein lebelang dort zugebracht, räumt ein, daß das Reich der blumigen Mitte für den dort wohnenden Europäer das Land der Verwunderungen und Ueberraschungen ist, daß die Söhne Hans es darauf angelegt zu haben scheinen in Allem und Jedem der Widerpart unserer Ideen, Meinungen und Sitten zu sein. Wir setzen in unseren Büchern die Anmerkungen als „Fußnoten" an den unteren, sie an den oberen Rand der Seiten. Wir datiren, indem wir mit dem wievielten Tage des Monats beginnen, den Namen

des Letzteren folgen lassen und mit der Jahreszahl schließen. Sie beginnen mit der Jahreszahl, nennen dann den Monat und zuletzt den Tag. Anstatt 10. März 1891 sagen sie: 1891 März 10. Seit Jahrhunderten hat China in seiner tiefen Weisheit entschieden, daß Weiß die Farbe der Trauer, Blau jene der Halbtrauer, daß die Fledermaus das Symbol des Glückes und die Ente jenes des häuslichen Friedens sei; daß Beinkleider nur den Frauen geziemen, Männer aber Röcke tragen müssen und niemals ohne Fächer sein dürfen; daß die Kleider keine Taschen haben und man seine Papiere in seinen Strümpfen oder Schuhen verwahren möge; daß der Stutzer seine unglaublich langen Fingernägel in silbernen Futteralen schützen solle und neuerdings nie anders denn zwei Taschenuhren bei sich führe, die friedlich neben einander in einem gemeinsamen Säckchen untergebracht werden, ohne daß das geringste Anhängsel oder Kettchen deren Vorhandensein verrathe daß man zum Gruße die beiden aneinander gepreßten Fäuste wiederholt bis zur Höhe der Stirne erhebe; daß man die Gabeln den Barbaren überlassen und sich zweier Stäbchen bedienen solle, um geschickt die Bissen in den Mund zu schieben; daß es sich gezieme mit dem Pinsel und in senkrechten Zeilen zu schreiben, und daß ein Reiter, der sich selbst achtet, immer von der Rechten zu Pferde steigen müsse; daß es nicht die Ahnen seien, welche die Nachkommen adeln, sondern im Gegentheil die Enkel ihre Vorfahren; daß ein Richter, der sich geirrt hat, dafür eine tüchtige Portion Prügel bekomme; daß das Geheimnis der Heilkunde das Yin und das

Yang oder das männliche und das weibliche Princip seien, endlich daß man seinen Arzt besolden solle, so lange man sich wohl befindet und ihm nichts geben, wenn man erkrankt.

Wie soll man sich nicht wundern über ein Land, wo man überall Blumen erblickt außer in den Gärten und dessen Einwohner, welche doch stark am Leben zu hängen scheinen, gleichgültig gegen Körperschmerz und selbst gegen den Tod sich erweisen, ja keine größere Sorge kennen, als sich bei Zeiten mit einem schönen Sarge zu versehen; und ein Sarg zum sechzigsten Geburtstage ist ein Geschenk, welches gute Kinder ihren Eltern machen. Wie soll man sich nicht wundern, frage ich, über ein Land, wo es weder Advokaten, noch Sachwalter oder Notare giebt und wo Niemand das Bedürfniß nach solchen empfindet; wo Handlungen und Worte durch eine ebenso steife als verwickelte Etikette beherrscht werden, die z. B. strenge untersagt, sich beim Nachbar um das Befinden seiner Frau zu erkundigen, Jedermann aber ermächtigt den Nächstbesten um Namen und Alter zu fragen, worauf dieser antwortet: mein ganz unbedeutender Name ist Tschang. Besonders für einen bejahrten Mann ist es eine Schmeichelei nach seinem Alter gefragt zu werden, was mit den Worten geschieht: Ihre ehrenwerthen Zähne? Kraft dieser Etikette hat auch ein den höheren Ständen angehörender Chinese, der von einem auf gleicher Stufe Stehenden stets mit den schmeichelhaftesten Worten und gewähltesten Ausdrücken angeredet wird, mit der größtmöglichsten Selbsterniedrigung zu antworten, z. B.:

Wie geht es meinem berühmten und glorreichen Freunde und Landsmann? Antwort: Mein verächtlicher Balg befindet sich durchaus nicht schlecht.

Wo liegt Ihr kostbarer Palast? — Mein elendes Hundeloch liegt in Schanghai, dicht beim Landungsplatze der Dampfboote.

Ist Ihre edle Familie zahlreich? — Ich habe nur fünf erbärmliche Mißgeburten. Ebenso nennt sich z. B. in einem Briefe an seinen früheren Lehrer der Schreiber immer: Dein dummer Schüler.

III.

Es ist nun bemerkenswerth, daß die Reisenden, welche China gewissermaßen nur gestreift haben, gewöhnlich eine tiefe Verachtung für das Reich der Mitte zur Schau tragen und gerne ausrufen: Ist es wohl möglich ein Chinese zu sein? Sie haben entdeckt, daß in China Mann und Weib gelb sind, daß junge Hunde, Moschusratten und Schwalbennester für Leckerbissen gelten, daß alle Gerichte in Oel gebacken oder in Wasser gesotten werden, daß die Küche abscheulich ist, obwohl der göttliche Küchenmeister Low Man ke ein „Handbuch des vollendeten Koches" in 320 Bänden verfaßt hat. Diese nämlichen Reisenden, ebenso rasch als fertig mit ihren Urtheilen, haben uns ferner belehrt, daß die Chinesen die bedauerliche Gepflogenheit haben, sich ihrer Kinder und namentlich der Mädchen auf Wegen zu

entledigen, welche der Milde entbehren, nämlich durch Ersäufen, obwohl man einige Schwierigkeit hat, diese Sitte mit der ungeheuren Vermehrung der Rasse, mit der Gewohnheit sehr jung zu heirathen und sogar Nebenfrauen zu nehmen, um nur ja sicher zu sein, Kinder zu hinterlassen, welche das Andenken der Eltern ehren, in Einklang zu bringen. Diese Reisenden versichern, großer Egoismus, unbegrenzter Aberglaube und kalte Berechnung kennzeichnen das Verhalten des Chinesen gegen Frauen, Töchter und Schwiegertöchter.

Allerdings ist die größere Werthschätzung der Knaben vor den Mädchen in China vielleicht stärker ausgeprägt. In Wirklichkeit aber lieben chinesische Eltern alle ihre Kinder ebenso wie die Menschen in anderen gesitteten Ländern, in denen man Knaben ebenso sehnsüchtig herbeiwünscht, um die Familie vor dem Aussterben zu bewahren. Heirathen werden in China nur zwischen Personen eingegangen, die nicht denselben Geschlechtsnamen tragen; sonst aber gilt die Heirath als das vornehmste, gewichtigste Ereigniß im menschlichen Leben. Nicht als würde dieselbe eine Herzensneigung besiegeln; davon weiß man allerdings im Mittelreiche weniger noch als in seinen Nachbarstaaten. Bei diesen Verbindungen, die stets nur durch Mittelspersonen geschlossen werden, spielt die Neigung eine höchst untergeordnete Rolle; ja wollte ein schwärmerischer Chinesenjüngling Gewicht darauf legen, es würde beinahe als eine Ungehörigkeit betrachtet. Von Liebe ist bei den Weizengelben wenig zu merken, und das Küssen ist bei ihnen gar nicht üblich; sie wissen

nichts von dieser angenehmen Beschäftigung; ebenso wenig vom Tanze, welchen sie für eine Lächerlichkeit, eine Absurdität halten; ja ein Chinese erklärte dem Franzosen Gaston de Bezaure allen Ernstes, daß um sich solchen Leibesübungen hinzugeben, seine zopftragenden Landsleute viel zu gesittet seien. Was an Galanterie bei ihnen vorhanden, ist etwas Unwandelbares, durch die Reihenfolge der Geschlechter mit Ehrfurcht von Menschen Bewahrtes, welche meinen würden, ein Verbrechen zu begehen, wenn sie daran das Geringste ändern wollten.

Die Stellung der chinesischen Frau wird aber zumeist falsch aufgefaßt. Wahr ist, daß die Liebe zu ihr hinter der Verehrung, die man den Eltern bezeigt, zurücksteht. In Europa macht man sich kaum einen Begriff, wie hoch die kindliche Pietät gesteigert ist, und viele rührende Züge kann man in dieser Richtung beobachten. Ohne das geringste Bedenken trennen sich Männer auf zehn bis zwanzig Jahre von ihren Frauen und sie reden höchst selten von ihnen; nur die Eltern fallen in's Gewicht und werden ohne Unterlaß erwähnt. „Mutter immer besser als Frau", erklärte ein Chinese; „Frau kann ich kaufen, Mutter aber nicht". Vielweiberei ist allgemein verbreitet und nur durch Armuth beschränkt; auch hat der Gatte Macht über Leben und Tod seiner Frauen, ist auch zu sonstiger Strafe und zur Scheidung berechtigt, kann sie endlich wie seine Kinder nach Belieben verkaufen. Trotzdem ist Mißhandlung der Frauen im Allgemeinen unbekannt, sie werden vielmehr im Ganzen sehr gut behandelt und die

Wahrheit ist, daß sie ihre Männer nicht selten mit ebenso scharfer Zunge zu beherrschen und unter dem Pantoffel zu halten wissen, wie nur eine Xanthippe des Westens. Man hat auch versucht uns weiß zu machen, daß jede leichtfertige Chinesin einem Elefanten überliefert werde, der sie schließlich unter seinen Knieen zermalme. Der Oberst Tscheng-ki-tong, welchem wir ein geistvolles Buch über China verdanken, bemerkt diesbezüglich, daß es Alles in Allem vielleicht weniger Elefanten im himmlischen Reiche als in Europa gebe, daß man ihrer kaum zwei bis drei in den Menagerien zu Peking finde. Das wären dann wohl sehr beschäftigte Elefanten.

Dagegen sind die Reisenden, welche lange Zeit in China geweilt, fast alle einig in der Erkenntniß, daß, wie seltsam sie uns auch bedünken möge, die chinesische Gesittung durchaus nicht verächtlich sei. Ja die ehrenwerthen Zopfträger sind uns überlegen im Ackerbau, ihre Gemüsegärten sind unvergleichlich und ihre Handelsleute vielleicht die schlauesten der Welt. Seit uralten Zeiten kennen und üben sie die Association des Kapitals unter der Leitung eines geschickten Kopfes, und fast jeder Krämer hat hinter sich seine „todten Gesellschafter", d. h. solche, die ihm die zu seinem Handel benöthigten paar tausend Mark vorschießen gegen Antheil am Gewinn. In den Häfen und in den dem Verkehre mit den Europäern geöffneten Plätzen sehen diese sich zumeist auf die Gnade zweideutiger Wesen angewiesen, die wir Comprador, eigentlich „Einkäufer" nennen. In den Städten kehrt überall die Neigung wieder, die

einzelnen Geschäftszweige in gewisse Viertel oder Straßen zusammenzudrängen.

Freilich hat die chinesische Gesittung einen eigenthümlichen Strich. Nirgends ist sie über eine gewisse Höhe geistiger Entwickelung hinausgelangt. An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen zu bewundern, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick, der uns den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen enthüllt. Doch kann man nicht läugnen, daß sie mit ihren Vorurtheilen zumeist einen sehr scharfen Menschenverstand verbinden und ihre literarischen Erzeugnisse funkeln ebenso sehr in epigrammatischem Witze als sie sich von jedem orientalischem Schwulste ferne halten. Gar mancher Chinesenschädel, der uns zum Lachen reizt, birgt wahre Schätze ironischer Weisheit. Als Obermandarin Ping, Chef einer unter dem zweiten Kaiserreiche in Paris weilenden Gesandtschaft, befragt wurde, welchen Eindruck die Weltstadt auf ihn mache, erwiderte er, indem er schlau hinter der Brille hervorblinzelte: Es kommt mir vor, daß die Schulen etwas zu klein, und die Kasernen ein wenig zu groß sind. Auch die chinesischen Sprichwörter treffen den Nagel meist auf den Kopf und stellen des Volkes Anlage für den Handel, seine Schlauheit und Sparsamkeit, seinen Drang Andere zu übervortheilen in ein helles Licht. Wahrheitsliebe gehört aber sonst nicht zu den Hauptzierden der Chinesen und ihre Journalisten, die freilich noch sehr jungen Datums sind, obgleich die amtliche Pekinger Zeitung schon seit wenigstens

300 Jahren besteht, halten es mit der Wahrheit durchaus nicht genau, worin sich ihre europäischen Berufsgenossen von ihnen allerdings kaum unterscheiden.

IV.

Besitzt der Chinese seine eigene Art das Leben aufzufassen, so ist es doch gewiß, daß in seinem unermeßlichen Reiche, wo gesetzliche Vorschriften Alles ordnen, die Kunst sich selbst anzugehören und sich selbst zu regieren oft mit mehr Erfolg als in vielen Andern geübt wird. Die patriarchalische Lebensordnung zeigt sich uns im Anbeginne der Gesellschaften, als Eigenthum von Wanderhorden, von Hirtenvölkern, die unter ihren Zelten lebten und nur große Familien waren. Mit dem Nomadenthum verschwand das patriarchalische System. China allein hat es bewahrt und bewiesen, daß es mit einer sehr verfeinerten Gesittung vorüber sei. Seine Architektur zeugt von ihrem Ursprunge und ist aus dem fellbedeckten Zelte des hochasiatischen Wanderhirten hervorgegangen. Die chinesischen Häuser scheinen wie an Pfähle befestigt, welche in den Boden gesteckt, dort Wurzel gefaßt und unbeweglich geworden. Die Baukunst der Chinesen steht ganz im Dienste des Bedürfnisses und trägt den Character der Einförmigkeit. Diesen Eindruck der Monotonie machen auch alle chinesischen Städte und Dörfer, falls ihnen nicht ihre landschaftliche Umgebung zu Hilfe kommt, wie dies etwa bei dem Orte Yang-low-dung bei Kanton und der Silberinsel bei Futschan einigermaßen der Fall ist. Dörfer

oder vereinzelte Pachthöfe liegen überall im Gesichts-kreise, und das reichlich vorhandene Wasser verleiht der Landschaft einen eigenthümlichen Zauber. Um die Dörfer herum ziehen sich gerne reiche Baumpflanzungen; auch mitten im Felde stehen große, schöne, wohlgepflegte Bäume, und sie sehen oft noch größer aus als sie wirklich sind, denn sie erheben sich auf kleinen Hügeln, ebenso vielen Grabstätten.

Vergeblich aber späht man nach irgend einem her-vorragenden Bauwerk. Nicht einmal die im Lande vertretenen Religionsgemeinschaften haben architektonisch bedeutsame Tempel aufzuweisen. Am meisten treten noch die sogenannten Pagoden hervor. Viele sind hohe, zierliche Thürme mit sieben, neun und selbst dreizehn Stockwerken. Gewöhnlich achteckig, nehmen sie je höher hinauf, desto mehr an Breite ab; die Stockwerke werden durch Dachvorsprünge aus Backsteinen von einander abgegrenzt. Es giebt übrigens verschiedene Arten von Pagoden, die entweder in Städten selbst oder in deren Nähe oder auch abseits an den Ufern von Flüssen und Strömen stehen.

Die Menschen nun, welche in diesen gleichförmigen Häusern wohnen, ähneln wohl wenig mehr den Hirten, von welchen sie abstammen. Aber sie haben den Cult des Himmels bewahrt, den Glauben der Nomaden, nur daß sie ihn versteinert haben und der Himmel in der Person des Monarchen verkörpert ist, welcher ihnen als Vermittler mit den übernatürlichen Mächten dient. Die chinesische Familie ist eine Art Theilhabergenossen-schaft, in welcher die Güter gewöhnlich in gemeinsamen

Besitz sind und deren Mitglieder, solidarisch für einander haftbar, sich gegenseitig zu unterstützen haben. Die Gewalt ruht bei dem Aeltesten, dem die Verrichtungen eines Regierungsoberhauptes zukommen. Jedermann trägt das Seinige bei, alle Einnahmen sind in einer gemeinschaftlichen Kasse vereinigt und feste Satzungen bestimmen die Pflichten und Rechte eines Jeden. Das chinesische Reich ist eine politische Gesellschaft ohne alle Einrichtungen. Es besitzt deren keine anderen als die patriarchalische Organisation der Familie und die damit verknüpften Sitten: den ehrfürchtigen, dem Andenken der Vorfahren geweihten Cult, die Ceremonien und Gebräuche, welche die Erinnerung an sie fortzupflanzen bestimmt sind. Die 18 Provinzen des Reiches sind ebenso viele besondere Staaten. Aber von Osten nach Westen, von Norden nach Süden herrschen die nämlichen Sitten, beobachtet man die nämlichen Gebräuche, und China ist weniger ein Volk, als eine ungeheuere Familie von vielen Millionen Menschen, deren oberstes Haupt der Kaiser, der Patriarch der Patriarchen und zugleich der Sohn des Himmels ist.

Der Eckpfeiler dieser Organisation ist die schon erwähnte Kindesliebe, welche über das Grab hinausreicht. Was man bei uns mit dem sehr unbestimmten Begriffen Himmel oder Paradies bezeichnet, ist für den Chinesen ein bestimmter Zustand. Dort behält der Abgeschiedene die Persönlichkeit seiner Seele, einen gewissen Organismus. Aus diesem Glauben erklärt sich der Cultus der Vorfahren, die Achtung vor den Ahnen. In jedem Hause ist diesen ein Zimmer oder Saal ge-

weiht, bei Reicheren wohl auch eine Capelle, in welcher Tafeln mit den Namen der Ahnen aufgehängt sind. Dort werden von den Mitgliedern der Familie die vorgeschriebenen Gebräuche vollzogen, man verbrennt Weihrauch und Räucherkerzen und wirft sich voll Ehrfurcht vor der Ahnentafel nieder. Dem Ahnencult entspricht naturgemäß auch die Achtung und Verehrung der Gräber, welche beim „Tschang seu“ oder „Fest der Todten“ mit Blumen und buntem Papier geschmückt werden. Am Großartigsten geschieht dies bei den Kaisergräbern der Mingdynastie bei Peking. Sonst herrscht religiöse Duldsamkeit. Man macht nämlich eine Unterscheidung zwischen den Glaubenssätzen, welche nothwendig und jenen, welchen es nicht sind. Man achtet die Rechte der Einbildungskraft und duldet, daß Jeder auf seine Art die Probleme löse, welche weder die öffentliche Ordnung, noch die Polizei, noch die Sicherheit des Reiches berühren. Alle Religionen sind nach China gedrungen und dort der Gegenstand wohlwollender Neugierde bis zu dem Augenblicke gewesen, als sie der Verschwörung gegen das Reich verdächtig wurden. Man sei ein Schüler des Fo oder ein Anhänger Taos, man ist ein guter Chinese, wenn man ein guter Sohn ist, auf dem Wege ein guter Vorfahr zu werden, und wenn man fest glaubt, daß der Kaiser etwas im Auge hat, das belebt oder tödtet. In allen übrigen Dingen ist der Zweifel erlaubt.

Unter den Philosophen aller Zeiten ist Konfutse den abendländischen Materialisten am angenehmsten. Er legte wenig Werth auf die Metaphysik; er stellte

den Grundsatz auf, daß man nicht den Urgrund der Dinge erforschen solle. Konfutse beschäftigte sich seines Theiles nur mit den Ursachen zweiten Grades und führte die Philosophie auf die Moral, die Moral aber auf die Kunst zurück, die Chinesen glücklich, friedlich und leicht lenkbar zu machen. Ein leidenschaftlicher Bewunderer verflossener Zeiten, strebte er die Vergangenheit wieder ins Leben zu rufen. In allen Stücken zog er das Alte dem Neuen vor, und jegliche Ueberlieferung war ihm geheiligt. Die wahre Philosophie beruht nach ihm in der Unterwürfigkeit, der Enthaltsamkeit und der schweigsamen Disciplin des Geistes, in der Angewöhnung nichts zu erörtern, zu glauben, daß alle Dinge vernünftiger sind als wir, daß wir vergänglich sind und sie nicht. Er lehrte, daß der wahre Weise Alles achte, selbst das Absurde, und begründete die Moral auf die Mäßigung der Begierden und auf die Ehrerbietung, nach ihm die einzige Tugend, deren Uebermaß niemals zu befürchten ist und die man anstandslos bis zur Ausschweifung üben kann.

V.

Dank Konfutse ist China ein großes Reich, welches sich niemals verändert hat und wo die Ehrfurcht in hoher Blüthe steht. Ist nun dieses ehrerbietige Volk ein glückliches? Viele Beobachter versichern es. Was mir am wahrscheinlichsten dünkt, ist, daß das chinesische Glück keinem andern gleicht und in einer Art häuslicher

Wohlfahrt besteht, gemildert durch den Mandarinen, mit welchem nichtchinesischen Worte wir die Staatsbeamten aller Grade zu bezeichnen pflegen. Die Beamtenschaft zerfällt in neun Rangstufen, die sich auch äußerlich durch verschiedene Merkmale von einander unterscheiden, deren Wichtigstes die Farbe des kugelförmigen Knopfes ist, den die Beamten an der Spitze der Mütze tragen. Früher war die Erlangung dieser Würden an die Ablegung von Prüfungen geknüpft und gewissermaßen der Lohn der Gelehrsamkeit. Wer aber heute das Amt eines „Tautai", d. h. eines Stadtgouverneurs, ja sogar den Luxus des dunkelrothen Knopfes, der dem ersten Range vorbehaltenen Auszeichnung, sich gönnen will, braucht blos beim betreffenden Ministerium eine genügende Summe zu hinterlegen. Zumeist ist der Mandarin ein verderbtes bösartiges Geschöpf. Aber man ist erfinderisch; man richtet sich ein, ihn zu fliehen, ihm auszuweichen. Das patriarchalische Regiment ist ein Schirm, eine Gewähr der Freiheit. Der Mandarin hat sich nicht um die kleinen innersten Angelegenheiten zu kümmern. Man ordnet sie ohne ihn, unter den Augen der Ahnen. China ist das Land der Formen, aber nicht der Förmlichkeiten. Man entzieht sich leicht der Controlle der öffentlichen Macht und das verderbte, bösartige Geschöpf hat nichts drein zu reden in die häuslichen Einrichtungen, in die Handelsgeschäfte, in die Verträge. Zudem sind die Himmlischen erfüllt von Gemeingeist. Wird der Mandarin zudringlich oder plackerisch, so haben sie sich rasch verbündet, um ihn in Respect zu halten. Kurz: der Mandarin ist der

Feind, man findet aber Mittel, trotz ihm glücklich zu sein.

Man rechne dazu, daß die Tugenden Konfutse's dem Chinesen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Sie sind verträglich, mäßig in ihren Begierden, leicht zu trösten, zu befriedigen, auch leicht im Vergessen und ihr natürlicher leichter Sinn kommt ihrer Philosophie zu Hilfe. Alles in Allem sind sie ein glückliches, zufriedenes Volk, von musterhaftem Fleiße, nüchtern, einfach in seinem Geschmack, patriotisch und voll unbegrenzter Achtung vor der Majestät der Pflicht, ebenso verständig und ebenso reich als wir an Hilfsmitteln, um den verschiedenen Prüfungen des Lebens zu begegnen.

Wenn man sich bei Jemanden zu Gaste bäte und nach der Sättigung ihn durchprügelte, so würde alle Welt so etwas brutal finden. Im Gegentheil aber ist es civilisirt, wenigstens treiben es die Culturvölker so mit den Chinesen. Die Himmlischen sind die Väter der wichtigsten Erfindungen gewesen, nachdem wir uns aber ihre Genußmittel angeeignet, ihre besten Gewerbserfindungen ihnen abgelauscht, kurz bei allen ihren guten Einfällen uns zu Gaste gebeten haben, spotten wir nun über ihre Zöpfe, verhöhnen sie wegen ihrer Großen Mauer und brennen ihnen von Zeit zu Zeit einen Sommerpalast nieder. Was die Chinesen von unseren Erfindungen bis jetzt brauchen konnten, ist sehr wenig, woran allerdings zum Theil eine gewisse Verstocktheit und ein gewisser Culturdünkel ihrerseits die Schuld trägt. Immerhin geht durch die Berührung mit Euro-

päern und Amerikanern der Chinese unleugbar einer Umwandlung entgegen. Allein er liebt es, langsam, bedächtig, mit Würde und Vorsicht weiter zu schreiten. Er nimmt unsere Erfindungen, unsere Maschinen, unsere verbesserten Waffen an, aber er vermeidet es, eine allzugroße Begeisterung für diese Dinge blicken zu lassen. Eine solche ist auch wirklich bei ihm nicht vorhanden. Zwar sind die bezopften Söhne des Mittelreiches jetzt viel artiger gegen die Fremden als vor Zeiten, in Wahrheit aber fürchten sie blos ihr Ansehen als ältere und überlegenere Culturnation dadurch zu gefährden und mögen die Europäer so wenig, daß es inmitten dieses geldgierigen Volkes noch Kaufleute giebt, die sich weigern mit ihnen Geschäfte, und wären es die glänzendsten, zu machen.

Die Chinesen haben die „Fankwei", die „fremden Teufel" stets verachtet, diese Barbaren des Westens, welche die wahre Familie nicht kennen und deren Höflichkeit ihnen so grob, deren Küche so lächerlich erscheint, welchen sie ihre wechselnden Launen, ihre beständigen Plackereien und ewige Geistesunruhe vorwerfen. Hauptsächlich sind sie ihnen aber darüber gram, daß sie sie in ihrem Glücke gestört haben, indem sie ihnen viel Ungemach verursachten und, was noch schlimmer, sie zwangen auf ihre Vertheidigung bedacht zu sein, sich Geschütze zu verschaffen, Arsenale und Kriegsfahrzeuge zu bauen. Der Vicegouverneur von Tientsin hat sich auch in der That schon eine ganz achtbare Kriegsmacht verschafft, während der Soldat im Innern des Reiches wohl noch viel zu wünschen übrig läßt. Von einer

Ordnung und Disciplin ist fast keine Spur vorhanden, die Uebungen beschränken sich auf ein Minimum, und auch dann mangelt jedes System, um eine zweckentsprechende Abrichtung zu erzielen. Die Adjustirung weicht nur wenig von der gewöhnlichen Bekleidung ab und die Bewaffnung besteht aus alten Gewehren von aller Herren Länder.

Die Auslagen für das Kriegswesen widerstreben aufs Tiefste der nur das Nützliche schätzenden, den Künsten des Friedens ergebenen chinesischen Nation. Man hat sich mitunter die Chinesen als ein Volk vorgestellt, ohne Unternehmungsgeist und das nur zu Hause zu bleiben verlange. Ihre Geschichte beweist das Gegentheil. Aber nicht mit der Gewalt siegreicher Waffen erweitern sie ihr Reich. Ihnen wohnt das Genie der friedlichen Eroberungen, der stillen, langsamen, heimlichen Ueberfluthungen inne. Die Mandschu haben ihnen Herren gegeben; über kurz wird die ganze Mandschurei ihnen verfallen sein. Als die Europäer zuerst im fernen Osten erschienen, fanden sie den gesammten malayischen Archipel schon mit chinesischen Siedlern besetzt. Ob Pflanzer oder Handelsleute, waren sie die Eigner des Bodens, der Bergwerke; ihre Factoreien blühten und gediehen, ihre Dschonken segelten überall hin und nirgends vergessen sie Konfutse. Ihre Häuser zeugten von ihrem Ueberflusse. Aber damals wie noch heute duldeten sie nicht, daß man ihre Todten in fremder Erde bestatte und sandten sie fromm zurück ins Blumenreich, das einzige, das Ruhe gewährt.

Seitdem sind die Chinesen oft mit den Europäern in Berührung gerathen. Man begegnete sich auf neutralem Boden und das war für beide Theile reiner Gewinn. Alles aber hat sich verändert, seitdem wir sie bei sich aufgesucht und uns Eingang erzwungen haben, indem wir sagten: „Oeffnet uns Euer Haus, das Unserige steht Euch offen; der freie Wettbewerb ist das Gesetz auf dieser Welt.“ Sie werden es endlich auch glauben, und es scheint mir nicht ausgemacht, daß die Dinge eine so glatte Wendung nehmen, als wir dachten. Es könnte kommen, daß China dabei den Vogel abschösse. Die Tugenden, welche Yao und Schun, Wan und Wu gepredigt, sind nicht die glänzendsten und nicht die stolzesten der Tugenden. Sie werden weder einen Peter den Einsiedler, noch Missionäre und Märtyrer, weder Paladine noch Romanhelden erzeugen; aber sie sind die Nützlichsten im großen Kampfe ums Dasein. Ein Staatsmann sagte: Die Zukunft gehört Jenen, welche die geringsten Bedürfnisse besitzen, und der Himmel weiß, daß wir keine Chinesen und auch nicht leicht zu befriedigen sind. Es steht nicht zu besorgen, daß China jemals eine kriegerische Macht werde; es wäre dann nicht mehr China. Aber die große Republik der Vereinigten Staaten, die englischen Colonien in Australien haben beide schon erkannt, daß ihre Arbeiter mit den seinigen nicht wetteifern können. Alles deutet darauf hin, daß der weizengelbe Mann eine beträchtliche Rolle in der wirthschaftlichen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts spielen werde. Wenn über kurz oder lang die bezopften Söhne des Blumenreiches

zu uns strömten und uns unbequem würden, hätten wir kein Recht uns zu beklagen. Irgend ein Enkel des Konfutse möchte uns bedeuten: Du hast die Biene aufgesucht, werde nicht böse, wenn sie Dich sticht!





Bilder aus Indien.

I.

Es giebt wohl Niemand unter uns, der nicht in seiner Kindheit von Indien geträumt und sich in seiner Jugend nach dem Anblick des Wunderlandes gesehnt hätte! Tausend und Eine Nacht, Golkonda, die Nabob, Elefanten, Bajaderen bilden einen Gegenstand unserer Volkspoesie im Theater und erscheinen uns im geheimnißvollen Weben der nächtlichen Träume. Wir finden etwas von Indien in unserm Gehirn, ehe dasselbe noch zum äußern Leben erwacht ist, Bruchstücke des einzigen Landes finden wir in unseren Wörterbüchern, auf unserer Haut, in unseren Worten, — überall. Der gemeine Mann aus dem Volke trägt ein Hemd aus Madapolam, unsere Schönen hüllen ihre Schultern in die weichen Shawle von Kaschmir, an ihrer Brust glänzt ein Saphir, oder ein Stückchen Himmel, aus den Türkisen Tibets verfertigt, leuchtet an ihren Finger. Die Worte, mit denen wir unsere

Gefühle ausdrücken, haben dort ihre Wurzel, in dem fernen, von der Sonne durchglühten und von berauschenden Wohlgerüchen durchdufteten Lande. Für uns besitzt Indien einen Zauber, den kein anderes Land haben kann, weil wir allesammt Bruchstücke desselben sind. Es bleibt für uns das Land der Märchen, das Land der Wunder, in dem die Natur ihren Blüthentraum geträumt zu haben scheint, wo sie ihre lieblichste Farbenpracht entfaltet und sich hinwiederum in ihrer großartigsten und furchtbarsten Seite zeigt, wo das Schilf die Höhe von Bäumen erreicht und ein Baum zu einem Walde wird, wo aber unter den Riesenpflanzen auch Riesenthiere leben, neben den Elefanten die gewaltigen Katzen, der Löwe und der blutgierige Tiger zu Hause sind und giftiges Schlangengewürm mordend schleicht, wo man im Jahre dreimal erntet, wo aber die Luft auch gesättigt ist mit den verderblichsten Dünsten. Und dazu sind in dem Fabellande zweihundertzweiundfünfzig Millionen Menschen aller erdenklichen Hautfarbe, die sich drängen und drücken, wie die Ameisen in einem Ameisenhaufen am Krönungstage der Königin, vertreten; mit ihnen der Buddhismus, die Lehre der Brahmanen, der Islam, alle Formen des christlichen Glaubens und der wildeste Fetischismus, Buddha, Brahma, Christus und die Sonne!

Das Zuviel ist der hervorragendste Punkt in Indien: Zu viel Menschen und zu viel Thiere; zu viel Wärme, zu hohe Berge, zu viel Reichthum und zu viel Armuth; zu viel Alter und zu viel Kindheit; zu viele Farben und zu viele Gerüche; zu viele Fieber und zu

viel Liebe; zu viel Todte und zu viel Leben. Wir armen, lauen Menschen der gemäßigten Zone fühlen uns dort immer erdrückt, überschwemmt von zu vielen Empfindungen; man wird betäubt, geblendet, ermüdet. Und in dieses Zuviel mischen sich noch die seltsamsten Bilder: düstere, schreckliche Tempel mit Kühen, Pfauen und Bettelpriestern; mit Gold und Silber bedeckte Elefanten; Kinder, auf deren Brust Kleinodien strahlen; Fürsten, deren Kleider mit Edelsteinen im Werthe von vielen Millionen geschmückt sind; Kuli, die mit 3 bis 4 Mark den Monat leben; schwarze, nackte Menschen, die immer von Cocosnußöl oder Schweiß oder von beiden zusammen glänzen; weiter eine wahre Orgie von nacktem, wohlgeformten Fleisch, das weder durch Mieder noch durch Beinkleid bedeckt wird; vielfarbige Kleider, welche den menschlichen Körper verschleiern, aber nicht verbergen; epileptisch scheinende Bajaderen mit Gesichtern, denen das Opium ein Gepräge von Stumpfsinn und Dummheit aufgedrückt, von Betel rosig gefärbte Zähne und Lippen, aus denen das Blut zu springen droht; das Groteske im Heiligen; das Cyclopenhafte im Tölpel; Affen, die man anbetet und Heilige, die sich 30 Jahre lang nicht von der Stelle bewegen; Affen, welche vom Staate unterhalten werden und Katzen-Hospitäler, Hunde und Raben, Krokodile und Rhinocerosse; Büffel, die sich in fieberschwangerer Erde ergötzen und thurmhohes Bamburohr; die höchsten Berge der Erde und Läden, die kleiner als ein Schrank sind: ein Pandämonium und eine Dithyrambe von leuchtenden Dingen, grotesken, ungeheuer großen und unendlich

kleinen Gegenständen. So zeigt sich uns Indien, das Land der Palmen, des Reises, des Zuckerrohrs, des Goldes und der Edelsteine, das immer die Sehnsucht der Eroberer war und vielleicht ewig bleiben wird, das vom Handel durchzogen, von Gelehrten studirt, von Philosophen ergründet, immer noch selber ein Räthsel, das Räthsel der Weltgeschichte bildet.

Wenn ich jetzt den Leser in dieses Land hinüberführe, so geschieht es selbstverständlich nicht, die Wunder desselben zu erklären oder seine Räthsel aufzulösen, ein Versuch, den ich in keiner Weise wagen möchte. Ich darf auch nicht daran denken, das Gesammtgebiet Indiens mit seiner ungeheuren Ausdehnung, seiner sinnverwirrenden Mannigfaltigkeit in Natur und Menschen heranzuziehen, sondern will mich auf einen Theil des von den Briten beherrschten Kaiserreiches beschränken, und denjenigen auswählen, welcher unstreitig auf den Abendländer die größte Anziehungskraft ausübt, nämlich das nordwestliche Bengalen, das Fünfstromland oder Pendschâb und das malerische Hochgebiet von Kaschmir.

II.

Ein Gebirgswall von riesenhafter Mächtigkeit, in seinem verzweigten Innern die höchsten bisher gemessenen Spitzen der Erde bergend, scheidet die indische Halbinsel von dem Hochlande Innerasiens. Es ist der Himálaya, welcher Name ausdrucksvoll genug „Stätte des Schnees“ bedeutet, das größte Alpengebirge unseres Planeten,

hinsichtlich der Höhe seiner Kämme und Gipfel, des Umfangs seiner Firnfelder und Gletscher, der Tiefe und Wildheit seiner Thäler von keinem anderen erreicht. Zu Füßen des Himálaya, im Südwesten und Süden breitet sich das vom Indus und seinen mächtigen Nebengewässern durchflossene Pendschâb, dann das Thal der gewaltigen Ganga, das große fruchtbare Niederland von Bengalen aus. Sie alle, diese Ströme und Flüsse, steigen durch die Schluchten des Himálaya von dem colossalen Hochlande Innerasiens herab an dem der Himálaya gewissermaßen als südliche Grenzmauer sich aufbaut. Tibet oder Bodjal, diese den Europäern immer noch verschlossene Heimstätte des Buddhismus, das Reich des Dalai-Lama, von dem blos einzelne Grenzgebiete von abendländischen Reisenden besucht werden konnten, nimmt den größten Theil dieses innerasiatischen Tafelmassivs ein, den Nordwesten aber das zugänglichere Baltistan, und die nach seiner Hauptstadt Leh oder Ladakh genannte Landschaft, welche dem „Maharadscha", d. h. dem Großkönig von Kaschmir unterworfen sind.

Wir sind hier im Gebiete des oberen Indus, wahrscheinlich dem großartigsten Hochgebirgslande der Erde. Von der Ausdehnung des Reiches von Kaschmir besitzen die wenigsten Europäer einen genauen Begriff. Dasselbe faßt eine große Mannigfaltigkeit der Climate, der physikalischen Merkmale und der Rassen in sich, da es von den heißen Ebenen des Pendschâb bis zu den unermeßlichen Gletschern und dem ewigen Schnee der höchsten Himálayagipfel sich erstreckt und Menschen

von arischer wie von uralaltaischer Abstammung sowie von muhammedanischen, buddhistischen und brahmanischen Glauben in sich schließt. Im allgemeinen aber ist das Land gebirgig und zwar in so hohem Grade, daß man sich ordentlich wundert, wie für die Bevölkerung Raum überhaupt noch übrig bleibt. Zu Kaschmir gehört, außer den früher erwähnten Landschaften, noch der Bezirk Dschamu, ganz nahe an der südlichen Grenze des Reiches, an einem Zweige des zum Indus fließenden Tschinâb, und dieses Gebiet hätte strenge genommen ein besseres Recht, dem Reiche den Namen zu geben, da in seiner Hauptstadt der Maharadscha seine Residenz aufgeschlagen hat.

Seit 1846 steht Kaschmir unter britischer Oberhoheit, und der Fürst darf weder Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Gesandte von fremden Mächten empfangen, ohne die Einwilligung des Vicekönigs von Indien. Dabei zahlt er einen Tribut von einigen Kaschmirschalen an die Kaiserin-Königin. Nichtsdestoweniger ist er in seinen Staaten souverän. Kein Engländer oder anderer Europäer darf ein Haus oder ein Feldstück in seinen Ländern erwerben, kein Fremder darf mehr als sechs Monate auf seinem Grund und Boden zubringen, und alle Besucher müssen auf bestimmten Straßen in das Land und aus dem Lande reisen. Ja, der englische Resident darf nicht einmal die britische Flagge auf seinem Hause aufhissen. Der gegenwärtig herrschende Maharadscha ist der Abkunft nach ein Radschpute. Aus dieser höchst zahlreichen und edlen Kaste, welche behauptet, freilich ohne nähere

Begründung, an die Stelle der ehemaligen kriegerischen Kschatrya getreten zu sein, sind fast alle indischen Fürsten, die „Radscha", im Norden Indiens wenigstens, sowie die herrschenden Eroberer der kleinen indischen Himálayastaaten entsprossen.

Das eigentliche Kaschmir, nur ein kleiner Theil des weiten Reiches, ist nun ein uralter Culturboden, dessen Geschichte die alte, freilich sehr wenig verläßliche Königschronik Radscha Tarangini's, bis zum Jahre 3714 v. Chr. zurückführt. Sei dem indeß wie ihm wolle, zweifelsohne ist das Land sehr frühzeitig im Besitze der Arier gewesen. Der altindische Glaube mag wohl in kurzer Frist die reine Religion Zarathustras verdrängt haben; aber die noch heute im Lande lebenden, sogenannten Panditen, physisch entschieden die edelste indische Rasse, und die unzähligen Trümmer herrlicher massiver Tempel zeugen für die große Vorzeit Kaschmirs. Jahrhunderte verstrichen so unter indischen Dynastien, und die chinesischen Pilger des frühen Mittelalters, welche über den westlichen Himálaya nach Indien gewandert sind, wissen viel von der Betriebsamkeit und dem Kunstsinn der Bewohner von Kaschmir zu erzählen. Doch gleich einem ungeheuren Spinnennetze verbreitete sich der Islam über das Herz Asiens; das Volk wurde durch Blut und Eisen zur Lehre des Propheten bekehrt und die herrlichen indischen Baudenkmale in Trümmer geschlagen. Als eines der glänzendsten derselben bewundert man heute noch in der Umgebung der Stadt Islamabád die Ruinen von Martand, wahrscheinlich eines aus der Zeit des

sechsten bis achten Jahrhunderts stammenden Dschainatempels, der am Rande des alten Seebeckens von Kaschmir sich erhebt und die Gegend weithin beherrscht. Martand war jedenfalls der großartigste Tempelbau von ganz Kaschmir und bestimmt auch einer der bedeutendsten im ganzen nördlichen Indien. Obschon die heutigen Ueberbleibsel im schlechtesten Zustande sind, so erkennt man doch noch die Form eines großen centralen Tempels, der so umfangreich wie der Kölner Dom gewesen sein muß, und um welchen herum breite, luftige Galerien aus den schönsten griechischen Säulen geführt haben dürften. Nichts kann aber einen Begriff geben von der Grazie der Säulenkronen und der technischen Vollendung der Sculpturen, welche die Wände des Tempels bedecken. Der Anblick dieses schönen Baues, der an die grünen Ausläufer der Gebirge gelehnt mit seiner herrlichen Fernsicht das Thal beherrscht, mag ein überwältigender gewesen sein. Selbst der übriggebliebene Trümmerhaufen mahnt lebhaft an die geschwundene Größe.

Sehen wir nun das Land uns näher an, so ist Kaschmir ein auf allen Seiten von ungeheuren Schneegipfeln umstelltes Hochthal, dessen mittlerer Theil eine Ebene bildet, die der Dschelam-Fluß durchzieht und worin der Wollar-See gebettet ist. Diese Hochebene hat im Mittel 1620 m Höhe, so daß das ganze Kesselthal an einen kolossalen Crater erinnert. Unter den Gipfeln des umgebenden Kranzes erheben sich die höchsten im Osten; doch führen allerwärts gangbare Pässe nach den Nachbarländern zwischen denselben

hindurch. So gestaltet sich das Land zu einem hochromantischen Bilde, und dessen einzelne Elemente sind die schneetragenden Bergzinken, die malerischen Thalschluchten, die zahlreichen Seen und schönen Ströme mit ihren Wasserfällen, die herrlichen Wälder und der reiche Blumenschmuck der Ebene. Unter den Seen ist der vom Dschelam durchflossene Wollar der bedeutendste, der Manasa Kul aber der schönste. Diese und die Zuflüsse des Dschelam machen Kaschmir zu einem trefflich bewässerten Lande, von dem der Großmogul Schah Dschehangir zu sagen pflegte: „Ich würde lieber das ganze große Indien verlieren, als mein liebes Kaschmir einbüßen mögen."

An den Ufern des Dschelam, in einem Thale, 1830 m über dem Meeresspiegel, 100 km lang und 65 breit, umgeben und geschützt von prächtigen Gebirgen, erhebt inmitten üppiger Vegetation sich die Hauptstadt des Hochthales, Srinaggar, die „Sonnenstadt", welche sich namentlich an der rechten Seite des Flusses hin ausdehnt. Sie muß einst viel volkreicher gewesen sein als jetzt, wo ihre Einwohnerzahl sehr verschieden: zwischen 40—120000 Köpfen angegeben wird. Die Stadt mit ihren Holzbrücken, welche sich nur durch ein Wunder von Gleichgewicht aufrecht erhalten, mit ihren baufälligen Häusern, zertrümmerten Uferdämmen, spitzdachigen Moscheen, welche an chinesische Pagoden mahnen, ihren weiß übertünchten indischen Tempeln, bietet trotz ihres handgreiflichen Verfalls auf Schritt und Tritt des Malerischen in Hülle und Fülle. Von ihren Bauwerken läßt sich allerdings nicht viel

sagen. Alles Neue ist häßlich und alles wirklich Alte in Ruinen. Der Maharadscha besitzt im Innern der Stadt einen Palast, der das Geschmackloseste in seiner Art ist, während ein zweiter Palast des Königs einfacher, aber deßhalb auch noch nicht geschmackvoller ist. In mancher Hinsicht läßt sich Srinaggar mit Florenz vergleichen, während manche seiner Canäle Scenen bieten, wofür selbst in Venedig keine Parallele aufzufinden ist. Wie dieses ist es eine Stadt auf Pfählen, eine Stadt der Brücken, welche über die zahlreichen Canäle oder vielmehr Flußverzweigungen führen, die die Stadt durchziehen und mit dem nahen See, dem etwa 8 km langen und halb so breiten Dal verbinden. Ein Unterschied besteht nur darin, daß in Srinaggar die Canalufer mit grünen Bäumen eingefaßt sind.

Der Dal ist ein liebliches Gewässer. Vermittelst einer Anzahl von Schleußen giebt er Wasser an den Dschelam ab, wenn derselbe niedrigen Stand hat; bekommt aber der heilige Strom Hochwasser, so schlägt er vermöge seines Druckes die Schleußen zu. Von diesen Verbindungscanälen zwischen Dal und Dschelam ist der Sut-i-kul oder Apfelbaumkanal, auf dem sich nicht selten königliche Barken wiegen, wahrhaft großartig schön. Den Sut-i-Kul bedecken zahlreiche Wasservögel mit buntfarbigem Gefieder, und herrliche Bäume streben an seinen lotosbesäumten Ufern himmelwärts. Auf dem Dal aber schwimmen seltsam geformte Gärten, deren mannigfache Gewächse das Auge erfreuen. Unter diesen leuchtet die hornige Wassernuß (Traba bispinosa) als Nutzpflanze hervor, woraus

die Leute in Kaschmir ein schmackhaftes Mehl und Brot bereiten.

In diesem kleinen äußerst fruchtbaren Lande wohnt ein betriebsames Völkchen, das sich unter normalen Verhältnissen ruhig des Daseins erfreuen könnte. Seiner Rasse nach ein Hindu, spricht der Kaschmiri eine Sprache arischen Ursprungs, fast immer aber auch das Hindustani und viele wissen sich auch des Persischen zu bedienen. Wenn auch das Hochthal von Kaschmir, das Kaschia Pamira der alten Arier, durchaus nicht das von Thomas Moore und anderen Dichtern und Reisenden viel gepriesene irdische Paradies ist, so besitzt es doch Alles, was Mutter Natur zu bieten vermag in Hülle und Fülle, und genießt dabei eines gesunden und jedenfalls sehr annehmbaren Klimas. Aber eben in seiner ausnahmsweise günstigen Lage, in seiner schönen Natur und in seinen reizenden Evatöchtern liegt der Grund seines heutigen Elends, der physischen und moralischen Entartung seiner Bewohner. Die fruchtbarsten Länderstrecken liegen brach; die Dörfer bestehen aus armseligen Holzhütten; die Einwohnerzahl ist durch Hungersnoth decimirt und durch widerliche Krankheiten auch sonst noch vielfach in ihrer physischen Entwickelung bedroht. Denn in Kaschmir erleben wir das seltene Beispiel von einem Volke, das bei relativ entschieden herrlichen physischen Typus eine unglaubliche moralische Entartung aufweist. Der Kaschmiri, groß und kräftig von Körperwuchs, mit ausgeprägten, intelligenten Gesichtszügen und feurigen, klug blickenden Augen ist der feigste, lügenhafteste, betrügerischeste,

lasterhafteste Schurke unseres Erdballs. Bei einer wirklich seltenen Begabung für jede auf Handgeschicklichkeit beruhende Beschäftigung, bei einer gewissen künstlerischen Auffassung, gepaart mit feinem Geschmack, ist er jedes moralischen Gefühles baar und stets bereit seinen Nächsten zu übervortheilen, zu schinden und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen, von seinen Lastern gar nicht zu sprechen, über die ich hier den Schleier ziehen muß.

III.

Aus der Region der indischen Hochalpen wandern wir nunmehr in die unabsehbare Ebene des Fünfstromlandes oder Pendschâb. Durch enge malerische Bergthore zwängen der Indus, der Dschelam, der Satladsch sich aus den Hochthälern Kaschmirs und Tibets hinab in das dicht bevölkerte Flachland, auf welchem ansehnliche von Alters her berühmte Städte, Mittelpunkte indischer Geschichte und Gesittung, zahlreich ausgestreut liegen. Das Pendschâb ist eine große Alluvialebene, aus Lehm und thoniger Erde zusammengesetzt und durch Zersetzung aus denselben Gesteinen entstanden, welche noch jetzt die hohen Gebirgsmassen im Norden der Provinz bilden. Die großen Ströme, welche ihr den Namen geben, durchfließen diese Ebenen in Nordsüdrichtung und an ihren Ufern blüht und grünt die üppigste Tropenvegetation; ja bei Schadipur macht sich der Baumwuchs sogar mitten im Strombette des Dschelam

breit! Jeder Fluß in Indien hat übrigens ein stets mit Wasser angefülltes Bett und ein Regenflußbett; sein Aussehen in der heißen Jahreszeit ist ganz anders als in der Regenzeit, wenn mit kaum nennenswerther Unterbrechung Güsse aus den Wolken mit einer Heftigkeit herabströmen, daß wir sie bei uns als Wolkenbrüche ansehen würden. In der heißen Jahreszeit ein schmales Gewässer mit einer Schiffbrücke überspannt, erhält er dann eine Breite von vielen Kilometern. Jeder Zwischenraum zwischen zwei Flüssen heißt „Duab" oder Zwischenstromland und ist meist nur eine Wildniß von Gebüsch und Gras, am höchsten und deßhalb auch am unfruchtbarsten in der Mitte. Wie natürlich, suchen die Städte die Flußufer auf; aber bei dem Wechsel der Wassermenge und Flußgeschwindigkeit haben Veränderungen im Flußbett nichts Ueberraschendes. So fließt die Rawi, welche einst die Mauern von Lahore bespülte, jetzt 3 km westlich daran vorbei.

Unter den Städten des Pendschâb eine der leuchtendsten ist das eben genannte Lahore, die alte Hauptstadt der Gaznevidenherrscher, dann der Mongolenkaiser, endlich des ephemeren Reiches der Sikh, einer um das Jahr 1500 gestifteten Glaubenssecte, deren Lehre ein veredelter Muhammedanismus mit brahmanischen Anklängen war. Unter einander eng verbunden durch das doppelte Band des Glaubens und der militärischen Zucht, gelang es ihnen der Tyrannei der letzten Großmogule einen gewissen Widerstand zu leisten und endlich unter Randschit Singh zu einem eigenen Staatswesen emporzusteigen. Nach seinem Tode führten ein

blutiger Zwist in der Familie und zwei unglückliche Kriege mit England zur Einverleibung der Staaten Randschits in das indobritischen Reich. Die Sikh aber haben den Untergang ihres Staates überlebt. Man trifft sie noch heute zahlreich im Pendschâb, besonders in Lahore und in dem östlich davon gelegenen Amritsar, ihrer alten, heiligen Stadt. Sie scheren sich nie das Haupthaar noch den Bart, sondern lassen Alles wachsen und binden ihr Haar in langen Zöpfen um den Kopf. Sie tragen enganliegende Beinkleider und einen rothen Turban, in dem sich etwas Stahl befinden muß.

Lahore's Antlitz erzählt seine Geschichte. Die Kaiser ließen hier ihre Spuren in gewaltigen Bauten zurück. Hierauf folgte Randschit und mit ihm die Hinduherrschaft. Die Paläste, in welchen er lebte, das reiche barocke Mausoleum, in dem seine Asche ruht, sind beredte Zeugen seiner Macht. Auch die neuen Herren, die Briten, haben, obgleich in geringerem Maße, der Stadt ihr Gepräge gegeben. Vor Allem die Eisenbahn mit einem zu allem Ueberflusse gar befestigten Bahnhofe, dann ein Thor im modernen italienischen Styl, endlich außerhalb der Stadt das Lager mit seinen Kirchen, öffentlichen Gebäuden und den Wohnhäusern der Europäer. Das alte Lahore ist aber eine echt indische Stadt. Durch die engen gekrümmten Gassen, zwischen niedrigen, kleinen, meist mit grobem Holzschnitzwerk verzierten Häusern, im wohlthätigen Schatten ausgespannter Zelttücher, wälzt sich, wie in allen indischen Städten, ein Strom weißgekleideter Menschen und Vieh. Fußgänger, Reiter, Frauen im

Ochsenwagen, durch Holzblenden gegen die Neugierde der Menge geschützt, begegnen und folgen sich unablässig. In den ganz offenen Läden aber wird gefeilscht, gekauft und hauptsächlich geschwätzt.

Eine nur zweistündige Eisenbahnfahrt bringt uns nach dem schon genannten Amritsar, dessen Name „Teich der Unsterblichkeit“ bedeutet. Heute zählt Amritsar an 140 000 Einwohner. In seinem gegenwärtigen Aussehen, mit seinen breiten und wohlgepflegten Hauptstraßen und buntbemalten Häusern ist es ein ganz moderne Stadt, die einen höfischen Anstrich hat. Sie ward eben 1761 vom Afghanenhäuptling Ahmed Schah zerstört und mit ihr der Goldene Tempel, welcher das größte Heiligthum der Sikh bildet. Beide erstanden aber neu aus den Ruinen und der Tempel ward sogar im Beginne dieses Jahrhunderts mit einem kostbaren Dache aus vergoldetem Kupferbleche eingedeckt. Er steht mitten in einem Teiche auf einem quadratischen Unterbau und ist mit dem Lande durch einen Damm aus Marmorquadern verbunden. Zum Bau sind viele Stücke verwendet, welche die fanatischen Sikh von muhammedanischen Baudenkmälern wegschlugen. Fanatismus, oft gepaart mit finsterem Aberglauben, zieht eben durch alle Schichten der indischen Gesellschaft, gleichviel zu welcher Religion sie sich bekennen. Unter Moslemin, Hindu und Sikh giebt es eine große Anzahl sogenannter Fakire, Bettler oder Büßer, welche ein religiöses, beschauliches Leben auf Kosten der arbeitenden Klassen führen. Diese Asceten leben entweder einzeln unter Bäumen, an Gräbern oder Verbrennungsplätzen,

oder auch nach Art der Mönche in Klöstern vereinigt unter einem „Mahant“ oder Abt. Einige dieser Fakire verstehen in der That ganz unerklärte, an das Wunderbare grenzende Dinge zu verrichten, Wirkungen zu erzielen, zu welchen das bei uns erst in jüngster Zeit ernsthafter in Angriff genommene Studium des Hypnotismus und der damit zusammenhängenden Erscheinungen voraussichtlich den Schlüssel liefern wird. Die meisten Fakire sind aber nichts als reine Faullenzer, die das Betteln unter einer religiösen Maske der Arbeit vorziehen, und darum auch durch den Volkswitz gebrandmarkt; aber nichts desto weniger finden sie ihren reichlichen Unterhalt, besonders durch die Gunst und den Aberglauben der Weiber. Leicht gerathen sie in den Geruch wunderthätiger Heiliger. So hat z. B. der weißbärtige Fakir Abdullah einmal einem dicken Moslim, dem ein Hühnerbein im Halse stecken geblieben, so lange angespukt, bis sich bei diesem Uebelkeiten einstellten und er den Knochen wieder von sich gab. Seitdem schwören die Leute bei dem wunderthätigen Speichel des Fakirs. Nicht immer aber kann solch ein heiliger Mann dem Rufe der Bedrängten Folge leisten, besonders dann wenn er nichts zu thun hat, denn da dies seine Lieblingsbeschäftigung ist, so läßt er sich darin nicht stören.

Größer noch als die Indusebene, welcher Amritsar und Lahore angehören, ist jene der Ganga, des heiligen Stromes der Hindu, welcher vom Himálaya herabstürzend, seinen Lauf von Nordwest nach Südosten nimmt und dem Fuße der Riesenkette entlang durch

das überaus fruchtbare Tiefland von Bengalen fließt. Ihm nahezu parallel zieht die kaum minder gewaltige Dschamuna, sein wichtigster aus dem Himálaya kommender Nebenfluß, dessen klare grüne Wasser den Hindu ebenfalls heilig sind. In der breiten, von Ganges und Dschamuna durchfurchten Alluvialebene Bengalens wird dreimal im Jahre geerntet. In dem subtropischen Klima gedeihen fast alle tropischen Producte; Baumwolle, Zuckerrohr, Caffee, Reis, daneben die edelsten Gewürze, eine Menge Palmarten, darunter die Cocosnuß und die Areka, deren betäubende Frucht, in die Blätter des „Betel", einer Pfeffergattung gewickelt, gekaut werden, wodurch Speichel, Lippen und Zahnfleisch sich blutroth färben. Die Viehzucht ist in diesem Tieflande bedeutend, und Schafe, Ziegen und Büffel finden eifrige Pflege. In den noch vorhandenen Urwäldern, in denen unendliche Schlinggewächse die Bäume überwuchern, hausen die gefürchteten reißenden Vierfüßler, der Elefant, das Nashorn und anderes Gethier. Das Klima ist im höchsten Grade heiß und ungesund. Hier ist der Hauptsitz der Cholera, welche das Viertel aller Sterbenden fordert; dann raffen auch tödtliche Fieber viele hinweg. Gerade in dieser heißfeuchten Niederung ist aber die Bevölkerung am dichtesten; denn ein sehr geringes Areal liefert hier ausreichenden Ertrag für den Unterhalt einer Familie. Hier liegt daher auch eine Reihe der stolzesten Städte.

Vor allen als das Rom von Asien gepriesen ist die Stadt Delhi am rechten Dschamunaufer. Der französische Indienreisende Rousselet hat Recht, wenn

er sagt, daß nur eine einzige Stadt der Welt Delhi den Vorrang in bezug auf seine Reichthümer, seine Pracht und seinen Ruhm streitig machen kann, und das ist das alte Rom. Die Geschichte Delhis ist die Indiens, und heute ist jenes mit großen Erinnerungen getränkte Gebiet das reichste archäologische Museum der Welt. Ruinen dehnen sich 20 km in der Länge, 10 in der Breite aus, denn im Laufe der Zeit hat sich die Lage der Stadt mehrfach geändert. Etwa 3 km süd-östlich des jetzigen Delhi erhebt sich inmitten der wahr-scheinlich ältesten Trümmerstätte der Minar-Kutab, vielleicht der schönste Turm der Welt. Er ist ganz isoliert, rund und hat vier Galerien in verschiedener Höhe. Die Gelehrten haben sich über die Frage seines Ursprungs, ob von Muhammedanern oder von Hindu erbaut, bisher nicht geeinigt. Die Ruinen eines rei-zenden maurischen Portals und eines alten Dschaina-tempels, welche den gewaltigen Pfeiler umgeben, erhöhen den poetischen Zauber dieser einsamen Grabstätte. Unter den Bogen der Moschee von Kutab bemerkt man eine eiserne Säule, die 6³/₄ m über dem Boden hervorragt, einen Meter unter der Erde steckt und in große Quadern mit genau passender Höhlung eingekeilt ist. Diese Säule ist aus einen Stück gefertigt und wurde, wie eine Inschrift auf diesem Zeugen der alten menschlichen Industrie besagt, im Jahre 317 unserer Zeitrechnung errichtet, als die Hälfte der Völker unseres Erdballs das Eisen noch nicht kannten. Die Umgebung gleicht einer ungeheuren Nekropole. Sogenannte „Chattri" sieht man in allen Richtungen zerstreut. Die Elemente,

aus welchen diese Grabdenkmale bestehen, wiederholen sich mit sehr geringer Abwechslung. Eigentlich unterscheiden sie sich von einander blos durch den größeren oder geringeren Reichthum des Materials und durch den größeren oder geringeren Kunstwerth. Es ist immer ein viereckiger Bau in der Mitte eines Hofes oder Gartens. Eine Kuppel deckt ihn. An den Ecken sieht man häufig zwei oder vier Minarete. Das Grabmahl Safdar Jung's ist eines der schönsten und mag als ein Beispiel dieser Denkmäler dienen.

Delhi, die eigentliche Stadt, hat ein durchaus muselmännisches Aussehen, enge, mit Menschen gefüllte Gassen, niedere Häuser mit flachen Dächern; die Männer spazieren mit schwarzgemalten Augen durch die Straßen, die Frauen aus dem Volke tragen Beinkleider aus allen Farben. Unter der englischen Verwaltung ist Delhi zur Provinzstadt herabgedrückt, die nicht einmal der Lärm rauschender Militärmusik durchzieht, denn die europäische Stadt liegt nördlich der Mogulanlage. Auch das Treiben in der wohlerhaltenen, 40 m breiten Hauptgeschäftsstraße, im Tschandi Tschauk, ist nicht mehr das alte. Wenn die zahlreichen Buden auch mit gleich guten und eben so seltenen Waren angefüllt sind wie früher und der Strom der Käufer sich stellenweise staut, so fehlen doch die reich gekleideten Eingeborenen, die ihre Pferde paradieren lassen oder auf der „Hauda" eines Elefanten ausruhen. Der Tschandi Tschauk führt zur Citadelle, deren Bastionen den imposanten Anblick hoher, gezinnter, in rothem Sandstein erbauten Mauern darbieten. Von diesen riesigen Steinflächen, welche

drei Seiten des Vierecks bilden — an der vierten vertritt die Dschamuna die Mauer — springen die Befestigungen der Thore vor. Die Thürmchen und Kioske am oberen Rande der Mauer zeichnen ihre anmuthigen Umrisse auf den, auch zwischen ihren Colonetten sichtbaren Himmel. Diese luftigen Gebäude bilden mit dem massiven Unterbau einen ergreifenden Gegensatz. Innerhalb der Mauern stehen dann, neben einigen andern, drei Gebäude, ein jedes von ihnen die höchste Leistung der indo-muhammedanischen Kunst: Der Diwan-i-Kas, die Halle für Privataudienzen, der Diwan-i-Am, die Halle für öffentliche Empfänge und endlich Moti-Mesdschid, die Perlmoschee sind der Stolz Delhis und im Vereine mit den Wundern von Agra, der Ruhm und die Zierde der Dynastie welche sie schuf. Würdig reiht sich ihnen die außerhalb der Citadelle befindliche Dschan-ma-Moschee an, eine der schönsten in Indien, wenn nicht der ganzen Welt.

Will man indeß Indiens größtes Wunderwerk erschauen, so muß man sich nach der volkreichen Stadt Agra, der einstigen Residenz der Timuriden, begeben, welche jetzt als Handelsstadt zu Bedeutung gelangt ist. Hier giebt es nur Wunder. Sie alle aufzuzählen oder gar zu schildern — daran darf ich gar nicht denken. Nur des „Tadsch Mahal", dieses Denkmal ehelicher Zärtlichkeit eines Kaisers, von Schah Dschehan seiner Sultanin Muntaz-i-Mahal gewidmet, muß ich gedenken. Es ist dies zweifelsohne die höchste Leistung indisch-moslim'scher Kunst. Der Tadsch wurde schon unzähligemal beschrieben, aber weder Feder noch Pinsel vermögen

auch nur einen schwachen Begriff von dem Wunderwerke zu geben. Vollständig aus weißem Marmor gebaut, strebt das Mausoleum in die Lüfte empor: ein Traum, ein Feenmärchen, ein Fata Morgana. „Drei große Denkmale der modernen Kunst“ — so erzählt der italienische Forscher und Reisende Paul Mantegazza — „haben mich immer bezaubert und sind mir immer als das Schönste erschienen, das je aus der Hand des Menschen hervorgegangen: Santa Maria del Fiore, der Dogenpalast in Venedig und der Kölner Dom. Als ich aber den Tadsch sah, mußte ich unwillkürlich ausrufen: Nein, das ist noch schöner, dies ist das größte architektonische Wunder der Welt!

Zu diesen Perlen von Agra stehen in einem seltsamen Gegensatz die barocken Monumente der großen Stadt Lakhnau. Der durchaus moderne, erst in den Jahren 1848 bis 1850 um den Preis von 16 Millionen Mark aufgeführte Kaiser-Bagh, d. i. Kaiser-Garten, in welchem europäische Baukünstler italienische Stylformen dem indisch-muhammedanischen Geschmacke anpaßten, liefert wie in seinem ungeheuerlichem Namen, so auch in seiner grotesken Baukunst den schlagenden Beweis, daß Millionen und gute Absichten nicht genügen, um das Schöne zu schaffen. Mehr als ein Palast ist er eine Stadt von Palästen, die Behausung des Königs von Audh, denn für die Frauen des Harems hat er allein 50 besondere Häuser, die alle in den ungeheuren Raum vom Kaiser-Bagh eingeschlossen sind. Das größte Wunderwerk Lakhnaus ist aber die stattliche Gruppe von Gebäuden, welche Imâmbârá, d. i. Patri-

archenplatz heißt und zu Ende des 18. Jahrhunderts von dem Nabob Afzal ul Daulah errichtet worden ist. Sie diente ursprünglich der Abhaltung des Muharram oder muhammedanischen Neujahrsfestes und ist jetzt — prosaisch genug — als englisches Arsenal benutzt.

IV.

So hätten wir denn auf verhältnißmäßig engem Raume Denkmäler aus Indiens ältester Vergangenheit bis auf unsere Tage vor unserem Auge vorüberziehen sehen. Sie alle aber blicken herab auf ein Thun und Treiben der Menschen, das bis vor Kurzem noch nicht ausgelenkt ist aus den Bahnen, welche es von allem Anbeginne verfolgt hat. Erst seit wenigen Jahren gährt es in der indischen Welt, wenigstens in ihren höheren Schichten. Unter dem Einflusse, welchen die Berührung mit der europäischen Gesittung ausübte, rüttelt es aber schon allerwärts an den alten, so lange mit Ehrfurcht gehüteten gesellschaftlichen Satzungen. Selbst die Kasten, welche auf eine wenigstens dreitausendjährige Geschichte zurückblicken, fangen bereits an, dem Einflusse der alles zernagenden und zersetzenden Zeit nachzugeben. Auch fehlt es nicht an Reformatoren, wie die neuere Sekte des Brahma Somadsch, welche die uralte Hindureligion ändern möchten, indem sie dieselbe in vielfacher Beziehung mit dem Christenthume in Uebereinstimmung zu bringen suchen. Endlich befindet sich sogar die Hindufrau in einer Periode der

fortschrittlichen Entwickelung, wie die ganze Gesellschaft, in der sie lebt.

Freilich ist es die Frau und deren Stellung, an welche die althergebrachten Sitten und Anschauungen am zähesten sich klammern. Da man das Beste sich auf das Ende aufzusparen pflegt, so kann ich nicht besser schließen, als indem ich dem zarten Geschlechte in Indien noch eine kurze Betrachtung widme. Ich werde auch nur zwei Typen vorführen, welche man gewissermaßen als die beiden Pole der indischen Frauenwelt betrachten kann. Da ist zunächst die Indien ganz eigenthümliche Erscheinung der Nautsch, welche uns besser unter dem portugiesischen Namen „Bajadere" bekannt ist. Sie ist Tänzerin aber auch Sängerin und oft auch Improvisatorin und Dichterin, was sie aber alles nicht hindert, auch ein zügelloses, ungebundenes Leben zu führen. Solch ein Nautsch-Mädchen ist aber sehr verschieden von dem, wie man sie sich in den Träumen der Phantasie oder aus den ungenauen Berichten vieler Reisenden vorzustellen pflegt. Stets züchtig bekleidet, beobachtet sie auch in ihren Tänzen große Zurückhaltung. Dieselben stellen unter Musikbegleitung meist eine Pantomime dar, deren Inhalt eine Göttergeschichte, ein Liebeshandel u. dgl. bildet. Gewöhnlich werden die Nautsch, wenn sie schön sind oder es zu werden versprechen, schon von früher Jugend von ihren armen Eltern ihrem Berufe, einem sehr einträglichen Handwerke, geweiht. Die schönsten und berühmtesten tanzen nur für Tausende von Mark, und in Delhi kann man sie in vergoldeten, von Edelsteinen

blitzenden und mit Blumen geschmückten Wagen durch die Stadt fahren sehen. Es giebt übrigens mehrere Klassen dieser Tänzerinnen, die alle irgend einem Tempel angehören, daher sie in Indien auch Dewadaschi, d. h. Dienerinnen der Götter genannt werden. Die Dewadaschi der zwei ersten Klassen werden allgemein mit Auszeichnung behandelt und genießen viele Vorrechte. Man giebt ihnen den Titel „Begum", d. h. „edle Frau" und hält sie für unentbehrlich bei allen religiösen, öffentlichen und Privatfesten.

Das Gegenbild zu dieser Klasse der indischen Frauenwelt ist zu erblicken in der vornehmen Dame aus Bengalen, der Frau des Brahmanen. Die indische Frau ist im allgemeinen schön und gut, und hat eine zärtliche, leidenschaftliche Natur. Um ihr Loos würde sie aber wohl keine meiner liebenswürdigen Leserinnen beneiden. Denn wenn das Weib in Indien ins Leben tritt, so wird es schon mit einem Fluche begrüßt und wie ein Unglück empfangen. Ungemein tief steht es in der allgemeinen Achtung. Und das Bewußtsein der eignen Unbedeutendheit scheint im Gehirn der Hindufrau so fest gewurzelt zu sein, daß sie ihrerseits den Gatten verachtet, wenn dieser sie zuvorkommend und liebenswürdig behandelt. Dies erinnert an ein Verlangen der Südamerikanerinnen, womit sich wohl keine unserer Damen befreunden möchte, denn es läuft darauf hinaus, von ihrem Manne zuweilen geschlagen zu werden. Ein bekanntes Sprichwort sagt dort: Mucho me quiere, porque mucho me aporrea, d. h. Er liebt mich sehr, weil er mich viel prügelt. Wohl das größte Unglück

für die indische Frau ist aber der verhängnißvolle Gebrauch, daß sie schon als ganz kleines Kind verheirathet wird, so daß sie niemals wählen oder ausschlagen kann. In der neuen Familie, in die sie meist in sehr jugendlichem Alter eintritt, muß sie die bescheidene ergebene Sclavin der Schwiegermutter, der Schwäger und aller neuen Verwandten sein. Die Damen selbst der höchsten Gesellschaftsklassen leben in einer kaum weniger strengen Clausur als ihre muhammedanischen Mitschwestern, sind beständig in ihrer „Zenana", dem Frauengemache, eingeschlossen und gehen nur mit herabgelassenem Schleier oder in einer Sänfte aus dem Hause. Wohl giebt es blos eine legitime Hauptfrau, deren Kinder allein erbberechtigt sind, Nebenfrauen verpönen aber weder Gesetz noch Sitte. Das Cölibat wird allerdings so sehr verabscheut, daß der Gatte nur wenige Tage Wittwer bleibt, dies gilt aber nicht für die Wittwe, welche nach indischen Satzungen mit ihrem verstorbenen Gatten verbrannt wurde. Noch 1875 fand in Lakhnau eine solche „Sati" oder Wittwenverbrennung statt und in den Vasallenstaaten ist der Brauch auch heute noch nicht unterdrückt. Im englischen Reichsgebiet ist das Verbrennen von Wittwen für alle Zeiten verboten, obwohl anfangs die Frauen selbst geradezu mit Ungestüm nach dem Scheiterhaufen verlangten. Ist somit die Wittwe nicht mehr dem Tode geweiht, so verwehrt ihr doch die Sitte die Wiederverheirathung und verurtheilt das oft noch jugendliche Geschöpf zu einem freudenlosen Dasein. Zwar versuchen Vereine der Wiedervermählung von Wittwen Bahn zu brechen, doch

schreitet noch immer eine Wittwe nur schwer und selten zu einer zweiten Ehe, an welcher in den Augen des Volkes ein untilgbarer Makel haftet.

So sehen wir denn in dem Lande der Wunder und Seltsamkeiten auch seltsame Ideen über die Menschen ihr tyrannisches Scepter schwingen, Ideen, welche unvereinbar sind mit unseren Begriffen von Fortschritt und Gesittung. Die jetzt schon merkliche Erschütterung der alten Satzungen, deren ich früher gedachte, läßt indeß ahnen, daß ein Tag kommen wird und kommen muß, wo auch in Indien neue, von Wesen des Europäerthums befruchtete Anschauungen, neue Auffassungen der gesellschaftlichen Verhältnisse ihren siegreichen Einzug halten. Dem Geiste nach Europäer werden freilich die Hindu niemals werden; dem widerstrebt ihre gesammte Naturanlage. Wie viel immer sie aber an abendländischen Gedanken in sich aufnehmen, es wird zuverlässig eine großartige Umgestaltung der Dinge im alten Aryavarta bewirken. Bis dahin jedoch und indem sie bessere Tage erwarten, werden Land und Volk die Beschwerden der Acclimatisation ertragen müssen, um sich auf eine neue Atmosphäre vorzubereiten.





Alte und Neue Welt.

Länder und Völker haben ihre eigenen, deutlich ausgeprägten Physiognomien, wie einzelne Individuen. Und wie bei diesen treten sie durch Vergleichung und Gegenüberstellung am schärfsten hervor. Nirgends läßt sich dies wohl genauer beobachten, als an dem, was man oft als Alte und Neue Welt zu bezeichnen pflegt. Freilich sind diese Begriffe keine durchaus feststehenden, und man muß sich zuvörderst über deren genaue Sinnbegrenzung verständigen. Hören wir den Erdkundigen, so wird er uns sagen, das Starre auf Erden erscheine in drei, dem Aeußeren wie der räumlichen Ausdehnung nach völlig verschiedene Formen gegossen. Indeß mag eine derselben, das australische Festland, hier unberücksichtigt bleiben, denn es spielt keine Rolle in dem Begriffe der Alten und Neuen Welt. Man hat sich gewöhnt, es als außerhalb desselben stehend, als etwas Besonderes zu betrachten. Alte und Neue Welt begreift blos die zusammenhängenden Ländermassen der östlichen und der westlichen Halbkugel. Den drei Welttheilen,

Europa, Asien und Afrika stehen die beiden Amerika gegenüber. Mit Bedacht sagen wir: die beiden Amerika, denn in der That zerfällt die Neue Welt in zwei völlig getrennte Schlachtfelder, in zwei Festlande mit gesonderten Naturreichen. Vergleicht man nun die beiden Continente mit einander in physikalischer Hinsicht, so ruht auf dem Alten der Segen einer sichtlichen Bevorzugung, welche ihm über die Neue Welt eine unbestreitbare physische Ueberlegenheit verleiht. Nicht nur, daß die Neue nur halb so geräumig ist, als die Alte Welt, ist diese unvergleichlich besser ausgestattet in mehlreichen Gläsern, in zähmbaren Zug- und Hausthieren. In der Alten Welt, die zugleich vorzugsweise eine Continentalwelt ist, sind die Thiergeschlechter ihren Verwandten in der Neuen an Körpergröße und Stärke weit überlegen. Im Ganzen mag der Neue Continent, der vorwiegend oceanisch ist, dem Pflanzen-, der Alte dem Thierleben günstiger sein. Immerhin bleibt die Alte Welt reicher. Im Kampfe um's Dasein fanden also auch ihre Bewohner in diesen von der Natur gegebenen Verhältnissen bessere Waffen, tüchtigere Werkzeuge, reichere Hilfsmittel, um zu erhöhtem Aufschwung zu gelangen. Eine natürliche Folge ist es dann nur, wenn auch die geistigen Kräfte diesseits des Oceans von Anfang an jenen der amerikanischen Menschheit überlegen gewesen sind, wenn die Gesittung in der Alten, nicht in der Neuen Welt ihre Wiege hatte.

Wie die Erdkunde kennt auch die Culturgeschichte eine Alte und eine Neue Welt, ihr Begriff deckt sich aber — aus den eben angedeuteten Gründen — nicht

mit dem vorigen. Ihr gilt als Neue Welt blos ein Bruchtheil der amerikanischen Ländermasse, nämlich jener, welcher bisher allein zu culturgeschichtlicher Bedeutung aufgestiegen ist: die große Republik der Vereinigten Staaten und die benachbarten gesitteten Striche im nordamerikanischen Canada. Und auch die Alte Welt der Culturgeschichte ist weit beschränkter als jene der Geographie. Von dem Nordrande des schwarzen Erdtheils abgesehen, zählt Afrika dabei nicht mit, und auch von Asien kommen blos die Gebiete in Betracht, welche dereinst die Heimath jener uralten Culturen gewesen sind, aus denen die Gesittung unserer classischen Völker, der Griechen und Römer, ihre wichtigsten Anregungen empfangen hat. Diese Alte Welt deckt sich so ziemlich mit dem Begriffe des Orients, des Morgenlandes, dem seit jenen fernen Tagen der Islam sein Gepräge aufgedrückt hat. Sie bildet den auffallendsten Gegensatz zum Abendlande, dem schon unser mittleres und westliches Europa angehört, und das culturgeschichtlich wahrhaft als eine Neue Welt aufzufassen ist. Wohl weisen Europa und Amerika, d. h. das Amerika in dem oben begrenzten Sinne, schon deutlich verschiedene Charakterzüge auf, die Geistesverwandtschaft zwischen beiden ist aber doch nicht zu verkennen; sind es doch Sprößlinge unseres eigenen Stammes, welche sich drüben, blos unter veränderten Bedingungen des Lebensraumes, bewegen. Ihr Treiben, durch natürliche Umstände begünstigt, stellt sich in mancher Hinsicht nur als eine Steigerung, wenn auch keine Fortsetzung unserer eigenen Gesittung dar, welcher von

mancher Seite diesem transatlantischen Vorbilde nachzueifern zugemuthet wird, ein Vorgang, dem allerdings voraussichtlich die Natur der Verhältnisse wehrend entgegentreten wird.

Ein wahrer Abgrund gähnt dagegen zwischen der Neuen Welt des Abendlandes und der Alten Welt des Morgenlandes, ein Abgrund in psychischer wie in geistiger Beziehung. Der Abendländer, Europäer oder Amerikaner, hat nichts gemein mit dem Orientalen in Denkungsart, Sitten und äußerer Erscheinung. Die Gebräuche dieser Alten Welt sind in vielen Stücken das gerade Widerspiel jener der Neuen. Wir lassen das Haar wachsen und scheeren den Bart; die Morgenländer lassen den Bart wachsen und scheeren die Haare ab. Bei uns ist die Entblößung des Hauptes ein Zeichen der Erfurcht, bei ihnen ist ein entblößtes Haupt ein Zeichen der Narrheit. Wir tragen kurze und enge Kleider, sie lange und weite, faltenreiche und den Körper möglichst wenig beengende. Dies sind freilich nur Aeußerlichkeiten, allein bezeichnend genug. Viel tiefer noch ist die geistige Kluft. Man rede dem Orientalen von dem Wissensdrange, von dem Geiste des Fortschrittes, dem Streben nach dem Besseren, welche den Abendländer erfüllen. Der Mann der Alten Welt hört uns zu, versteht jedes Wort unseres Satzes, aber der Satz selbst entspricht für ihn keinem Gedanken, alle diese Dinge begreift er nicht, weil er unfähig ist, sie zu empfinden. Ergeht es so schon dem ihm doch nahe gerückten Europäer, welch' greller Contrast erst zwischen dem Morgenlande und Amerika, diesen beiden Flügeln der Alten und Neuen Welt!

Beiläufig bemerkt: schon die Erde zeigt eine wesentliche Verschiedenheit. Im überseeischen Westen grüne, jugendliche Wälder, endlos sich ausdehnende blumige Wiesen, unabsehbare kornwogende Gründe, volle Ströme, Berge, aus denen die Fülle des Erzes oder des schwarzen Goldes zu Tage quillt. Im Osten dagegen baumlose Gebirge, gleich den dürren Rippen und Hüften des Alters, rasenlose Flächen, versiegende Gewässer, erschöpfte Bergwerke. Und während sich dort allenthalben die Wildniß lichtet, die Wüste zurücktritt, erobert hier die Einöde alljährlich mehr von der Cultur zurück, frißt der Stein wie eine Krankheit in die alten Städte und Landschaften hinein, ziehen sich Wüstenstreifen wie Runzeln über das Antlitz der Erde. Die Sonne hat sich nicht abgewendet von dieser Region, und der Regen fällt wie vor Alters herab. Es sind die Menschen, welche ihr Erbtheil verkommen lassen. Jenseits des Oceans überall junges, rasch pulsirendes Blut, keckes und rastloses Treiben, lebhafte, oft wüste Gährung. Im Osten dagegen stockende Säfte, versagende Kräfte, eine stehen gebliebene Wissenschaft, verkümmertes Gewerks- und erstarrtes Staatswesen, eine verfallene, verknöcherte Religion, die in ihren wesentlichsten Theilen auf Aberglauben beruht, greisenhaftes Entsagen, brütende Beschaulichkeit, Scheu vor jeglicher Erregung, Sucht nach Ruhe und Bequemlichkeit. Arbeit, namentlich jede geistige Arbeit, ist dem Orientalen ein Gräuel, sein größtes Glück das Dasein im „Kef", im träumerischen Nichtsthun zuzubringen. Ist er daher zur Arbeit gezwungen, so kennt er kein

höheres Lebensziel, als baldmöglichst genügend zu erwerben, um sich von den Geschäften zurückziehen und alle Tage, die ihm noch beschieden sind, auf dem Divan verträumen und vergrübeln zu können. Stundenlang vermag er, ohne ein Wort zu sprechen, in sich versunken träumerisch nachzusinnen, und was ihn beschäftigt, sind fast immer religiöse Betrachtungen und Grübeleien. Zum eigentlichen wissenschaftlichen Denken hat er nicht die geringsten Anlagen. Wissenschaften, die mit dem praktischen Leben zu thun haben, sind gering geachtet, und als Krone der Gelehrsamkeit gilt die Scholastik. In der That ist der Morgenländer der geborene Scholastiker, und in spitzfindigem Austüfteln von religiösen Räthselfragen erschöpft sich sein ganzes geistiges Vermögen. Amerika ist voll Nachahmungstrieb und Lernbegier bis in die untersten Schichten. Der Orient ahmt nur gezwungen nach und ist zufrieden, zu wissen, daß Einer ist, der Alles weiß.

Die Sucht für kindische, unnöthige Grübeleien ist auch die Ursache für die conservativen Zustände des Morgenlandes. Im Westen giebt man nichts auf das Herkommen und geht in dem Bewußtsein, auf den Schultern seiner Väter zu stehen, mitunter bis zur Impietät. Dem Orient gilt die Sitte, der überlieferte Gebrauch, höher als das Gesetz. Darum bleibt dort Alles beim Alten, und denkt Niemand an eine Aenderung der oft trostlosen Zustände. Das eintönige, freudenlose Leben der morgenländischen Städte, das mühevolle Ringen der Bewohner von früh bis spät um

das kärgliche Brot, das armselige Leben unter Schmutz, Lumpen und Ungeziefer erregt bei den Leuten des Abendlandes ein schwer zu beschreibendes, langweiliges, peinliches Gefühl. Dort ist kein Buch, kein Studium, keine Rede, kein geistiger Genuß, keine politische Neugierde. Niemand schreibt, druckt und liest. Im Gespräche ist der Amerikaner ein unermüdlicher, oft lästiger Frager, wißbegierig oder doch neugierig. Im Orient ist eine Unterhaltung zwischen Fremden blos der Austausch herkömmlicher, seit unvordenklichen Zeiten feststehender Phrasen. In Persien z. B. fragt der Besuchende den Hausherrn, ob unter Gottes Gnade seine Nase fett sei? „Sie ist es, Gott sei gelobt, durch Deine Güte.“ — „Gott sei gepriesen dafür“, lautet die Antwort. Dann wendet man sich zu dem Zunächststehenden und fragt ihn, wie er sich befinde. Die Antwort lautet allemal günstig: „Dank sei Gott durch Deine Güte.“ So redet man alle Anwesenden an; nachher wendet man sich wieder zum Hausherrn und stellt sich, als ob man ihn lange Zeit gar nicht gesehen habe. Deßhalb dann abermals die Frage, ob, so es Gott gefällt, seine Nase fett sei? Antwort: „Sie ist es, Gott sei gedankt, durch Dein Erbarmen.“ Man hat dort eben kein Interesse, sich mitzutheilen oder mittheilen zu lassen. Wir fragen z. B., was für ein Charakter der neue Pascha und welches seine Stellung zum Volke sei, und der Turbanträger antwortet gravitätisch durch die Wolken seiner Pfeife: „Allah beschütze ihn.“ Wir erkundigen uns nach dem Zustande von Ortschaften, wo etwa jüngst Krieg oder Hungersnoth

gewüthet, und die Erwiderung lautet: „Sie sind in Allah's Hut!" Das Motto der Neuen Welt ist ein ungeduldiges „Go ahead!" (Vorwärts!), jenes der Alten ein in des Schicksals Fügung ergebenes „Maschallah" (Wie Gott will!). Den Amerikaner können wir uns gar nicht anders als schreitend denken, zeigt doch sein Schaukelstuhl, daß er selbst sitzend sich bewegen muß. Den Morgenländer dagegen stellen wir uns am liebsten ruhend vor, wo nicht auf dem Divan, so doch im Sattel, denn selbst sich bewegend muß er sitzen. Seine Tracht ist malerisch, aber zu raschem Gange nicht geeignet, und der Tschibuk, mit dem man nicht die kleinste Arbeit verrichten kann, sticht auffallend und kennzeichnend ab von dem kurzen Stummel Amerikas, der bei keiner Arbeit hinderlich ist.

Dem Sohne der Neuen Welt ist Zeit wie Geld; er spricht mit dem Telegraphen oder Telephon, reist mit der Lokomotive, säet und erntet mit dem Dampf. Der Orientale weiß nicht einmal, daß die Zeit überhaupt einen Werth hat; er wartet, zögert, ohne zu bedenken, daß sein Leben dahingeht Sein drittes Wort ist: morgen, morgen! Damit schiebt er Alles, was ihn drängt, von sich, und gewöhnlich zieht sich das „morgen" über Jahr und Tag hinaus. Er hat keinen Begriff von einer endgiltigen Lösung, einer bestimmten Vereinbarung, einer unverbrüchlichen Frist. Als die Türken noch ihre Schulden bezahlten, befand sich einmal der Finanzminister fünf Tage vor der Verfallsfrist ohne einen Para in seinen Kassen, als ein befreundeter Abendländer das Gespräch auf die demnächst

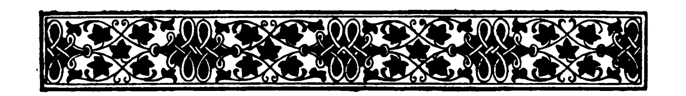
zu leistende Zahlung lenkte. „Wir werden sehen“, meinte der Minister. — „Aber, Excellenz, die Gläubiger der Türkei rechnen auf ihr Geld, sie erwarten es.“ — „Man wird die Zahlung vertagen.“ — „Wie, vertagen? Die Lage ist dringend.“ — „Nein, mein Freund“, antwortete der Osmane; „es giebt auf dieser Welt keine dringenden Lagen. Alles kann man aufschieben, ausgenommen die Stunde des Todes.“ In dieser Form war die Antwort biblisch, mehr denn jede andere aber enthüllt sie die Kluft, welche abend- und morgenländisches Denken von einander trennt. Und weil ihm die Zeit keinen Werth besitzt, redet der Orientale auch langsam, und der Gedanke ist ihm in ein schwerfälliges, faltenreiches Bildergewand gehüllt. Er bewegt sich auch langsam nach der Väter Weise von Ort zu Ort, bedient sich heute noch des Pflugs, der schon vor dreitausend Jahren seine Felder ritzte, der einfachsten Mühle, des alterthümlichsten, unbehilflichsten Schiffes. Spurlos ist der Fortschritt der Jahrhunderte an ihm vorübergezogen. Der Yankee trägt sein Geld zur Bank, wo es lebt und wirkt. Der Morgenländer vergräbt es in der Erde oder trägt es ebenso todt in Kostbarkeiten und Prachtgewändern mit sich herum.

Diese Parallele, die sich noch viel weiter ausführen ließe, spricht wohl deutlich genug. Wie Amerika im eigentlichsten Sinne die Neue, die junge Welt, so ist das Morgenland die Alte. Stünde der Sprachgebrauch nicht schon fest, wahrlich, man könnte die Namen tauschen: hier die frische Bewegung des Morgens, dort die stille Ruhe des Abends. Freilich, dies wollen wir

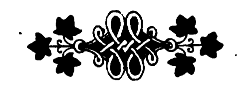
nicht vergessen: das alte Morgenland hat seine Arbeit gethan, seine Früchte geliefert und die Fortsetzung an die westliche Welt abgegeben. Es ist dies der nothwendige Gang der Geschichte. Von dem einstigen Schwung ist ihm nur in seinem Stolz gegenüber dem Abendlande, von seiner ehemaligen Größe nur in seiner Haltung ein Rest geblieben und eben in dieser Haltung ruht sein einziger Vorzug vor dem Menschen des fernen Westens, der Neuen Welt. Der Morgenländer ist ein herabgekommener Vornehmer, der Amerikaner dagegen ein emporgekommener gemeiner Mann. Selbst der niedrige Bettler verräth durch würdevolle Haltung und anmuthige Sprache etwas von dem Erbe einer adeligen Zeit. Amerikas Millionäre zeigen häufig in ihrem unsicheren Selbstgefühl, in dem Mangel an Selbstbeherrschung wie im sonstigen Benehmen die Eigenschaften des Emporkömmlings. Das alte Morgenland umrauscht der Hauch der Geschichte. Dort umschweben den Geist verdunkelte Erinnerungen an eine macht- und lichtvolle Vergangenheit, an welterobernde Propheten und Könige, schwungvolle Dichtungen, glanzreiche Städte, Tempel und Ruinen. Und an diesem glorreichen Erbe hat auch unser Europa Theil, das culturgeschichtlich der Neuen Welt zugehört. Gerade dieses geschichtliche Erbe aber sichert ihm die Erhaltung seiner Eigenart, ist die Wurzel der Verschiedenheit, welche europäische und amerikanische Gesittung nothwendig kennzeichnen müssen. Amerika hat keine Geschichte; es besteht dort kein historisches Recht, und das Mitschleppen ererbter Gesetze aus der alten Heimath

in die neuen Verhältnisse des jungfräulichen Bodens hätte der Entfaltung der ungeschlachten, oft rohen Kraft mitten in den Flegeljahren der Jugend nur hinderlich sein können. So entwickelt sich jenseits des Oceans ohne Himmel, ohne Poesie, ohne Wunder, aber voll von Keimen und Plänen für die Zukunft in der That eine Neue Welt.





Inhaltsverzeichnis.



Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below.

GN
325
H47
1891
LANE
HIST

